

Journal für Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben von Friedrich Buchholz.

Achter Band.

Berlin, bei Theodor Christ. Friedr. Enslin. 1817.

Journal für Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Achter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1817.

Inhalt des achten Bandes.

Seite

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XVI.

Diocletians Fortsetzer.

Bei dem innigen Zusammenhange, worin der Mensch mit den Dingen steht, ist nichts so häufig, wie eine Verwechselung des Persönlichen mit dem Sächlichen; und nichts hat wichtigere Folgen, als diese Verwechselung. Offenbar rührte der Charakter, welchen die römische Regierung vom Jahre 284 bis zum Jahre 305 gehabt hatte, von der Persönlichkeit Diocletians her. Doch dies der Wahrheit gemäß aufzufassen, lag außerhalb des Verstandeskreises Derer, welche seine Fortsetzer waren. Die Form, meinten sie, sey alles; das Wesen hingegen nichts. Sie blieben daher bei jener stehen; und ohne in Anschlag zu bringen, daß zwei Imperatoren ohne Eifersucht, und zwei Cäsarn ohne Ehrgeiz, in einem und demselben Reiche zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, eine Erscheinung seyen, die man nicht zum zwei-

ten Male erwarten könne, blieben sie an dem Umstande kleben, daß die Größe des Reiches nur durch die von Diocletian gewählten Mittel beschützt werden könne. Hieraus entwickelte sich eine Periode voll Zwietracht und Verwirrung: eine Periode, die, ob sie gleich nur achtzehn Jahre umfaßte, nicht weniger als fünf Bürgerkriege in sich schloß; eine Periode endlich, worin offenbar werden sollte, daß die Natur eines jeden Reiches von größerem Umfange den Charakter der Einheit in der Regierung nothwendig macht, und daß die ideelle Einheit nur dadurch zu einer wirklichen werden kann, daß sie sich in der Person Eines Monarchen darstellt. Die Art und Weise, wie dies in der Person Constantins, der in der Folge den Beinamen des Großen erhielt, geschah, ist so merkwürdig, daß die ganze römische Geschichte schwerlich noch etwas Merkwürdigeres aufzuweisen hat.

Bei der Erhebung des Galerius und des Constantius Chlorus hatten Diocletian und Maximian auf eine doppelte Weise dafür gesorgt, daß beide Cäsarn nicht leicht in die Versuchung gerathen konnten, ihren Vortheil von dem der Imperatoren zu trennen; sie hatten die Cäsarn nämlich nicht bloß an Kindes Statt angenommen, sondern sie auch mit ihren Töchtern vermählt. Auf diese Weise war Galerius der Schwiegersohn Diocletians geworden, nicht ohne große Verbindlichkeiten zu übernehmen. Nach der gleichzeitigen Abdankung Diocletians und Maximians ging der Imperator-Titel auf Galerius und Constantius über, und der Letztere erhielt alle die Vorzüge, welche seiner höheren Bildung nicht

versagt werden könnten. An ihm wäre es also gewesen, sich zu seinem Collegen in eben das Verhältniß zu stellen, worin Diocletian zu Maximian gestanden hatte. Doch abgesehen davon, daß Constantius ohne Ehrgeiz war und seine Befriedigung in der Liebe seiner Unterthanen fand, wirkte der Umstand entgegen, daß Galerius als der eigentliche Nachfolger des Diocletian betrachtet wurde; und so geschah es, daß dieser, ohne weitere Rücksprache mit seinem Collegen, die beiden Cäsarn bestellte, welche für die Erhaltung des Reiches nothwendig schienen. Ohne nun darauf Rücksicht zu nehmen, daß Maximian sowohl, als Constantius Chlorus erwachsene Söhne hatten, wählte Galerius zu Cäsarn zwei Personen von sehr zweideutigem Verdienste; nämlich den Daza, genannt Maximin, einen rohen, unerfahrnen Jüngling, der sein Neffe war, und einen gewissen Severus, der ihm treu gedient hatte. Jener wurde zum Statthalter von Aegypten und Syrien, dieser zum Statthalter von Italien und Afrika ernannt. Zwar sollte dieser die Oberherrlichkeit des westlichen Imperators anerkennen; da er aber seine Wahl dem Galerius verdankte, und folglich dessen Creatur war, so mußte sich Constantius Chlorus von ihm bedrohet fühlen, und zwar um so mehr, weil Galerius drei Viertel des römischen Reiches inne hatte. Aus dem ganzen Verfahren des Galerius ging hervor, daß er sich als Herrn und Meister des römischen Reiches dachte, und nur auf eine Gelegenheit harrete, das Ganze an sich zu nehmen, wenn ihn nicht der Tod von der Collegenschaft des kränklichen Constantius befreiete.

Dieser, ohne allen Ehrgeiz, würde dabei ganz ruhig

geblieben seyn, wäre er durch seine zweite Ehe nicht Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden, welche, für ihre Vertheidigung noch allzu jung, dem Verderben entgegen ging, wenn sich kein Mittel finden ließ, den Anmaßungen des Galerius Schranken zu setzen. Um der Schwiegersohn des Maximian werden zu können, hatte er sich von seiner ersten Gattin trennen müssen, die, obgleich von neueren Schriftstellern zur Tochter eines brittischen Königs gemacht, nur die Tochter eines Gastwirths war. Aus dieser ersten Ehe hatte Constantius einen Sohn, Namens Constantin, der, gewissermaaßen als Geißel, in den Händen Diocletians zurückgeblieben war, und, während sein Vater Gallien, Spanien und Britannien verwaltete, sich glücklich schätzen mußte, in dem aegyptischen und dem persischen Kriege zum Range eines Tribuns aufsteigen zu können. Gewaltsam von seinem Vater geschieden, strebte der junge Constantin nur desto ungeduldiger nach einer Wiedervereinigung mit demselben; und seine lange majestätische Gestalt, sein Selbstgefühl als Soldat, und die Achtung, welche er durch seine persönlichen Eigenschaften einzuflößen verstand, trugen unstreitig nicht wenig dazu bei, daß er seiner Verhältnisse im Osten immer überdrüßiger wurde. Nicht minder sehnte sich der Vater nach dem Sohne, der ihm für die Durchsetzung seiner Plane nur allzu nothwendig geworden war. Die Politik des Galerius war ein ganzes Jahr hindurch ein unüberwindliches Hinderniß, bis es endlich gelang, seine Erlaubniß zu einem Besuche zu gewinnen, von welchem die Voraussetzung galt, daß er einem sterbenden Va-

ter gemacht werde. In der größten Eil brach der junge Constantin von Nikomedien, der Residenz des Galerius, auf, ging über Bithynien, Thracien, Pannonien und Italien nach Gallien, und fand seinen Vater in Boulogne, als er eben nach Britannien übersetzen wollte, um die unruhigen Caledonier zu zügeln. Constantin war, als dies geschah, zwei und dreißig Jahre alt. In welchem Alter sich sein Vater befand, ist ungewiß; doch beweiset das Alter des Sohnes, daß jener sich dem Grabe näherte. Mit Freuden überließ der kränkliche Constantius seinem rüstigen Sohne die Führung des Krieges. Die Barbaren Caledoniens waren bald in ihre Gebirge zurückgetrieben. Als nun Constantin in York (der damaligen Hauptstadt Britanniens) anlangte, fand er den Constantius so abgeschwächt, daß er nur noch Athem hatte, seinem Sohne und muthmaßlichen Nachfolger Gattin und Kinder zu empfehlen. Er starb unmittelbar darauf. Da aber die Blüthe der westlichen Armeen dem Constantius nach Britannien gefolgt war, so hielt es nicht schwer, sich durch dieselbe zum Imperator ernennen zu lassen; und so groß war die Klugheit, welche Constantin bei dieser Gelegenheit bewies, daß er die Annahme des kaiserlichen Purpurs bei dem Galerius durch die ihm angethane Gewalt rechtfertigen konnte. Galerius, in seinen Erwartungen getäuscht, tobte zwar Anfangs; doch, da er das Geschehene nur durch einen gefährlichen Krieg ungeschehen machen konnte, so fand er sich in sein Schicksal, und zog es vor, den Constantin mit dem Range eines Cäsars zu seinem Collegen anzunehmen. Der Titel eines Augustus, welchen Constantius seit funf-

zehn Monaten geführt hatte, wurde von ihm auf den Severus übergetragen.

Alles war von Stund' an verändert, weil die Persönlichkeit des Galerius nicht hinreichte, um einem Souverän zu gebieten, der, jung und entschlossen, zugleich über Gallien, Spanien und Britannien herrschte. Bald mischte sich der Hochmuth der Römer ins Spiel; und so geschah es, daß ein Bürgerkrieg zum Ausbruch kam, der weder in Constantins, noch in des Galerius Planen lag.

Rom, verlassen von allen Imperatoren, ertrug sein Schicksal mit um so größerer Ungeduld, weil es in Mailand die Hauptstadt Italiens sehen sollte. Zwar hatten Diocletians Nachfolger, um die Eifersucht der Römer zu besänftigen, jene prächtigen Bäder errichten lassen, welche in der Folge den Raum und Baustoff zu so vielen Kirchen und Klöstern hergaben; allein der Verdacht, daß dies nur geschehen sey, um neue Lasten aufzubürden, erhob sich bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit, als Galerius, sey es aus Geitz, sey es aus Noth, Untersuchungen über den Vermögenszustand der Unterthanen des Reiches anstellen ließ, und jede muthmaßliche Verheimlichung mit der Folter bestrafte. Neue Steueranlagen sollten gemacht werden, als die Erinnerung an bisher genossene Privilegien das Volk in Aufruhr setzte und den Wunsch erzeugte, daß es möglich seyn möchte, die auswärtigen Tyrannen aus Italien zu vertreiben und an ihre Stelle einen Fürsten zu bringen, der durch seinen Aufenthalt in Rom, und durch Grundsätze, welche nur für Italien berechnet waren, den Titel eines römischen Imperators wahrhaft verdiente. Nicht bloß

der Senat, sondern auch die Prätorianer, so viel ihrer noch übrig waren, stimmten in diesen Wunsch. Den rechten Mann glaubte man an Maximian's Sohne, dem jungen Maxentius, gefunden zu haben, der, von Constantius Beispiel entflammt, es für unrühmlich hielt, in dem Privatstande, zu welchem sein Schwiegervater Galerius ihn verurtheilt hatte, zu verweilen. Zwei Tribunen der Leibwache, und ein Commissarius der Vorräthe, übernahmen die Leitung der Verschwörung; und nachdem der Stadt-Präfekt und einige Magistratspersonen von der Leibwache ermordet waren, trat Maxentius, mit dem Beifall des Volkes und Senats, als Beschützer römischer Freiheit auf. Beinahe in demselben Augenblick trat auch der alte Maximian aus der Zurückgezogenheit hervor, zu welcher ihn Diocletians Ansehn verurtheilt hatte, und indem er den kaiserlichen Purpur wieder anlegte, gab er der Partei seines Sohnes eine Haltung, die ihr bis dahin gefehlt hatte. Severus, welcher in der Voraussetzung herbeigeeilt war, daß die Empörung sich unterdrücken lassen werde, erstaunte nicht wenig, als er, nach seiner Ankunft vor Rom, die Thore verschlossen, die Mauern mit Bewaffneten besetzt sah; und als bald darauf ein nicht geringer Theil seines Heeres, von dem Gelde des Maxentius verführt, zu den Feinden überging, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nach Ravenna zurückzuziehen und sich hier einzuschließen. Die Lage dieser Stadt am Meere, und die Moräste, womit sie auf der Landseite umgeben war, erleichterten eine lange Vertheidigung; und auf eine solche war es abgesehen, als Maximian in Person vor Ra

venna erschien, um der Herrschaft des Severus ein Ende zu machen. Doch änderte Severus seinen Plan, als Abgeordnete des Maximian ihn beredeten, daß er von Verräthern umringt sey, und sein Leben nur durch Ergebung retten könne. Maximians Verheißungen trauend, überlieferte er sich selbst; kaum aber war er in Rom angelangt, als ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, und er nur die Vergünstigung erhielt, sich die Adern öffnen zu dürfen.

So war Severus ausgeschieden. An seine Stelle traten Maximian und Maxentius. Die Rache des Galerius fürchtend, mußten sie auf Vertheidigung denken. Diese einzuleiten, begab sich der alte Maximian, an der Seite seiner Tochter Fausta, über die Alpen nach Gallien, in der Absicht, ein Trutz- und Schutzbündniß mit Constantin abzuschließen, von welchem man annahm, daß er gleichen Vortheil gegen den Galerius zu vertheidigen habe. Constantin ließ sich eine Vermählung mit der Fausta, und den Augustus-Titel, welchen Maximian ertheilte, mit großer Bereitwilligkeit gefallen, versprach auch seine Verwendung für Rom und dessen Senat; aber, den großen Plan, welchen er in der Folge ausführte, schon jetzt bearbeitend, entließ er seinen Schwiegervater nur mit Versprechungen, welche seinen Beistand höchst ungewiß machten. Auf sich selbst beschränkt, traf Maximian andere Vertheidigungsanstalten. Er durchreisete Italien, ermunterte die Bewohner der vornehmsten Städte zum heftigsten Widerstande, machte sie mit ihren Vertheidigungsmitteln bekannt, und erwartete nun die Ankunft des Galerius an der Spitze eines Heeres.

Diese blieb nicht lange aus. Mit zahlreichen Truppen, welche meistens in Illyrien geworben waren, brach Galerius in Italien ein. Doch je weiter er vordrang, desto heftiger wurde der Widerstand. Keine von den Hauptstädten gerieth in seine Gewalt, und seine Herrschaft über Italien beschränkte sich auf den Umfang seines Lagers. Er war bis Narni, zwölf deutsche Meilen von Rom, gekommen, als ihn die Ahnung ergriff, daß sein Unternehmen fehlschlagen könnte. Bei seinem ersten Einrücken in Italien hatte er angekündigt, daß er den Senat und das Volk von Rom über die Klinge springen lassen wolle. Einem so barbarischen Vorsatze entsagend, schickte er aus seinem Lager bei Narni zwei Vertraute nach Rom, welche dem Maxentius Vergleichsvorschläge machen und ihn zu einer Zusammenkunft einladen mußten. Doch Maxentius und sein Vater hatten nicht vergessen, wie Severus von ihnen behandelt war, und, ein gleiches Schicksal fürchtend, verwarfen sie die Anerbietungen des Galerius. Die Römer ihrer Seits ließen es nicht an Beistand fehlen. Große Summen wurden von ihnen aufgeopfert, den Tyrannen aus Italien zu vertreiben. Mit diesen bestach Maximian, in allen Kriegslisten wohl erfahren, die Generale des Galerius. Schon wankte die Treue der Illyrier; und wollte Galerius sich nicht von seinem Heere verlassen sehen, so mußte er den Rückzug antreten. Dieser war für die Bewohner des platten Landes nur allzu fürchterlich, indem die Illyrier, in ihrer Erwartung betrogen, sich durch Mord und Plünderung rächten, Heerden wegtrieben, Dörfer in Brand steckten, und alle nur ersinnliche

Gräuel übten. Von fern folgte Maxentius, doch ohne sich in einen Kampf mit krieggewohnten Truppen einzulassen. Alles bot sein Vater auf, um den Constantin zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen; doch diesem genügte der Rückzug des Galerius, den er aufhörte zu hassen, sobald seine Schwäche am Tage lag.

Der Ausgang des Feldzuges in Italien sagte dem Galerius, daß er sich neue Stützen verschaffen müsse. In der Armee selbst besaß er einen alten Freund und Anhänger, Namens Licinius, der von ihm zum Souverän von Gallien, Spanien und Britannien bestimmt war, und es geworden seyn würde, wenn nicht Constantin ihm den Rang abgelaufen hätte. So lange der Feldzug in Italien dauerte, hatte Licinius die Donau vertheidigt. Um nun dies neue Verdienst zu belohnen, gab ihm Galerius den Purpur des Severus, mit dem Titel eines Augustus und der Oberherrschaft in den illyrischen Provinzen. Kaum aber war dies im Osten bekannt geworden, als Maximin, welcher Aegypten und Syrien verwaltete, um nicht der einzige Cäsar zu seyn, den Titel eines Augustus annahm. Und so gab es denn in der Römerwelt, zum ersten und zum letzten Male, gleichzeitig sechs Imperatoren, nämlich den Galerius, Maximian, Constantin, Maxentius, Maximin und Licinius. Dies geschah drei Jahre nach der Abdankung des Diocletian, und konnte als eine Entwickelung seines politischen Systems betrachtet werden, dessen Hauptfehler darin bestand, daß die ideelle Einheit in ihm der wirklichen aufgeopfert war.

Soll ein Reich bestehen, so ist dies nur in so fern

möglich, als es eine Abstufung der Autorität in demselben giebt; und wo diese wegfällt, da wird der Bürgerkrieg nothwendig und unvermeidlich. An Harmonie zwischen sechs, an Berechtigung vollkommen gleichen, Imperatoren war nicht zu denken. Die erste Zwietracht brach zwischen Vater und Sohn aus. Maxentius, der seine Würde einer freien Wahl verdankte, wollte nicht hinter dem Maximian zurück stehen, welcher behauptete, daß ohne seinen Namen und seine Geschicklichkeit und Tapferkeit der rasche Jüngling nie den Thron bestiegen haben würde. Der Streit zwischen Beiden wurde durch die prätorianischen Cohorten entschieden; und als diese, Maximians Strenge fürchtend, sich für den Maxentius erklärt hatten, blieb dem Vater nichts anderes übrig, als das Feld zu räumen. Er wollte sich in Illyricum niederlassen, als er, von dem Galerius zurückgewiesen, keinen anderen Ausweg offen sah, als sich zu seinem Schwiegersohn nach Gallien zu begeben. Hier legte er zwar den Purpur zum zweiten Male ab; da aber nichts in ihm war, was ihm den Privatstand hätte erträglich machen können: so benutzte er die nächste Abwesenheit seines Schwiegersohns, sich zum Herrn von Gallien zu machen. Constantin bekämpfte die Franken am Rhein, als Maximian plötzlich nach dem Süden Galliens aufbrach, sich der zu Arles niedergelegten Schätze bemächtigte, durch diese den Ueberrest der Truppen erkaufte, und so zum Rebellen an seinem eigenen Schwiegersohne wurde. Dieser, ohne sich lange zu besinnen, brach vom Rhein nach der Saone auf, schiffte sich mit seinen Truppen bei Chalons ein, fuhr nach seiner Ankunft in Lyon

den Rhonefluß hinab, und langte unerwartet vor den Thoren von Arles mit einer Macht an, welcher Maximian nicht widerstehen konnte. Noch gab es für diesen einen Rückzug nach Marseille. Er trat ihn an; und da die Lage sowohl, als die Festungswerke dieser Stadt, seine Vertheidigung begünstigten, so fehlte es ihm nicht an Entschlossenheit, dieselbe aufs Aeußerste zu treiben. Schon gerieth Constantin in Verlegenheit durch einen fehlgeschlagenen Versuch, die Mauern von Marseille zu erstürmen, als die Besatzung selbst ihm durch Maximians Auslieferung zu Hülfe kam. Der beleidigte Schwiegersohn machte den Suverän nur noch unerbittlicher: das Todesurtheil wurde gegen Maximian ausgesprochen, ohne daß er irgend eine andere Gunst erhielt, als welche er selbst dem Severus bewilligt hatte; und so war Er von den sechs Imperatoren der Erste, welcher ausschied, nicht ohne die Todesstrafe verdient zu haben. Dies geschah fünf Jahre nach der Abdankung Diocletians, der in seiner Einsamkeit zu Salona nicht aufgehört hatte, seinen ehemaligen Collegen zu warnen.

Galerius überlebte seinen Rückzug aus Italien nur vier Jahre. Sich immer gleich in seiner ursprünglichen Rohheit, benutzte er die ihm verliehene Macht vorzüglich zu unmäßigen Genüssen; die letzte Folge derselben aber war, bei übertriebener Corpulenz, eine ekelhafte Krankheit, die man in neueren Zeiten die Auflösung der Tyrannen genannt hat. Die Christen des vierten Jahrhunderts sahen in dem Gewürm, das ihn verzehrte, eine wohlverdiente und von dem Himmel selbst verhängte Strafe für die Verfolgungen, deren Urheber Galerius

gewesen war; sie irrten sich aber unstreitig, weil im sechzehnten Jahrhundert ein König von Spanien, den die Geschichte als den eifrigsten Vertheidiger des römisch-katholischen Glaubens nennt, an derselben Krankheit starb. Kaum hatte Galerius die Augen geschlossen, als die beiden Imperatoren, welche ihm den Purpur verdankten, ihre Heere zusammenzogen, um über den von ihm verwalteten Theil des römischen Reiches zu kämpfen. Es kam indeß nicht auf der Stelle zu einem Bürgerkriege; denn Beide vereinigten sich über eine Theilung, und indem Maximin die asiatischen, Licinius die europäischen Provinzen an sich nahm, bildeten der Hellespont und der thracische Bosporus die Gränzen zwischen Beiden, und diese Gränzen wurden nur allzu bald mit Festungswerken und Bewaffneten bedeckt.

Die Zahl der Imperatoren war auf vier vermindert; doch, indem die Idee der Einheit und Untheilbarkeit des Reiches fortwirkte, konnte es nicht fehlen, daß jene Zahl sich noch mehr vermindern mußte, bis die Einheit des Reiches ihr Analogon in der Einheit des Regenten gefunden hatte. Bald führte das Gefühl gegenseitigen Vortheils die Imperatoren Constantin und Licinius zu freundschaftlichen Verbindungen, welche nicht entstehen konnten, ohne die Eifersucht der beiden übrigen Imperatoren anzuregen. Ein förmliches Bündniß wurde zwischen Maxentius und Maximin geschlossen; doch konnte die Wirksamkeit desselben bei der Entfernung, worin sie von einander lebten, nie bedeutend werden. Aus diesem Keime entwickelten sich alle die Begebenheiten, welche damit endigten, daß die ideelle Ein-

heit in der Person des Constantin wieder zu einer wirklichen wurde. Wird das Naturgesetz in Dem, was es für die Gesellschaft vorschreibt, beleidigt: so reichen keine noch so künstlichen Veranstaltungen hin, die Folgen dieser Verletzung zu hintertreiben, und die heftigsten Bürgerkriege sind in solchen Fällen nur die Mittel, wodurch der gesunde Zustand der Gesellschaft wieder hergestellt wird.

Da in dem bevorstehenden Kampfe nichts so sehr entschied, als das persönliche Verhältniß, worin die verschiedenen Imperatoren zu ihren Unterthanen standen: so ist es der Mühe werth, dies Verhältniß näher zu beleuchten.

Constantin lebte, nach dem Beispiele seines Vorgängers, wie ein Vater unter seinen Kindern. Zwar legten ihm seine Nachbarn sowohl, als seine Mit-Imperatoren, die Verbindlichkeit auf, stets gerüstet zu seyn; doch erleichterte er die damit verbundene Last seiner Unterthanen, so viel er immer konnte. Die noch vorhandene Lobrede des Eumenius auf ihn, schildert zugleich das öffentliche Elend Galliens in den ersten Jahrzehenden des vierten Jahrhunderts, und Constantins Bemühungen um die Verminderung desselben. Waren neue Angriffe der Franken und Allemannen abzuwehren, so stellte sich der Imperator gewissenhaft an die Spitze seines Heeres. Nach einem ausgezeichneten Siege, den er im Jahre 311 über beide Völkerschaften davon getragen hatte, gab er seinem Volke zu Trier ein Schauspiel, worin der Geschmack der Römer mit der Barbarei der Zeiten vermählt war. In dem Amphitheater

dieser Stadt wurden nämlich die gefangenen Fürsten der Franken und Allemannen den wilden Thieren vorgeworfen, ohne daß die Zuschauer darin irgend etwas Anstößiges fanden: ein Beweis, daß der Sinn für Völkerrecht oder für Menschlichkeit in den Bewohnern Galliens auch in den früheren Zeiten nicht sehr lebhaft gewesen ist.

Seinen Gegensatz fand Constantin in dem Maxentius. Die Art und Weise, wie dieser Imperator zu seiner Würde gelangt war, entschied über sein Verfahren. Genöthigt, einen großen Aufwand zu machen, in Ansehung der Mittel aber nur allzu beschränkt, konnte er schwerlich umhin, die List mit der Gewalt zu verbinden und den Charakter eines Tyrannen anzunehmen. Eine leichte Empörung auf der Nordküste von Afrika gab ihm die willkommne Veranlassung zur Aussaugung der Städte Cirta und Karthago, so wie zur Plünderung der ganzen Provinz. Und nicht viel besser war die Behandlung, welche Italien selbst erfuhr. Was mit keinem Rechtsgrunde genommen werden konnte, das wurde als freie Gabe gefordert; und da sich die Römer in die Arme des Maxentius geworfen hatten, um den Bedrückungen des Galerius zu entgehen, so machten sie nur allzu bald die Entdeckung, daß sie von der Charybdis in die Scylla gefallen waren. Mit demselben Hasse gegen die Senatoren, welcher den größten Theil seiner Vorgänger ausgezeichnet hatte, erlaubte er sich alles, was sie kränken konnte, sogar Hinrichtungen und Entehrungen. Die Soldaten waren der einzige Stand, dem er zu gefallen strebte, und es war nichts

Seltenes, daß er dem einen oder dem andern Lieblinge aus diesem Stande die Villa oder die Gemahlin eines Senators zuwendete. Er selbst lebte geschieden von dem Publicum, entweder innerhalb der Mauern seines Palastes, oder in den benachbarten Gärten des Sallustius, in einer Ueppigkeit, die an Wahnsinn gränzte. Wie schlecht auch sein Verhältniß zu dem römischen Senat und zu Rom überhaupt seyn mochte, so kam doch sein Hochmuth seinen übrigen Lastern gleich. Sich aufblähend pflegte er zu sagen: nur Er sey römischer Imperator, und die übrigen nur Stellvertreter, denen er die Vertheidigung der Gränz-Provinzen übertragen habe.

Einen ähnlichen Charakter zeigte Maximin; doch war dieser durch die knechtische Denkungsart des Osten besser unterstützt.

Licinius war allzu lange Soldat gewesen, um mit den Tugenden eines solchen nicht auch alle Fehler zu verbinden. Dem Mitleid unzugänglich, that er immer nur Das, wovon er glaubte, daß es seinem Vortheile entspreche; und, ohne gerade böse zu seyn, war er roh genug, überall nur sich zu sehen, und das Wohl seiner Unterthanen dem seinigen unterzuordnen.

Die Zwietracht brach zunächst zwischen Maxentius und Constantin aus. Jener, der seinen Vater im Leben verfolgt und verlassen hatte, gab sich die Miene eines Gekränkten, als Maximian's Titel, der hergebrachten Sitte gemäß, vernichtet und seine Statuen umgeworfen wurden. Um sich zu rächen, verfuhr er auf dieselbe Weise gegen die Statuen des Constantin in

Ita-

Italien und Afrika. Hiermit noch nicht zufrieden, forderte er durch seine Ansprüche auf den Westen des Römerreiches heraus. Wie sehr nun auch Constantin den bevorstehenden Krieg zu vermeiden wünschen mochte, so wurde ihm doch sehr bald deutlich, daß er angreifen müsse, wenn er nicht angegriffen seyn wolle; denn über alles Maaß hinaus vermehrte Maxentius sein Heer, vorzüglich durch Afrikaner. Constantins Heer bestand aus ungefähr 80,000 Mann. Die Hälfte derselben mußte zur Beschützung der Ost- und Nordgränzen zurück gelassen werden. Mit der zweiten Hälfte ging er selbst über die cottischen Alpen, d. h. den Berg Cenis; und nachdem er in dem Thal von Susa angelangt war, lieferte er in der Nähe von Turin das erste Treffen, dessen Ausgang ihn zum Herrn von Italien zwischen dem Po und den Alpen machte. Anstatt sogleich auf Rom loszugehen, wendete er sich nach Verona, wo Ruricius Pompejanus, einer von den geschicktesten Generalen des Maxentius, befehligte. Auch hier trug er, wenn gleich mit großer Anstrengung, den Sieg davon. Jetzt, im Rücken gesichert, ging er ungehindert über die Apenninen, nicht ohne zu fürchten, daß Maxentius sich in Rom einschließen und ihn in die Nothwendigkeit setzen werde, die alte Hauptstadt des Reiches zu erstürmen. Doch nichts war weniger gegründet, als diese Befürchtung. Mit einem Gemisch von Erstaunen und Freude fand er das Heer seines Gegners in einer geringen Entfernung von Rom in einer Ebene aufgestellt, welche nach hinten zu durch den Tiberstrom begränzt wurde. Es war zahlreich genug, um nicht verächtlich

zu seyn. Maxentius selbst hatte für einen Augenblick den gewohnten Vergnügungen entsagt und sich an die Spitze desselben gestellt. Seine numidische Reiterei war der erste Gegenstand des Angriffs; und sobald sie gewichen war, wurde das Fußvolk von vorn und auf beiden Seiten angegriffen. Nur die Prätorianer widerstanden, weil sie fühlten, daß es um Alles ging. Als auch diese geworfen waren, wurde die Verwirrung allgemein, und, von einem unversöhnlichen Feinde verfolgt, stürzten sich die Truppen zu Tausenden in den Tiberstrom. In diesem Fluß fand auch Maxentius seinen Tod, nachdem er sich vergeblich bemühet hatte, über die milvische Brücke zu entkommen. Die Schwere seiner Rüstung hatte ihn in den Schlamm versenkt; doch wurde sein Leichnam am folgenden Tage hervorgezogen, und sein auf einer Pike zur Schau getragener Kopf bewies den Römern, daß sie von dem Tyrannen befreiet wären. Zwei Söhne rettete selbst der Umstand nicht, daß Constantin ihr Oheim war. Ein ähnliches Schicksal stand seinen vornehmsten Anhängern bevor, und laut forderte der römische Pöbel ihre Bestrafung; doch fand Constantin für gut, Gnade zu üben, da er durch Einen Schlag Italien und Afrika erobert hatte. Es wurde eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht. Zum ersten Mal erschien der römische Imperator in dem Senat und sprach von Wiederherstellung verlorner Privilegien. Dankbar, und anmaßend zugleich, gewährten die Senatoren ihm den ersten Rang unter den noch übrigen Augusten; doch fanden sie sich bald in ihren Erwartungen betrogen. Auf die Unterdrückung der Prätorianer, welche in sich selbst

eine Entwaffnung der Stadt war, folgten Finanzgesetze, wie die Senatoren sie schwerlich erwartet hatten. Nach einer Angabe ihres Vermögens wurden sie in verschiedene Classen getheilt, von welchen die erste jährlich acht Pfund Gold, die zweite die Hälfte, und die übrigen sieben Goldstücke bezahlten. So ging die freie Gabe, welche Maxentius gefordert hatte, in eine regelmäßige Steuer über, und so verlor sich eine Körperschaft, welche den Traum von ihrer Suveränetät noch immer festhielt, in die große Masse der Unterthanen.

Die Neutralität des Licinius in dem so glücklich beendigten Kriege zu belohnen, vermählte ihm Constantin seine Schwester Constantia; und diese Verbindung wurde zu Mailand gefeiert, als beide Imperatoren sich genöthigt sahen, in ihre Staaten zurückzukehren: Constantin wegen eines neuen Einfalls der Franken in Gallien; Licinius wegen des Krieges, den Maximin von Asien aus begonnen hatte. Maximin war der Verbündete des Maxentius. Als solcher hatte er es auf eine Ueberraschung angelegt. Ohne vorhergegangene Kriegserklärung war er über den thracischen Bosporus gegangen und nach der Eroberung von Byzanz sogleich zur Belagerung von Heraklea geschritten. Hier stand er mit einer 70,000 Mann starken Armee, als Licinius sich mit 30,000 Mann näherte, welche den Vorzug hatten, Illyrier zu seyn. Von Unterhandlungen, in welchen man gegenseitig die Treue der Anhänger zu bestechen suchte, kam es zu einer Schlacht; und obwohl Licinius große Mühe hatte, dem ersten Angriff einer mehr als doppelt zahlreichen Armee zu widerstehen, so siegte er

doch durch seine Ausdauer. In wilder Eile kehrte Maximin nach Nikomedien zurück, um ein neues Heer auf die Beine zu bringen. Doch ehe es ihm damit gelang, starb er zu Tarsus, wie man gesagt hat, an Gift. Von den Schrecknissen eines Bürgerkrieges befreiet, unterwarfen sich die östlichen Provinzen mit Freuden dem Licinius, der, um den Namen und das Andenken seines Gegners zu vertilgen, kein Bedenken trug, die Nachkommenschaft des Maximin, einen Sohn und eine Tochter, beide im Kindesalter, ermorden zu lassen. Hiermit noch nicht zufrieden, ließ er auch den Severianus, einen Sohn des Imperators Severus, und den Candidianus, einen natürlichen Sohn seines Wohlthäters Galerius, hinrichten. Auch die Gemahlin und Tochter des Diocletian fanden durch ihn ihren Untergang. Um die Hand der Letzteren hatte sich Maximin, nach dem Tode des Galerius, beworben; da aber eine abschlägige Antwort erfolgt war, so hatte der Tyrann sie ihrer Güter beraubt und nach einem einsamen Dorfe in den Wüsten Syriens verbannt, ohne daß selbst Diocletians Bitten ein so hartes Schicksal abzuwenden vermochten. Mehrere Jahre hatte sie, an der Seite ihrer Mutter, im größten Mangel verlebt, als Maximins Tod ihr eine bessere Zukunft zu bereiten schien. Vertrauensvoll begab sie sich an den Hof des Licinius. Dieser nahm sie Anfangs freundlich auf: doch nur allzu bald machte sie die Entdeckung, daß Licinius seinen Vorgänger an Grausamkeit noch übertreffe; und nach der Hinrichtung des Candidianus hielt sie es für dringend, Nikomedien, diesen Schauplatz des Blutvergießens, so schnell als

möglich zu verlassen. In der Verkleidung einer Bäuerin machte sie sich mit ihrer Mutter auf den Weg nach Dalmatien, und unerkannt irrte sie funfzehn Monate umher, sich dem Orte ihrer Bestimmung mit Vorsicht nähernd. Dennoch wurde sie in Thessalonich erkannt; und da das Urtheil über beide Fürstinnen bereits gesprochen war, so wurden sie auf der Stelle enthauptet und ihre Leichname ins Meer geworfen. Dies geschah zu einer Zeit, wo Diocletian noch lebte.

Nach Maximins Hintritt hatte sich das Reich zwischen Constantin und Licinius getheilt; jener war der Suverän des Westen, dieser der des Osten. Die Größe der Spielräume, worin sich Beide bewegten, vertrug sich mit einem langen Frieden; verwandtschaftliche Bande hätten denselben unerschütterlich machen können, wenn auf beiden Seiten guter und redlicher Wille vorgeherrscht hätte. Dennoch verfloß kaum ein volles Jahr, ehe die beiden Sieger die Waffen gegen einander wendeten. Die allgemeinste Ursache dieses neuen Bürgerkrieges lag in der Vorstellung von der Einheit des Reiches: eine Vorstellung, die es mit sich brachte, daß auch die Regierung dieses Reiches in Einheit gehalten seyn müsse. Dem Constantin fehlte es nicht an Ehrgeiz; dem Licinius schien es nöthig, die Macht durch Hinterlist und Treulosigkeit zu ergänzen. So geriethen Beide nur allzu leicht an einander.

Constantin hatte seine Schwester Anastasia mit einem gewissen Bassianus vermählt, und seinem neuen Verwandten den Rang eines Cäsars verliehen. Diese Ernennung war mit Genehmigung des Licinius geschehen; da aber

Constantin in Hinsicht der damit verbundenen Statthalterschaft von Italien und Afrika nicht Wort hielt, so benutzte Licinius die Empfindlichkeit des Bassianus, ihn zu einer Verschwörung gegen Constantin fortzureißen. Die Unterhandlungen waren im besten Gange, als Constantin, von einem seiner Anhänger gewarnt, den Bassianus bestrafte, und von dem Licinius die Auslieferung der Verbrecher verlangte. Da dieser sich weigerte, so kam es zum Kriege, ohne daß weder der eine, noch der andere von den beiden Imperatoren hinlänglich dazu vorbereitet war. Zwei Schlachten wurden geliefert, die erste bei Cibalis in Pannonien, die zweite bei Mardia in Thracien. In beiden trug Constantin den Sieg davon, und als Sieger ließ er seinen Schwager in dem Besitz von Thracien, Klein-Asien, Syrien und Aegypten, zufrieden mit der Abtretung von Pannonien, Dalmatien, Dacien, Macedonien und Griechenland, Provinzen, die, zum westlichen Römerreiche geschlagen, dasselbe von den Gränzen Caledoniens bis zum Peloponnes ausdehnten. In demselben Vertrage wurde festgesetzt, daß die Söhne der Imperatoren zur Hoffnung der Thronfolge berufen seyn sollten: Crispus und Constantin als Cäsarn im Westen, der jüngere Licinius als Cäsar im Osten.

Auf diesen Krieg folgte ein siebenjähriger Friede im Reiche, während dessen Constantin, bald als Gesetzgeber, bald als Vertheidiger der hergebrachten Gränzen, seine Rolle fortspielte. Als Gesetzgeber wirkte er, unstreitig ohne allen Erfolg, auf eine Verbesserung der häuslichen Verhältnisse; denn eine strenge Verwaltung der Finanzen zerstörte das Familien-Glück, das er

durch Vorschriften über die Aussetzung der Kinder, gewaltsame Entführungen u. s. w. aufbauen wollte. Als Vertheidiger der Reichsgränzen machte er sich besonders mit den Gothen zu schaffen, die nach einem funfzigjährigen Frieden sich zu neuen Unternehmungen gegen die Römer aufgelegt fühlten. Erst schlug er sie in den Gefilden von Illyricum, wo er sie zur Zurückgabe der gemachten Beute zwang; dann suchte er sie in ihren Wohnsitzen auf und ängstigte sie so lange, bis sie, um Frieden zu erhalten, sich gefallen ließen, sein Heer, so oft es gefordert würde, mit 40,000 Mann zu verstärken.

Sobald er dies erreicht hatte, glaubte er den Licinius nicht länger verschonen zu dürfen. Dieser hatte seine Absicht längst errathen, und war nicht unvorbereitet. Sein Heer bestand dies Mal aus 150,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reitern; und mit demselben hatte er eine Flotte von 350 Galeeren in Verbindung gesetzt, welche die Meerenge von Byzanz bewachen mußte. Constantins Heer versammelte sich zu Thessalonich; es war 120,000 Mann stark, und bestand aus den ausgesuchtesten Kriegern, die durch eine letzte Anstrengung ihre Entlassung erkaufen wollten. Auch an einer Flotte fehlte es dem Constantin nicht, wiewohl sie hinter der seines Gegners zurückstand. Mit allzu weit getriebener Vorsicht hatte sich Licinius bei Hadrianopel verschanzt. Dahin brach Constantin von Thessalonich auf. Der Hebrus bildete den Vorgraben, und es kostete Mühe, diese Schwierigkeit zu überwinden; doch sobald der Strom passirt war, sah Licinius sich durch geschickte Bewegungen sehr bald um alle die Vortheile gebracht,

welche sein verschanztes Lager gewährte. Von vorn angegriffen, und im Rücken von 5000 Bogenschützen umgangen, widerstand er nicht lange. Groß war die Niederlage, die er erlitt; noch größer sein Verlust, als der Ueberrest seiner Truppen sich am folgenden Tage dem Sieger ergab. Er selbst rettete sich nach Byzanz. Hier hoffte er sein Reich in Kraft der Flotte zu vertheidigen, welche den Hellespont bedeckte. Doch auch diese Hoffnung wurde vereitelt, indem es Constantins ältestem Sohne gelang, den Admiral der asiatischen Flotte zu überwinden und 130 Schiffe zu versenken. Der Vortheil, den Constantin hierdurch für die Verpflegung seines Heeres gewann, bewog den Licinius, sich mit seinen Schätzen nach Chalcedon zu begeben, von wo aus er, während der Belagerung von Byzanz, eine neue Armee von 50- bis 60,000 Mann vereinigte. Constantin, ohne sich lange zu bedenken, ließ die nöthigen Truppen vor Byzanz zurück, ging mit dem Ueberrest auf kleinen Schiffen über die Meerenge, und griff den Licinius auf den Höhen von Chrysopolis, jetzt Skutari genannt, mit so viel Ungestüm an, daß er ihn aufs Neue in die Flucht schlug. Jetzt begab sich Licinius nach Nikomedien, jedem Gedanken an einen längeren Widerstand entsagend. Seine Gemahlin Constantia übernahm zwar das Aussöhnungsgeschäft; doch konnte sie kein vortheilhafteres Versprechen erhalten, als daß Licinius den Rest seiner Tage in Frieden und Ueberfluß verleben solle, wenn er sich entschließen könne, dem Purpur zu entsagen. Ein solcher Entschluß kostete im Römerreiche weniger, als in dem kleinsten Staate des heutigen Eu-

ropa, nachdem das Erblichkeitsgesetz im Verlaufe der Zeit zur Heiligkeit gediehen ist. Licinius unterwarf sich also, und wurde bald darauf nach Thessalonich gesendet, wo er in einer Art von Gefangenschaft leben sollte. Hier starb er bald darauf eines gewaltsamen Todes, ohne daß seine Schuld jemals bewiesen worden ist; denn, ob man gleich einen verrätherischen Briefwechsel mit den Barbaren zur Ursache seines Todes machte, so ging doch seiner Hinrichtung kein Eingeständniß und keine Ueberführung voran. Dem Herkommen gemäß, wurden seine Statuen umgestürzt, sein Andenken gebrandmarkt, und alle Handlungen seiner Regierung vernichtet.

Nach diesem Sturz stand Constantin als der alleinige Gebieter der Römerwelt da. Diocletians System war zu Grabe getragen, weil es, fehlerhaft in sich selbst, nicht länger vorhalten konnte. Indeß hatten die römischen Imperatoren von ihm die große Kunst gelernt, sich persönlich gegen die Angriffe des Militärs zu sichern. Mit dieser Kunst ausgerüstet, durfte Constantin den Plan entwerfen, dem ganzen Römerreiche eine neue Verfassung zu geben. Die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, und die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, waren zwei Handlungen, deren Folgen sich über die entfernteste Zukunft verbreiten, und dem Sohne des Constantius eine große Berühmtheit gewähren mußten. Doch ehe wir darauf eingehen, wird es nicht unangebracht seyn, den Leser noch einmal nach Rom zurückzuführen, um ihm in einer genaueren Anschauung des Kerns der Römerwelt das Verfahren Constantins begreiflicher zu machen.

XVII.

Von den Hindernissen, welche Rom einer zweckmäßigen Verfassung des Reiches entgegenstellte.

Da die römischen Imperatoren des dritten Jahrhunderts sich so geflissentlich von Rom zurückzogen, so mußten sie dazu Gründe haben, die, wie triftig sie auch damals seyn mochten, noch gegenwärtig der Erwägung nicht unwürdig sind.

Einzig war die Entstehung des römischen Reiches dadurch, daß eine einzelne Stadt die Ursache derselben war. Verschwinden konnte eine solche Erinnerung nie; auch bemerken wir leicht, daß sie in allen Jahrhunderten mit einer Hartnäckigkeit festgehalten wurde, über welche nur das Schicksal selbst triumphiren konnte. Wollte man es genau untersuchen, so würde man selbst in dem gegenwärtigen Rom noch eben so viele Trümmer antimonarchischen Geistes entdecken, als man auf jedem Schritte Ueberbleibsel alter äußerer Herrlichkeit findet. Ganz entziehen konnte sich Rom den Einwirkungen des Reiches nicht; es vermochte dies um so weniger, weil diese Einwirkungen im Grunde nothwendige Rückwirkungen waren, so wie sie aus einem erschöpften System von Gewaltthätigkeit hervorgehen mußten, um ein Gleichgewicht hervorzubringen. Doch dieser Rückwirkung Trotz zu bieten, war eine Aufgabe, welche sich um so leichter lösen ließ, da die Lösung durch so Vieles begünstigt wurde. Von den Imperatoren bis auf Trajan

läßt sich behaupten, daß sie selbst allzu sehr Römer waren, als daß sie gegen die Ansprüche, welche Rom machte, nicht hätten schwach seyn sollen: sie waren es nur allzu sehr, und fanden ihren Untergang gerade in ihrer Unfähigkeit, sich zwischen der Hauptstadt und dem Reiche indifferenziren zu können. Von Trajan bis auf Septimius Severus nimmt man an den Imperatoren ein ziemlich gleichmäßiges Bestreben wahr — dem Vereinzelungstriebe Roms nachzugeben, ohne das Reich gerade aufzuopfern. Erst von Septimius Severus an wird Rom von seinen Imperatoren verabscheuet, indem sie, als Barbaren, fühlen, daß Rom eben so wenig zu ihnen paßt, als sie zu Rom passen. Diese lange Periode, welche vom Jahr 193 bis zum Jahre 330 unserer Zeitrechnung reicht, muß folglich als die betrachtet werden, worin Rom im eigentlichen Sinne des Worts veralterte. Ein neuer Geist hatte angefangen über die Welt auszugehen; es war der Geist des Christenthums, welchem zu unterliegen Roms Bestimmung war. Wäre nun Rom der Hauptsitz der Regierung geblieben, so hätte es nicht fehlen können, daß alle die allmählichen Veränderungen geschehen wären, welche eine Veralterung, ein Sich-Ueberleben, abgewendet hätten. Doch indem die Imperatoren sich von Rom entfernten und es seinem eigenen Schicksal überließen, konnte es schwerlich ausbleiben, daß es in seiner Altersschwäche albern wurde. Es begegnete ihm, was so vielen Individuen begegnet, welche, nach einer langen Zurückgezogenheit, Ansprüche geltend machen, die nur durch Jugend erträglich werden; und wesentlich war es seine Sprödigkeit,

welche die Imperatoren bestimmte, es gänzlich aufzugeben, und den Mittelpunkt des Reiches nach Osten zu verlegen.

Um dies gehörig zu fassen, muß man sich daran erinnern, daß, obgleich die Verwandelung der Anti-Monarchie in eine Monarchie durch nichts zu hintertreiben gewesen war, die antimonarchischen Einrichtungen noch immer fortdauerten. Die Zeit hatte den Polytheismus im dritten Jahrhundert eben so absurd gemacht, wie er es gegenwärtig ist; es gab sogar eine sehr zahlreiche christliche Gemeinde in Rom, deren Bischof den Vorrang vor allen seinen Mitbrüdern forderte. Dennoch dauerte die Stütze, welche die Anti-Monarchie in dem Cultus gehabt hatte, noch immer fort. Auf keine Weise war die regelmäßige Succession in den Collegien des Priesterstandes unterbrochen worden. Noch immer übten funfzehn Pontifexe die höchste Jurisdiction über alle dem Dienste der Götter geweiheten Personen und Dinge; noch immer beobachteten funfzehn ernste und gelehrte Augurn die Gestalt des Himmels; noch immer gab es funfzehn Bewahrer der sibyllinischen Bücher, welche gelegenheitlich die Reihe der zukünftigen Begebenheiten erforschten; noch immer weiheten sechs Vestalinnen ihre Jungfrauschaft der Bewahrung des heiligen Feuers und der unbekannten Unterpfänder für Roms Dauer; noch immer bereiteten sieben Epulonen den Tisch der Götter, und ordneten die Ceremonien des jährlichen Festes; noch immer wurden die drei Flamines des Jupiter, des Mars und des Quirinus als die besonderen Diener der drei mächtigsten Gottheiten

verehrt; und, während der Opferkönig die Person des Numa in allen den heiligen Geschäften vorstellte, welche nur von königlichen Händen verrichtet werden durften, standen die Brüderschaften der Salier, der Luperken u. s. w. den Gebräuchen vor, durch welche man die Gunst der unsterblichen Götter zu gewinnen hoffte. Unbedeutend war die Bestimmung des römischen Senats geworden: doch so oft er sich versammelte, geschah es in der Halle oder dem Tempel, welcher mit der Bildsäule und dem Altar der Göttin des Sieges geziert war; und diese Bildsäule war eine majestätische Gestalt mit fliegenden Gewändern, ausgebreiteten Flügeln, und einem Lorberkranze in der ausgestreckten Hand, auf einer Kugel stehend. An dem Altare schwor der Senat, in einem auffallenden Widerspruche mit sich selbst, die Gesetze des Kaisers und des Reiches beobachten zu wollen. Verschwunden war aus diesem Cultus Alles, was ihm einen Sinn gab, verschwunden war sogar seine Bestimmung; doch indem seine reale Grundlage fortdauerte, war diese, wie es zu geschehen pflegt, die Ursache seines Bestehens, zu nicht geringer Freude Derer, die das eigne Unverdienst durch das Verdienst der Vorfahren zu verschleiern hofften.

Dies waren die Mitglieder des römischen Adels. Einer großen Bestimmung entsagen zu müssen, ist unstreitig unter allen Umständen das härteste Schicksal, von welchem man getroffen werden kann, selbst wenn man es nicht als ein solches empfindet. Die geistige Kraft des Menschen ist gleich den Veranlassungen, welche er hat, sie zu entwickeln; und wo diese wegfallen, da ar-

tet selbst der thätigste Verstand in eine Albernheit aus, die ganz unerklärlich seyn würde, wenn der sich selbst überlassene Mensch durch die Vereinzelung nicht das Recht erwürbe, nur von seinen Launen und Einfällen abzuhangen. Wundere sich also der Leser nicht über Das, was hier von dem römischen Adel des vierten Jahrhunderts gesagt werden wird! Die Sache wäre in sich selbst unzweifelhaft, beruhete sie auch nicht auf der Aussage eines wahrheitliebenden Geschichtschreibers, dessen Schilderung uns nur der Mühe überhebt, durch genaue Abwägung des Möglichen und Wahrscheinlichen dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit und Partheilichkeit, selbst bei Zeitgenossen, zu entgehen.

„Die Größe der Stadt Rom — sagt Ammianus Marcellinus *) — wurde auf die seltene, beinahe unglaubliche Vereinigung der Tugend und des Glückes gebauet. Die lange Periode ihrer Kindheit verstrich in einem mühvollen Kampfe mit den Völkerschaften Italiens, den Nachbarn und Feinden der sich erhebenden Stadt. In der Kraft und Fülle der Jugend bestand sie die Stürme des Krieges; doch führte sie ihre siegreichen Schaaren über Meere und Gebirge, und brachte aus jedem Lande des Erdballs die Lorbern des Triumphs. Zuletzt dem Greisenalter sich nähernd, und durch das bloße Schrecken ihres Namens erobernd, suchte sie die Segnungen der Gemächlichkeit und Ruhe. Die ehrwürdige Stadt, begnügte sich gleich einer reichen Matrone, die Sorge für die Erhaltung ihres großen Ver-

*) Lib. XIV. c. 6. und Lib. XXVIII. c. 4.

mögens auf die Cäsarn, ihre Lieblingssöhne, abzuwälzen. Ein sicherer und tiefer Friede, wie er einst unter der Regierung des Numa war genossen worden, folgte auf die Tumulte der Republik; und während desselben wurde Rom als die Königin der Erde angebetet, indem die unterjochten Völker die Majestät des Staats und den Namen des Volkes verehrten."

„Doch dieser angeborne Glanz ist vermindert und verdunkelt worden durch das Betragen vieler Edlen, welche, uneingedenk ihrer eigenen Würde und der Würde des Vaterlandes, den unbeschränkten Muthwillen des Lasters und der Thorheit angenommen haben. Sie wetteifern nur in der leeren Eitelkeit von Titeln und Beinamen, und wählen oder erfinden die tönenden Benennungen Reburrus, Fabunius, Pagonius oder Tarracius, um die Ohren des Pöbels mit Achtung und Erstaunen zu erfüllen. Voll des lächerlichen Ehrgeizes, ihr Andenken ohne Thaten auf die Nachwelt zu bringen, vervielfältigen sie ihre Bilder in Marmor und Erz; und dabei müssen diese Statuen mit Goldplatten belegt seyn, weil diese Auszeichnung zuerst dem Consul Acilius zu Theil wurde, nachdem er durch seine Waffen und Anschläge die Macht des Königs Antiochus vernichtet hatte. Die Pralerei, womit sie die Verzeichnisse ihrer Güter in allen Provinzen, vom Aufgang bis zum Niedergange, den Augen der Zuschauer entfalten, reizt nur den gerechten Unwillen Desjenigen, der sich erinnert, daß ihre armen, unbesieglichen Vorfahren weder in Ansehung der Nahrung, noch des Pompes vor dem gemeinsten Soldaten das Mindeste voraus hatten.

Die Edlen unserer Zeit haben für ihren Rang und ihr Ansehn keinen andern Maaßstab, als die Höhe ihrer Wagen und die gewichtige Pracht ihres Anzuges. Ihre langen Gewänder von Seide oder Purpur flattern im Winde; und, so wie sie künstlich oder zufällig bewegt werden, zeigen sie die untere Bekleidung: reiche Tuniken, mit den Gestalten verschiedener Thiere verziert. Mit einem Gefolge von funfzig Bedienten das Straßenpflaster bedeckend, schweben sie mit einer Eil dahin, als ob sie Boten wären; und das Beispiel der Senatoren wird von Matronen und Frauen befolgt, deren bedeckte Wagen in dem unermeßlichen Raume der Stadt sich hin und her bewegen. Geruhen diese vornehmen Personen die öffentlichen Bäder zu besuchen, so nehmen sie bei ihrem Eintritt den Ton des lauten und unverschämten Befehls an, als wären Bequemlichkeiten, die für das ganze römische Volk berechnet sind, zu ihrem ausschließenden Gebrauche da. Die zärtlichste Umarmung erfolgt, wenn sie an diesen Orten gemischter Gesellschaft dem einen oder dem andern Diener ihrer Lüste begegnen; aber kaum bemerken sie die Begrüßungen ihrer Mitbürger, die sich mit der Ehre, ihnen die Hände zu küssen, begnügen sollen. Sobald sie die Erfrischung des Bades genossen haben, greifen sie nach ihren Ringen und den übrigen Zeichen ihrer Würde, wählen von ihrem Anzuge, was ihrer Laune am meisten entspricht, und bleiben sich bis zum Weggehn in einem Betragen gleich, das nur an dem großen Marcellus nach der Eroberung von Syrakus Entschuldigung gefunden haben würde."

„Bisweilen unternehmen diese Herren größere Thaten:

ten: sie besuchen ihre Besitzungen in Italien, und verschaffen sich durch die Arbeit ihrer Sklaven das Vergnügen der Jagd. Wenn sie zuweilen, besonders an heißen Tagen, den Muth haben, in ihren bemalten Galeeren von dem Lucriner See nach ihren zierlichen Landhäusern auf der Seeküste von Puteoli und Cajeta zu segeln: so vergleichen sie diese Expedition mit den Märschen Alexanders und Cäsars; doch sollte eine Fliege es wagen, sich in die seidenen Falten ihrer vergoldeten Fächer zu setzen, oder ein Sonnenstral durch irgend eine unbemerkte Spalte dringen: so bejammern sie ihre unerträglichen Beschwerden, und beklagen, daß sie nicht in dem Lande der Cimmerier, in den Gegenden ewiger Dunkelheit, geboren sind. Auf diesen Reisen nach einem Landgute wird der Herr von dem ganzen Schwarm seines Hausgesindes begleitet. Wie Reiterei und Fußvolk, schwere und leichte Truppen, Vorhut und Nachhut durch die Geschicklichkeit militärischer Anführer geleitet werden: eben so ordnen Haushofmeister, den Stab (das Zeichen ihres Ansehens) in der Hand, das zahlreiche Gefolge von Sklaven und Bedienten. Vorangehen Gepäck und Kleiderwehr; dann folgen die Köche und die Dienerschaft für den Dienst der Küche und der Tafel; dann kommt das Mitteltreffen, ein bunter Haufe von Sklaven, an welche sich müßiggängerische oder abhängige Plebejer in ungemessener Zahl anschließen; endlich erscheint die Nachhut, die Lieblingsbande der Verschnittenen, vertheilt nach ihrem Alter, welche durch Unzahl und Ungestalt den Abscheu aller Derjenigen erregt, die das Andenken der Semiramis verfluchen, weil sie die

grausame Kunst erfand, die Endzwecke der Natur zu vereiteln und die Hoffnung künftiger Geschlechter im Keime zu ersticken."

„In Ausübung der häuslichen Gerechtigkeitspflege zeigen die Edlen Roms die zärtlichste Empfindlichkeit für persönliche Beleidigungen, und die roheste Gleichgültigkeit gegen den ganzen Ueberrest des menschlichen Geschlechtes. Haben sie warmes Wasser gefordert, und der Sklav hat nicht den schnellsten Gehorsam bewiesen, so sind dreihundert Stockprügel eine mäßige Strafe; doch wenn derselbe Sklav einen absichtlichen Mord begangen hat, so bemerkt der Herr mit großer Milde, der Sklav sey ein schlechter Kerl, der in wiederholtem Falle der Ahndung nicht entgehen solle."

„Ehemals war Gastfreundschaft die Tugend der Römer, und jeder Fremdling, für welchen Verdienst oder Unglück sprach, wurde von ihnen mit Großmuth entweder belohnt oder unterstützt. Jetzt, wenn ein Fremdling (vielleicht von nicht verächtlichem Range) bei einem von Roms stolzen und vermögenden Senatoren eingeführt wird: so empfängt man ihn bei der ersten Audienz zwar mit so warmen Zusicherungen und so gütiger Theilnahme, daß er, entzückt von der Herablassung seines erhabenen Freundes, und voll Bedauerns, seine Reise nach Rom, diesem Wohnsitz feiner Sitten, so lange aufgeschoben zu haben, nach Hause geht; doch, wenn er, auf günstige Aufnahme rechnend, seinen Besuch am folgenden Tage wiederholt, so kann er gewiß seyn, daß man seinen Namen, wie seinen Stand und sein Vaterland, vergessen hat. Hat er den Muth aus-

zubauern, so wird er nach und nach zu den Abhängigen gerechnet, und erhält die Erlaubniß, seinen hohen Beschützer, der, gleichgültig gegen Dankbarkeit und Freundschaft, kaum seine Gegenwart, seine Entfernung, oder seine Rückkehr zu bemerken geruht, einen eben so langweiligen, als unvortheilhaften Hof zu machen."

„Wenn diese Reichen ein feierliches Mahl geben; wenn sie, mit verschwenderischem und verderblichem Aufwande, ihre Privat-Feste feiern: so ist die Wahl ihrer Gäste der Gegenstand ängstlicher Berathschlagungen, bei welchen der Bescheidene, der Mäßige, der Gebildete nur selten den Vorzug gewinnt. Geleitet von den eigennützigsten Beweggründen, tragen die Nomenclatoren die dunklen Namen der unwürdigsten Menschen in ihre Einladungslisten ein. Die häufigsten und vertrautesten Gesellschafter der Großen sind jene Parasiten, welche, die Schmeichelei als die einträglichste aller Künste übend, jedem Worte, jeder Handlung ihres unsterblichen Gönners ihren Beifall geben, mit erheucheltem Entzücken auf seine Marmorsäulen und sein buntes Getäfel hinschauen, und nicht müde werden, die Pracht und Zierlichkeit zu loben, die er als einen Theil seines persönlichen Werthes betrachtet. Mit besonderer Aufmerksamkeit werden an den römischen Tafeln Vögel, Eichkätzchen und Fische von ungewöhnlicher Größe beschauet: des Geredes darüber ist kein Ende; und während der verständige Gast von den langweiligen Wiederholungen empört ist, schafft man sogar Notare herbei, welche in förmlichen Protocollen die Wahrheit eines so wunderbaren Ereignisses bekräftigen müssen."

„Sich in die Häuser der Großen einzuführen, ist das Spiel das sicherste Mittel; und ein hoher Grad von Geschicklichkeit im Würfeln ist ein zuverlässiger Weg zu Reichthum und Ansehn. Ein Meister in dieser erhabenen Wissenschaft würde, wenn er bei einem Abendessen unter einer Magistratsperson zu sitzen käme, davon eben so betroffen seyn, als Cato es bei einer Zurücksetzung war. Nur in den wenigsten Fällen erregen seltene Kenntnisse die Neugierde dieser Adeligen, welche die Beschwerden des Studierens eben so verabscheuen, wie sie die Vortheile desselben verachten. Die einzigen Bücher, welche sie lesen, sind Juvenals Satyren und des Marius Maximus wortreiche und fabelhafte Geschichten. Ererbte Bibliotheken werden, gleich furchtbaren Grabmälern, von dem Tageslichte ausgeschlossen. Dagegen werden Flöten, ungeheure Leiern und Wasserorgeln zum Gebrauch dieser Sybariten gefertigt, und weder Vocal-, noch Instrumental-Musik weicht aus ihren Palästen, wo der Schall mehr gilt, als der Sinn, wo die Sorge für den Leib höher steht, als die für die Seele. Als eine heilsame Maxime gilt, daß der leichteste, der oberflächlichste Verdacht einer ansteckenden Krankheit hinreiche, die Besuche der vertrautesten Freunde abzubrechen; und selbst Bedienten, welche auf Erkundigung ausgesendet sind, dürfen erst nach einer Abwaschung in das Haus zurückkommen."

„Diese selbstische und unmännliche Zärtlichkeit weicht nur der heftigern Leidenschaft der Habsucht. Die Aussicht auf Gewinn treibt einen reichen und podagrischen Senator bis nach Spoletum. Anmaßung, Würde,

Bequemlichkeitsliebe, alles wird der Hoffnung einer Beerbung, oder eines Vermächtnisses, untergeordnet; und ein reicher kinderloser Bürger ist der mächtigste von allen Römern. Am meisten ist die Kunst ausgebildet, die Unterzeichnung eines vortheilhaften Testaments zu erhalten und die Vollziehung desselben zu beschleunigen; und es ist der Fall da gewesen, daß in einem und demselben Hause, wenn gleich in verschiedenen Zimmern, Mann und Frau, in der löblichen Absicht, einander zu betrügen, ihre Advocaten berufen haben, um, zu einer und derselben Zeit, ihre gegenseitigen, wenn gleich widersprechenden, Gesinnungen zu erklären."

„Das Elend, das den übertriebenen Aufwand begleitet, zwingt eben diese Großen nicht selten zum Gebrauch der verächtlichsten Mittel. Wollen sie borgen, so führen sie die demüthige Sprache des Sklaven im Lustspiel; sollen sie aber bezahlen, so reden sie in dem königlichen und tragischen Tone der Enkel des Herkules; und wird die Forderung ungeduldiger Gläubiger wiederholt, so haben sie einen Sykophanten bei der Hand, der mit der Beschuldigung von Giftmischerei und magischen Künsten auftritt, wo denn der Angeklagte nicht eher aus dem Kerker entlassen wird, als bis er einen Empfangsschein ausgestellt hat."

„Die Leidenschaften, welche den moralischen Charakter der vornehmen Römer entstellen, sind mit einem kindischen Aberglauben vermischt, der ihren Verstand anklagt. Vertrauensvoll und gläubig horchen sie auf die Vorhersagungen der Haruspexe, die in den Eingeweiden der Thiere die Anzeigen künftiger Größe und

Glückseligkeit zu finden vorgeben; und mehrere von ihnen wagen es nicht, zu essen, zu baden und öffentlich zu erscheinen, als bis sie, nach allen Vorschriften der Astrologie, die Stellung des Merkur und das Antlitz des Mondes erspähet haben. Seltsam genug ist es, daß diese eitle Leichtgläubigkeit nicht selten bei freigeisterischen Zweiflern angetroffen wird, welche das Daseyn einer himmlischen Macht bespötteln oder leugnen."

So weit Ammianus Marcellinus. Wer die Wahrheit dieses Gemäldes bezweifeln wollte, der würde sich verblenden müssen gegen die Macht des Reichthums bei Solchen, die keine ernste Bestimmung haben. Vereinzelt und auf sich selbst zurückgebracht, mußte der römische Senat zu einer politischen Mumie werden. Schon in den letzten Zeiten der Republik hatten die Patricier alle die Gebrechen, welche Marcellinus ihnen zum Vorwurfe macht; dies beweisen mehrere Charakterschilderungen, welche in Cicero's Reden und Briefen vorkommen. Damals war es die Demokratie, welche vor einer gänzlichen Fäulniß bewahrte. Nach der Verwandlung der Anti-Monarchie in eine Monarchie, besonders aber nach dem Rückzuge der Imperatoren von Rom, gab es für die Auflösung alles Moralischen in Rom keine Gränze mehr. Die ganze Stadt hätte darüber zu Grunde gehen müssen, hätten nicht die weitschichtigen Besitzungen der Großen in allen Theilen des Reiches, d. h. die großen Einkünfte, welche von denselben bezogen wurden, eine Art von Leben erhalten. Das Verhältniß Roms zum römischen Reiche, war eben dasselbe, worin Spanien zu seinen Colonieen steht,

und eben deswegen konnten die Wirkungen für Rom nicht besser seyn. Dieselbe Trägheit, dieselbe Indolenz! Künste und Wissenschaften waren im vierten Jahrhunderte beinahe gänzlich verschwunden. Um Constantins Triumphbogen zu verzieren, sah man sich genöthigt, den Triumphbogen Trajans seines Schmuckes zu berauben, und von allen Wissenschaften war die Astrologie die einzige, welche in Ehren stand. Unstreitig überzeugte sich Constantin, bei seinem dreimonatlichen Aufenthalte in Rom, nach dem Siege über den Maxentius, von der Unmöglichkeit, einem so abgestorbenen und in Fäulniß übergegangenen Körper neues Leben einzuhauchen. Am anstößigsten aber mußten ihm die Priesterschaft und der Adel seyn: Classen, über welche nichts zu erhalten war, weil sie die Zeit nicht erkannten, und in die Vergangenheit eben so zurückstrebten, wie gegenwärtig in Deutschland die katholischen Priester und die Reichsritter. Die Verlegung der Residenz war also nur allzu nothwendig.

(Fortsetzung folgt.)

Warum keiner von Englands Königen seit sechs Jahrhunderten den Beinamen des Großen geführt hat.

Es giebt auf jedes Warum ein Darum, wie das Sprichwort sagt. Aber nicht jede Antwort ist eine passende; und was den in Rede stehenden Gegenstand betrifft, so könnte er leicht eine Aufgabe in sich schließen, die nicht von Jedem gelöset werden kann.

Die Thatsache ist, daß von den zwei und dreißig Königen, welche von dem Jahre 1066 an, wo Wilhelm, Herzog von der Normandie, England eroberte, bis auf unsere Zeiten über England geherrscht oder regiert haben, nicht Einer den Beinamen des Großen geführt hat. Viermal ist während dieses Zeitraums die Dynastie verändert worden: zuerst nach dem Tode Stephans im Jahre 1154, als das Haus Plantagenet den Nachkommen Wilhelms des Eroberers folgte; dann nach dem Tode des in der Schlacht bei Bosworth gebliebenen Königs Richard des Dritten, als das Haus Tudor durch Heinrich den Siebenten die Rechte der rothen und der weißen Rose vereinigte; dann nach dem Tode der Königin Elisabeth im Jahre 1603, als das Haus Stuart auf den Thron gelangte, und Jakob der Erste den Titel eines Königs von Großbritannien annahm;

endlich nach dem Tode der Königin Anna, als Georg der Erste, Kurfürst von Hannover, als Erbe seiner Mutter, einer Tochter Jakobs des Ersten, auf den brittischen Thron berufen wurde. Wollte man annehmen, daß unter diesen Regenten aus verschiedenen Häusern nicht Einer sich durch große persönliche Eigenschaften ausgezeichnet habe, die ihm den Beinamen des Großen hätten erwerben können: so würde man sich an der Wahrheit versündigen. Wilhelm der Eroberer, Heinrich der Zweite, Eduard der Dritte, Heinrich der Siebente und sein Nachfolger, Elisabeth und Wilhelm der Dritte, waren ganz unstreitig Regenten von großen persönlichen Eigenschaften; und wenn dennoch keiner von ihnen den Beinamen des Großen erhalten hat: so muß der Grund in Etwas liegen, das, wenn es auch mit persönlichen Eigenschaften in Verbindung stehen sollte, diesen den Ausschlag zu geben nicht gestattet.

Suchen wir also, uns dieses Etwas klar zu machen.

Alle Kaiser und Könige, welchen die Geschichte den Beinamen der Großen giebt, waren freilich groß durch ihre persönlichen Eigenschaften; indeß ist nicht zu leugnen, daß diese durch Umstände begünstigt wurden, die man nicht anders als vortheilhaft nennen kann. Jedes Zeitalter hat seinen eigenthümlichen Geist; und wer, als Regent, diesen erkennt und sich der Gemüther so zu bemächtigen versteht, daß er, vermöge seiner eigenen Begeisterung, Alles mit sich fortreißt, der, und nur der allein, kann auf den Beinamen des Großen rechnen. In einer solchen Lage befanden sich

Alexander der Große, Constantin der Große, Karl der Große, Otto der Große, und Alle, welche nach ihnen denselben Beinamen geführt haben. Persönliche Eigenschaften entscheiden also nicht allein, wiewohl sie die erste Bedingung sind. Entschieden sie allein, so wäre kein Grund vorhanden, mehreren Fürsten ein Prädicat zu versagen, zu welchem sie durch alles, was ihren Charakter ausmachte, nur allzu sehr berechtigt waren. Solche Fürsten waren die Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, vorzüglich Friedrich der Erste und Friedrich der Zweite. Nichts ging ihren persönlichen Eigenschaften ab; da sie aber etwas durchtreiben wollten, das dem Geiste ihres Jahrhunderts entgegen war; da sie bei weitem mehr gegen den Strom der öffentlichen Meinung an=, als auf demselben fortschwammen: so konnte es schwerlich fehlen, daß sie, troß ihren großen persönlichen Eigenschaften, nicht nur nichts von Dem erreichten, was sie wollten, sondern sich auch genöthigt sahen, sich den von ihnen bekämpften Dingen unterzuordnen. Das ganze Mittelalter ist reich an großen Charakteren; allein, wenn man die Päbste ausnimmt, so beruht die persönliche Größe der übrigen Fürsten auf dem Muthe, womit sie den Umständen trotzten: einem Muthe, der, wie achtungswerth er auch seyn mag, zuletzt immer verdunkelt. Ein großer Erfolg gehört zu einem Manne, der das Prädicat des Großen führen will; ein großer Erfolg aber ist nur in so fern möglich, als man Das will, was auch Andere wollen.

Wendet man dies auf die Könige von England an, so findet man leicht den Grund, weshalb keiner

von ihnen den Beinamen des Großen erhalten hat. Die Könige normannischen Ursprungs waren als Eroberer verhaßt, und eben dadurch unfähig, das Volk mit sich fortzureißen. Die Könige aus dem Hause Plantagenet hatten mit den Mitteln zu kämpfen, durch welche Wilhelm der Eroberer sich England zu sichern gesucht hatte, nämlich mit den strengen Lehnsverhältnissen, die durch Wilhelm eingeführt worden waren; und dazu kamen alle die Verwickelungen, in welche man durch weitschichtige Besitzungen in Frankreich mit den französischen Königen und den Päbsten zugleich gerieth. Die Könige aus dem Hause Tudor konnten schwerlich anders, als nach Unumschränktheit streben, wenn sich das Schicksal ihrer Vorgänger nicht an ihnen wiederholen sollte; allein in diesem Streben war Alles dem brittischen Charakter, so wie dieser sich einmal durch Institutionen und Gesetze ausgebildet hatte, entgegen, und dieser Charakter triumphirte unter der Königin Elisabeth durch die Nachgiebigkeit, die sie im Großen für denselben zeigte. Die Könige aus dem Hause Stuart begannen aufs Neue den Kampf mit dem National-Charakter; doch nur zu ihrem Verderben, da sie etwas wollten und durchzuführen hofften, das dem Geiste ihres Jahrhunderts, besonders aber dem Geiste der Engländer, entgegen war. Mit Wilhelm dem Dritten trat eine Periode ein, welche noch immer fortdauert: durch die Annahme der Bill of Rights ordnete er sich, wenigstens zum Schein, dem National-Interesse unter. Von jetzt an war die Aufgabe, so zu handeln, daß die Forderungen der Nation erfüllt würden nach

den Formen, welche das Gesetz vorschreibt, ohne deshalb der königlichen Freiheit zu entsagen. Dies merkwürdige System hat jetzt länger als ein Jahrhundert vorgehalten. Ueber die längere Dauer kann nur die Zeit entscheiden. Eins ist im Leben des großbritannischen Staats ganz unverkennbar: nämlich das Mißtrauen der Nation gegen ihren Monarchen. Die ganze gegenwärtige Verfassung Großbritanniens ist nur eine Wirkung dieses Mißtrauens, das sich in allen Jahrhunderten gleich geblieben ist; eines Mißtrauens, welches mit der erblichen Monarchie in geradem Widerspruche steht, und Englands Könige gewissermaßen zwingt, auf große persönliche Eigenschaften, um ihrer eigenen Sicherheit willen, zu verzichten. Es würde wahrlich eine schwierige Aufgabe seyn, die drei letzten Könige so von einander zu unterscheiden, daß der Charakter eines jeden in bestimmter Individualität hervorträte: so sehr ist ihre Persönlichkeit durch die Verfassung verallgemeinert worden. Sie haben die größte Aehnlichkeit mit der Sonne, welche erleuchtet und wärmt, ohne daß man weiß, wodurch sie dies bewirkt. Welche Regierung ist, den Erfolgen nach, glorreicher, als die Georgs des Dritten; und wie wenig von diesen Erfolgen kann der Persönlichkeit dieses Königs zugeschrieben werden! Während dieser Regierung, die länger als ein halbes Jahrhundert dauert, ist von einem großen Chatham, einem großen Pitt die Rede gewesen, aber nicht von einem großen Georg dem Dritten. Erfolg und persönliche Eigenschaften des Königs haben sich also in England getrennt.

Auf diese Weise ist es geschehen, daß von den

zwei und dreißig Königen, welche England seit dem Jahre 1066 zählt, keiner das Prädicat des Großen erhalten hat; und vielleicht darf man hieraus den Schluß ziehen, daß Constitutionen und persönliche Monarchengröße zwei so unverträgliche Dinge sind, daß da, wo das Eine Statt findet, das Andere ganz von selbst weicht. Auf jeden Fall ist so viel gewiß, daß bestimmt ausgedrückte Volksrechte zwar nicht den persönlichen Eigenschaften des Monarchen, wohl aber ihrem Hervortreten in die Außenwelt den stärksten Abbruch thun. Hiernach würde, wenn die constitutionellen Monarchieen sich über ganz Europa verbreiten sollten, aus diesem Theile der Erde das Prädicat des Großen für Monarchen gänzlich verschwinden; doch unstreitig nicht zum Unglück der Europäer, da ein solches Prädicat nie erworben werden kann, ohne die Völker in eine allzu heftige Bewegung zu setzen und ganze Generationen ohne Mitleid aufzureiben.

Unsere Zeit, reich an seltenen Erscheinungen, hat auch in dieser Hinsicht etwas Außerordentliches erlebt. Napoleon Buonaparte, der ein constitutioneller Monarch seyn wollte, ließ sich, im klarsten Widerspruche mit sich selbst, Napoleon den Großen nennen; weil er aber fühlte, daß Constitution und ein solches Prädicat sich nicht mit einander vertragen, so schob er dies Prädicat dem Volke zu, an dessen Spitze er stand, indem er es bei jeder Gelegenheit die große Nation nannte. Hieraus nun entstand eine wunderbare Täuschung, welche mehrere Jahre vorhielt. Verführt und verführend, ließen Volk und Fürst sich auf Unterneh-

mungen sein, welche ihre Kräfte überstiegen; und als mit dem Augenblick der Erschöpfung die Besinnung zurückkehrte, und den Franzosen klar wurde, daß Napoleon eben so wenig ein constitutioneller Monarch, als sie selbst ein großes Volk wären: da zerrissen plötzlich alle Bande, die man bis dahin für unzerreißbar gehalten hatte. Indem nun Napoleon ausschied, die Franzosen aber eine Verfassung erhielten, traten die Dinge in ein naturgemäßes Verhältniß zurück: in ein Verhältniß, wobei die Wiederkehr derselben Erscheinung nicht zu fürchten war, da ein Fürst nur auf Kosten seines Volks der Welt als groß erscheinen kann, und immer nur unter der Bedingung, daß dies Volk nichts hat, was es seinem Willen entgegen stellen könnte.

Ueber Staatsumwälzungen und Verfassungsurkunden.

Allen Staatsumwälzungen liegt irgend Etwas zum Grunde, wodurch sie nothwendig werden. Am sichersten sucht und findet man ihren Keim in den organischen Gesetzen der Staaten. Da, wo diese dem Bedürfnisse der Gesellschaft nicht entsprechen, entstehen Anstrengungen, welche den Zweck haben, sie dem Bedürfnisse der Gesellschaft entsprechend zu machen; und diese Anstrengungen zusammengenommen machen Das aus, was man eine Staatsumwälzung nennt. Die Dauer derselben wird durch nichts so sehr bestimmt, als durch den Grad von Klarheit, der über dem Bedürfnisse waltet. Je mehr man einverstanden ist über die rechten Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe, desto mehr wird die Periode der Umwälzung abgekürzt; je weniger man es ist, desto mehr wird sie in die Länge gezogen. Indeß scheint die längste Dauer nicht über ein Menschenalter hinaus zu reichen. Wenigstens ist es auffallend, daß alle die Staatsumwälzungen, welche die neuere Geschichte Europa's darbietet, einen solchen Zeitraum in sich schließen *). Um einen vollkommenen Mann dar-

*) Auch von den früheren läßt sich dies nachweisen.

zustellen, braucht die Natur dreißig Jahre. Derselbe Cyklus ist, oder scheint, erforderlich, um die organische Gesetzgebung eine Stufe höher zu heben.

Es ist der Mühe werth, dies noch weiter zu verfolgen.

* * *

Der Kampf der beiden Linien des Hauses Plantagenet, welche die von Lancaster und die von York genannt werden, ist höchst merkwürdig, weil er anzeigt, daß im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte die Successions-Gesetze in dem gegenwärtigen Großbritannien noch nicht die Achtung fanden, welche sie da finden müssen, wo die Ruhe und Ordnung der Gesellschaft gesichert seyn soll. Heinrich der Vierte, der erste König aus dem Hause Lancaster, ein Sohn Johanns von Gent, Herzogs von Lancaster, und folglich zugleich ein Enkel Eduards des Dritten von England, entriß Richard dem Zweiten, dem Nachkömmling des sogenannten schwarzen Prinzen, ältesten Sohnes Eduards des Dritten, die Krone, und ließ ihn durch eine Parliaments-Acte absetzen. Die Successions-Ordnung war hierdurch verletzt; aber diese Verletzung hatte wenigstens in so fern die Zustimmung des Volkes für sich, als dasselbe durch das Parliament vertreten wurde. Nun sollte man glauben, Heinrich der Vierte habe sich hierbei beruhigt. Nichts weniger! Anstatt die Rechte geltend zu machen, die er von seinem Vater und Großvater her hatte, stützte er sich auf die, welche ihm, seiner Be-

hauptung zufolge, von wegen seiner Mutter, Blanca von Lancaster, Urenkelin Eduards, mit dem Beinamen der Bucklige, Grafen von Lancaster, zugefallen waren; denn eine Volkssage machte diesen Prinzen zu dem ältesten Sohne Heinrichs des Dritten, und es ging von ihm die Rede, daß er wegen seiner Häßlichkeit vom Throne ausgeschlossen worden. Heinrich der Vierte wollte also lieber einer Volkssage vertrauen, als der Entscheidung des Parliaments, indem er hierin zugleich das Mittel fand, den Rechten der Linie von Clarence auszuweichen, welche ihm in der natürlichen Ordnung der Thronfolge voranging *).

Heinrichs des Vierten Unternehmen gelang so gut, daß die brittische Krone von ihm auf seinen Sohn, Heinrich den Fünften, und auf seinen Enkel, Heinrich den Sechsten, forterbte. Inzwischen entsagte die Linie Clarence ihren Rechten nicht. Diese Linie stammte ab von Lionel, Herzog von Clarence, älteren Bruder Johanns von Gent. Lionels Tochter, Philippine, hatte aus ihrer Ehe mit Mortimer einen Sohn, Namens Roger Mortimer, den das Parliament im Jahre 1386 zum präsumtiven Erben der Krone erklärt hatte. Roger starb in eben dem Jahre, wo Richard der Zweite vom Thron gestoßen wurde; doch seine Tochter Anna brachte Lionels Rechte an die königliche Familie York, indem sie

---

*) Es zeigt sich hier deutlich, daß, von den frühesten Zeiten her, in der brittischen Volksvertretung durch das Parliament mehr Schein als Realität gewesen, und daß Heinrich der Vierte dies wohl empfunden.

sich mit Richard, Herzog von York, Sohn Eduards von Langley, vermählte. Die Frucht dieser Ehe war Eduard, Herzog von York. Wäre nun in jenen Zeiten die brittische Verfassung das gewesen, was sie in dem letzten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war: so würde die Linie Lancaster ungestört im Besitze des Throns geblieben seyn. Einziger Ersatz für gute organische Gesetze waren in jenen Zeiten die persönlichen Eigenschaften des Monarchen. Da nun Heinrich der Sechste keine von den Eigenschaften besaß, welche der brittische Thron erforderte: so fing das Haus York gerade unter dessen Regierung an, seine Rechte auf die Krone geltend zu machen. Durch Richard, Herzog von York, wurde im Jahre 1452 das Zeichen zu jenem Bürgerkriege gegeben, den man den Krieg der rothen und der weißen Rose nennt, weil dies die Abzeichen der kämpfenden Partheien waren.

Er dauerte volle dreißig Jahre. Die beiden Rosen lieferten sich nicht weniger als zwölf Schlachten, in welchen achtzig Prinzen von königlichem Geblüt auf verschiedene Weise umkamen. Den ganzen Zeitraum hindurch war England der Schauplatz von Gräueln aller Art. Heinrich der Sechste, entthront im Jahre 1461, wurde acht Jahre darauf wieder eingesetzt; aber seine allgemein anerkannte Unfähigkeit brachte es mit sich, daß er zum zweiten Male entthront, und 1471 ermordet wurde. Eduard der Vierte befleckte den Thron durch die Ermordung vieler anderer Prinzen aus dem Hause Lancaster. Dafür wurde sein Sohn und Nachfolger, Eduard der Fünfte, ermordet, als er kaum den Thron

bestiegen hatte. Ihm folgte zwar Richard der Dritte, ein Bruder Eduards des Vierten, doch nur auf eine kurze Zeit; denn schon im Jahre 1485 trug der Graf von Richmond, der Sohn Eduard Tudors, auf welchen die Ansprüche des Hauses Lancaster durch seine Mutter Margaretha fortgeerbt waren, in der Schlacht bei Bosworth den Sieg davon. Richard der Dritte blieb in dieser Schlacht, und der Graf von Richmond vereinigte durch seine Vermählung mit der zweiten Erbin der Ansprüche des Hauses York die rothe Rose mit der weißen.

Rechnet man vom Jahre 1452, wo der Bürgerkrieg zuerst ausbrach, bis zur Schlacht bei Bosworth, so hatte der Kampf um die Succession zwei und dreißig Jahre gedauert. Nicht als ob man annehmen könnte, daß die Vortheile der regelmäßigen Thronfolge in diesen Zeiten verkannt worden wären: dies war gewiß nicht der Fall. Allein die Achtung gegen dieselben war damals noch nicht so groß, wie sie es gegenwärtig ist; und dies war sehr natürlich, weil die königliche Würde noch nicht alle die Auszeichnungen erhalten hatte, deren sie fähig ist: Auszeichnungen, welche ihr in England vorzüglich dadurch zu Theil wurden, daß Heinrich der Siebente die großen Machtgebiete der Baronen nicht wieder herstellte, sondern an die Stelle derselben viele kleine Besitzungen brachte. Die Macht der großen Barone wurde hierdurch wenigstens in so fern geschwächt, als sie von jetzt an nicht mehr mit offenbarer Gewalt zu Werke gehen durften.

*
* *

Mit dieser Umwälzung läßt sich die parallelisiren, welche in Frankreich während des sechzehnten Jahrhunderts erfolgte.

Die bürgerlichen Kriege, welche Frankreich während dieses Zeitraums auszuhalten hatte, waren ihrem Wesen nach Successions-Kriege. Das Haus Valois näherte sich seinem Untergange; die nächsten Thronerben aber waren die Prinzen aus dem Hause Navarra. Verdrängt von den Guisen, welche sich während der kraftlosen Regierung Franz des Zweiten, der Staatszügel bemächtigt hatten, wollten sie den Einfluß wieder gewinnen, der ihnen, wie sie glaubten, als Prinzen vom Geblüte zukam. Zu diesem Endzweck stellten sie sich an die Spitze der Calvinisten, welche ihnen um so mehr vertrauten, da sie denselben Glauben mit ihnen gemein hatten. Die Religion diente hier also der Politik; sie diente ihr aber um so kräftiger, weil der Protestantismus im sechzehnten Jahrhunderte Zeitgeist war. Die Guisen nun, welche dies sehr wohl begriffen, unterließen nicht, sich eben so zu Stützen der katholischen Parthei aufzuwerfen, wie der König Anton von Navarra, und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, Beschützer der protestantischen waren. Die Mehrheit der Franzosen war auf Seiten der Guisen; nicht als ob sie die Fremdlinge nicht in ihnen verabscheut hätten, sondern bloß, weil Jene, als Vertheidiger des Katholicismus, das Ansehn gewannen, als ob sie Eingeborne wären.

Da, wo die Macht nicht hinreicht, nimmt man seine Zuflucht zur List. Es wurde zu Amboise im Jahre 1560 eine Verschwörung angesponnen, welche die Ab-

sicht hatte, sich der Guisen zu bemächtigen, ihnen den Proceß zu machen, und die Leitung der Geschäfte den Prinzen vom Geblüt in die Hände zu geben. Diese Verschwörung gab das Zeichen zu den nachfolgenden Bürgerkriegen. Von dem Daseyn derselben unterrichtet, kamen die Guisen ihr dadurch zuvor, daß sie den Prinzen von Condé, den man für das Oberhaupt der calvinistischen Parthei hielt, verhaften ließen. Sie würden noch weiter gegangen seyn, wenn Franz der Zweite nicht zu rechter Zeit gestorben wäre, und die Königin Mutter (Katharina von Medici) nicht für gut befunden hätte, den Prinzen von Condé in Freiheit zu setzen, um beide Partheien im Gleichgewicht zu erhalten. Doch vergeblich sind alle Bemühungen der Mächtigen, wenn die Geister einmal eine Richtung genommen haben, die ihnen nicht gestattet, sich in einer fremden Bahn zu bewegen; hierauf beruhet das Furchtbare des Zeitgeistes, der in der Regel bloß deswegen verkannt wird, weil Die, welche ihn beherrschen wollen, sich nicht vorstellen können, daß es außer ihnen noch Mächtige gebe. In solchen Fällen geschieht immer das Gegentheil von Dem, was man beabsichtigt hat. Katharina von Medici glaubte unstreitig, sehr klug zu handeln, als sie durch das Edict vom Jan. 1562 den Calvinisten die freie Ausübung ihres Gottesdienstes in den Vorstädten, und wo es sonst seyn möchte, nur nicht in den Städten selbst, bewilligte; aber dies Edict war nur die Veranlassung zu den Ermordungen in Vassy, und unmittelbar darauf brach der Bürgerkrieg aus.

Dieser dauerte volle dreißig Jahr, wenn man die

Periode von der Verschwörung zu Amboise bis zur Thronbesteigung Heinrichs des Vierten überblickt. Die Wendungen desselben sind allzu bekannt, als daß es hier einer ausführlichen Erwähnung derselben bedürfte. Die St. Bartholomäus-Nacht, in welcher Karl der Neunte aus den Fenstern des Louvre auf seine Unterthanen schoß, weil er glaubte, es gehöre zu den Pflichten eines Unterthanen, sich auch in seinen religiösen Ansichten nicht von dem Fürsten zu trennen — ist das Grausenvollste, was die neuere Geschichte aufzuweisen hat. Brächte es die Natur der Dinge nicht mit sich, daß alles Gute aus dem Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft hervorgehen muß, und erneuerte sich dieser Kampf nicht in unzähligen Gestalten: so könnte man in die Versuchung gerathen, den Königen von Frankreich sogar Vorwürfe darüber zu machen, daß sie dem Hange der Franzosen zum Protestantismus so viele Hindernisse in den Weg gelegt haben. In der That, in diesem Hange war sehr viel Edles, was nur von dem Partheigeiste verkannt werden konnte. Je mehr nämlich der Franzose vermöge seiner Leichtblütigkeit zum Spotte geneigt ist: desto mehr bedarf es für ihn eines Cultus, der durch höchst einfache Formen das Gemüth zum Ernst hinzieht, und allen menschlichen Pflichten eine höhere Weihe giebt. Unglücklicher Weise glaubten Frankreichs Könige in dieser wichtigen Angelegenheit nur den Päpsten und den Jesuiten, die, indem sie den Katholicismus vertheidigten, nur ihren besonderen Vortheil bezweckten.

Karl der Neunte starb bald nach der Bartholomäus-Nacht. Heinrichs des Dritten Pacifications-

Edict legte nur den Grund zu der Ligue, bei welcher die Behauptung der katholischen Religion der Vorwand, die Erhebung der Guisen auf den französischen Thron der Endzweck war. Nach dem Tode des Herzogs von Alençon, Bruders Heinrichs des Dritten, setzten die Oberhäupter der Ligue jede Scheu bei Seite: sie ließen sich in ein förmliches Bündniß mit Philipp dem Zweiten, König von Spanien, ein, um die Bourbons von dem Throne auszuschließen; und wollte Heinrich der Dritte König bleiben, so mußte er sich entschließen, den Krieg mit den Calvinisten aufs Neue anzufangen. Mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, und unfähig diesen Widerspruch noch länger zu ertragen, entschloß sich der König endlich, die Guisen aus dem Wege räumen zu lassen; und als dies auf dem Reichstage zu Blois vollbracht war, schritt er, gemeinschaftlich mit dem Könige von Navarra, zur Eroberung von Paris. Ehe diese erfolgen konnte, wurde Heinrich der Dritte von einem Dominicaner, Namens Jakob Clement, ermordet. Mit ihm erlosch das Haus Valois. Heinrich der Vierte, sein Nachfolger, kämpfte noch mehrere Jahre, ehe er in den unbestrittenen Besitz des Thrones gelangen konnte. Endlich wurden alle Schwierigkeiten dadurch überwunden, daß er zu St. Denis dem Calvinismus entsagte, und zur katholischen Kirche überging. Nur unter dieser Bedingung wurde das Successions-Gesetz gerettet, welches von dem Factionsgeiste der Großen so sehr bedrohet war.

Der wesentlichste Unterschied zwischen der oben beschriebenen brittischen Umwälzung und dieser, bestand darin, daß das französische Volk in ihr weniger als

leidendes Werkzeug auftritt. Eine öffentliche Meinung hatte sich gebildet; und ob sie gleich mehr kirchlicher, als politischer Natur war, so offenbarte sich doch in ihr ein Geist der Freiheit, den man vergeblich in den Begebenheiten Englands von 1460 bis zur Schlacht bei Bosworth sucht. Eben deswegen sah sich auch Heinrich der Vierte genöthigt, den Protestanten in dem Edict von Nantes Gewissensfreiheit, öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes, und das Recht, jedes Amt zu bekleiden, zuzusichern, und ihnen noch außerdem feste Städte, unter der Benennung von Sicherheitsörtern, einzuräumen: Vortheile, welche ihnen in der Folge zwar wieder entrissen wurden, von den Bourbons aber aus allen Kräften hätten vertheidigt werden sollen, weil sie den Protestanten die Gelangung zum Throne verdankten.

In diesem Kampfe stellte sich die Thronfolge fest; dies war aber auch der einzige Vortheil, den Frankreich davon zog. Die Begriffe des Jahrhunderts waren der Unumschränktheit günstig, weil man noch immer mit der Willkür der Territorial-Herren zu kämpfen hatte. Der Fall der Feudal-Gewalt war vorbereitet durch die Wiedervereinigung großer Lehne mit den Besitzungen der Krone, so wie durch die Einführung regelmäßiger Truppen; aber er war nichts weniger, als vollendet, und gerade darin lag es, daß die Bourbons auf dem Wege fortgehen mußten, welchen die Valois vor ihnen beschritten hatten. Schon zur Zeit Ludwigs des Elften war es ein Majestäts-Verbrechen gewesen, zu sagen: es sey eine Zusammenberufung der Generalstaaten nöthig. Dies nahm in eben dem Maaße zu, worin sich die Franzo-

sen gewöhnten, nur von dem Willen ihres Königs abzuhangen; aber was sich nicht leugnen läßt, ist, daß aus den Wirkungen einer so gestalteten Gegenkraft nichts Heilsames für die Nation hervorgehen konnte, daß folglich eine zweite Umwälzung unvermeidlich war.

* * *

Wenn man in Frankreich den Kampf mit dem Pabstthum nur bis an die Schwelle trieb, so ging man in Deutschland weiter. Dies geschah durch die merkwürdige Umwälzung, die man schlecht weg den dreißigjährigen Krieg nennt, weil man jede andere Benennung gefürchtet zu haben scheint. Seinem Wesen nach war dieser Krieg eben so sehr ein politischer, wie jeder andere; nur mit dem Unterschiede, daß man sich standhaft geweigert hat, ihn dafür anzuerkennen.

Die Päbste hatten die Entdeckung gemacht, daß die Unumschränktheit der Fürsten ihnen gar nicht schade; und da ihnen in Deutschland seit einem Jahrhundert der wesentlichste Abbruch geschehen war, so hatten sie nichts dagegen einzuwenden, daß die kaiserliche Macht in diesem großen Lande sich gleichmäßig zur Unumschränktheit erhob. Was lange vorbereitet war, kam im Jahre 1618 zum Ausbruch; aber die Begebenheiten nahmen bald eine Wendung, woraus sich erkennen ließ, daß sie nicht zum Vortheile des Pabstes endigen würden.

Freilich, wenn die deutsche Vielherrschaft durch den Protestantismus gegen das Pabstthum hätte vertheidigt werden sollen, so würde sie zu Grabe gegangen seyn;

denn, da der Protestantismus, das Wesen der Kraft verkennend, dem Angriff entsagt hatte, so taugte er auch nicht zur Vertheidigung. Aber eben deswegen mußte sich das Ausland der deutschen Vielherrschaft annehmen. Gustav Adolphs Erscheinung, auf Richelieu's Betrieb, brachte in so fern Entscheidung, als die kaiserlichen Heere zurückgedrängt, und die kaiserliche Politik zur Besinnung gebracht wurde. Selbst nach Gustav Adolphs Tode dauerten diese Wirkungen fort; denn Unfälle vermehren den Eigensinn. Daher die lange Dauer des Kampfes, wiewohl sich nach den ersten zwölf Jahren nicht mehr absehen ließ, wie derselbe zum Vortheil der kaiserlichen Macht endigen könnte. Nur im siebzehnten Jahrhunderte war der dreißigjährige Krieg möglich. Die Politik dieser Zeit bewegte sich in dem Nebel eines Kirchenthums, das sich für Religion ausgab, ohne noch etwas mehr zu seyn, als ein dem Absterben nahes Beherrschungs-System; und je weniger man dies erkannte, desto mehr mußten sich die Kräfte durch Zerreibung erschöpfen.

Auf den Friedens-Congressen zu Münster und Osnabrück wurde klar, daß nichts schwieriger sey, als dem politischen Systeme der Deutschen Zusammenhang und Ordnung zu geben. Daher die lange Dauer der Unterhandlungen; daher auch jenes Resultat, das, unter der Benennung des westphälischen Friedens, die Abhängigkeit der Deutschen vom Auslande so wesentlich vermehrte, und zu gleicher Zeit die Autorität des Kaisers verminderte. Nur Einen Vortheil brachte der westphälische Friede der europäischen Welt: den nämlich, daß

der Protestantismus gegen das Pabstthum ein gesetzliches Daseyn erhielt. In dieser Hinsicht leistete er gerade das Umgekehrte von Dem, was seine ersten Urheber (der Pabst und die Jesuiten) beabsichtigt hatten. Wie verworren auch alle politischen Verhältnisse nach ihm bleiben mochten, so erschienen doch seit dem Jahre 1648 alle Begebenheiten in einem ganz anderen Lichte, und zwar in einem solchen, wodurch es möglich wurde, das Wesen der Gesellschaft im Großen und im Kleinen vollständiger und besser zu erkennen. Mit Einem Wort: die Politik veredelte sich von dem Augenblick an, wo sie nicht mehr in den Banden eines Kirchenthumes ging, das sich nur in so fern behaupten konnte, als es ihm gelang, die wahre Kenntniß des göttlichen Gesetzes zu verhindern. Wie viele von Denen, welche den dreißigjährigen Krieg überlebten, mochten sich beschämt fühlen, in der Vergleichung Dessen, was sie bezweckt, mit Dem, was sie wirklich erhalten hatten! Die Güte der menschlichen Natur aber bringt es mit sich, daß durch große Krisen immer mehr bewirkt wird, als beabsichtigt wurde; und dies wird fortdauern, bis man zu der Anschauung gelangt, daß im Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft, aus welchem alle Erscheinungen des Lebens hervorgehen, jede einseitige Berechnung nothwendig fehlerhaft ist.

*
* *

Der dreißigjährige Krieg war noch nicht beendigt, als in England der Grund zu einer neuen Umwälzung gelegt wurde, die in ihren Folgen für Europa nur allzu

wichtig geworden ist. Befreit von der Autorität der Päbste, strebten die Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts nach einer Unumschränktheit, die ihnen die ganze Gesellschaft unterordnen sollte. Dieses Strebens waren auch die Nachfolger der Königin Elisabeth von England voll; und was Jakob der Erste unvollendet gelassen hatte, das hoffte Karl der Erste zu Stande zu bringen. Den Maximen seines Vaters getreu, rief er das Parliament nur selten zusammen, und niemals ohne dasselbe durch seine Anträge unwillig zu machen, und es unmittelbar nachher aufzulösen. In einem Lande, wo die gegenwirkende Kraft seit Jahrhunderten ein gesetzliches Daseyn hatte, war dies sehr gewagt. Die Erbitterung stieg, als Karl, mit Verletzung des Herkommens, ohne die Zustimmung des Parliaments Taxen auflegte. Der Bürgerkrieg brach zuerst in Schottland aus, wo der König das Episkopat eingeführt hatte, weil er dasselbe dem königlichen Ansehn für günstiger hielt, als den Presbyterianismus. Die schottischen Großen, hierüber aufgebracht, vereinigten sich zur Behauptung des Presbyterianismus; und, indem sie die Waffen gegen den König ergriffen, zogen sie das englische Parliament auf ihre Seite, welches, im Jahre 1641 versammelt, den Beschluß faßte, daß es sich nicht eher auflösen lassen wollte, als bis den Beschwerden der Nation abgeholfen wäre. Die königliche Autorität war durch diesen Beschluß gelähmt, und Karl mußte sich die Hinrichtung des Grafen Strafford und des Erzbischofs von Canterbury gefallen lassen, die, als seine Minister, die Schuld seines Verfahrens trugen. Bald ging man weiter. Die

Bischöfe wurden aus dem Oberhause verstoßen, das Episkopat abgeschafft, und das Bündniß der schottischen Großen gegen den König angenommen. Der Krieg war von diesem Augenblick an unvermeidlich. Bei York geschlagen, warf sich der König in die Arme der Schotten, weil er denen noch einige Liebe für das Geschlecht ihrer Könige zutrauete. Doch dieser gewagte Schritt ward nur allzu bald ein Gegenstand bitterer Reue. Die Schotten verkauften den König an das englische Parliament für 400,000 Pfd. St., die sie zur Besoldung ihrer Truppen nöthig hatten; und als bald darauf die Presbyterianer des Parliaments, welche die Episkopalen unterdrückt hatten, sich durch die Faction der Independenten, an deren Spitze Olivier Cromwell stand, unterdrückt sahen, kam es nur allzu bald dahin, daß der kirchliche Demokratismus zu einem politischen wurde. Die ganze Macht des Parliaments kam in die Hände dieser Faction, die, nachdem sie hundert und sechzig Mitglieder des Unterhauses von den Sitzungen des Parliaments ausgeschlossen hatte, eine Commission von hundert und funfzig Personen bildete, um über den König zu richten. Vergebens widersetzte sich das Oberhaus; vergebens protestirte der König wider die vom Unterhause ernannten Richter: die Commission ließ sich nicht stören, und dem Könige wurde das Leben abgesprochen, das er, unmittelbar nachher, auf dem Schaffot verlor.

Gleich nach seinem Hintritte zeigte sich, daß die Form einer Regierung nicht verletzt werden kann, ohne das Wesen derselben zu vernichten. Abgeschafft wurde das Königthum, abgeschafft das Oberhaus (beides als

der Freiheit des Volkes gefährlich); aber die nächste Folge davon war nur die, daß ein sklavisches Parliament die ganze Staatsmacht in Cromwells Hände gab, indem es ihn zum Protector der drei Königreiche ernannte. Cromwell regierte England mit weit größerer Willkür, als den Königen jemals gestattet war. Was man hatte abwenden wollen, war auf eine unvermeidliche Weise herbeigeführt worden: so sehr tappte man im Finstern über den Werth der eigenen Staatsgesetzgebung! Cromwells Despotismus war indeß ganz dazu geeignet, die Vorzüge der Erblichkeit ins Licht zu stellen. Daher war nach seinem Tode im Jahre 1658 die Zurückführung der Stuarts der erste Schritt, zu welchem man sich bequemte.

Mit ihm begann die eigentliche Revolution, wenn darunter nichts Anderes verstanden werden kann, als eine wesentliche Abänderung der Staatsgesetzgebung zum Vortheil der allgemeinen Freiheit. Zwar blieb Karl der Zweite den Grundsätzen seiner Vorfahren getreu; doch sah er sich in seinen Geldverlegenheiten genöthigt, den Wünschen der Nation, sowohl in der Habeas-Corpus-, als in der Test-Acte, nachzugeben. Unter ihm kamen die berühmt gewordenen Benennungen der Torys und Wighs in Gang, von welchen die eine zur Bezeichnung der königlichen, die andere zur Bezeichnung der republikanischen Parthei diente. An eine vollkommene Harmonie zwischen dem Könige und der Nation war indeß noch nicht zu denken. Vieles erreichte Karl durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters, was man einem Regenten versagen mußte, der nicht dieselben Eigenschaften besaß.

Ein solcher war Jakob der Zweite, Karls jüngerer Bruder. Nichts schien dieser König mehr zu bedauern, als den Untergang der theokratischen Universal-Monarchie; und indem er, von Jesuiten geleitet, in verflossene Jahrhunderte zurückstrebte, während die Nation sich mit jedem Tage mehr entwickelte, konnte es an Veranlassungen zu Unzufriedenheit nicht fehlen. Jakobs des Zweiten dreijährige Regierung setzte alles ins Klare, was das brittische Volk in seinem Verhältnisse zum Könige fordern mußte, um so frei zu werden, wie es zu werden wünschte. Feststellung des Protestantismus gegen die Eingriffe des Hofes war die Hauptsache; und in der engsten Verbindung damit stand, daß der König das Recht verlieren sollte, von Gesetzen dispensiren zu können. Nachdem man also mit dem Prinzen von Oranien, dem Gemahl der ältesten Tochter Karls des Ersten, die nöthige Verabredung genommen, und Jakob der Zweite, von dem Beistande der Nation verlassen, die Flucht ergriffen hatte, wurde das vollendet, was, wenn es früher da gewesen wäre, allen Erschütterungen, sowohl des Throns, als des Staats, entgegengewirkt haben würde: die Thronfolge wurde zum Vortheil der protestantischen Linie bestimmt, die bischöfliche Kirche in Schottland abgeschafft, die Preßfreiheit bestätigt, und in der Declaration der Rechte festgesetzt, daß der König weder die Ausübung der Gesetze hemmen, noch von dem Gesetze dispensiren könne, und daß es ihm eben so wenig freistehen solle, neue Gerichtshöfe anzusetzen, als Gelder, unter welcher Benennung es seyn möchte, zu erheben, und in Friedenszeiten ein Heer

zu unterhalten, wenn nicht das Parliament zu dem Allen seine Einwilligung gegeben habe.

Dies war die Ausgeburt eines dreißigjährigen Kampfes, von Cromwell's Tode an gerechnet, weil früher von einer Veränderung der Staatsgesetzgebung höchstens zur Unterhaltung des Partheikampfes die Rede gewesen war. Also auch in England bedurfte es eines Menschenalters, um den Punkt zu erreichen, welcher erreicht werden mußte, wenn die Regierung den Bedürfnissen der Nation entsprechen sollte. Seit dem Jahre 1688 ist Großbritanniens Staatsgesetzgebung im Wesentlichen unverändert geblieben, und der Vollkommenheit, die sie vor etwa hundert und dreißig Jahren erhielt, sind alle Vortheile beizumessen, welche England in diesem Zeitraum gewonnen hat. Neue Bedürfnisse haben seitdem entstehen müssen; und was diese in der nächsten Zukunft bewirken werden, steht zu erwarten.

* * *

Wir berühren jetzt die fünfte Umwälzung, welche Europa erfahren hat; nämlich die französische, deren Zeugen und Opfer so viele unserer Zeitgenossen gewesen sind. Verschieden von allen früheren Umwälzungen, hat sie ihren eigenthümlichen Charakter darin, daß sie, von ihrem ersten Anfange an, eine rein politische Tendenz verfolgt, d. h. daß sie in allen ihren verschiedenen Stationen nur auf Hervorbringung guter organischer Gesetze abgezweckt hat. Rechnet man von der ersten Versammlung der Notablen im Jahre 1787 bis zur

Er-

Erscheinung der Wahlgesetze in den ersten Monaten des laufenden Jahres: so hat auch sie ein volles Menschenalter zu ihrer Vollendung bedurft. Was zwischen diesen beiden Endpunkten in der Mitte liegt, kann nur in dem Lichte mißlungener Versuche betrachtet werden, welche gemacht worden sind, einem großen und aufgeklärten Volke Theil an der Regierung zu verschaffen.

Diese mißlungenen Versuche selbst sind ein Beweis, daß, wenn man auch über den Zweck im Reinen war, dennoch die Auffindung der rechten Mittel keine geringen Schwierigkeiten verursachte. In den ersten Jahren ein leidiges Hin- und Her-Schwanken, wobei die Notablen zusammenberufen und wieder entlassen, die Parlemente ab-, und wieder eingesetzt, Prinzen vom Geblüt verhaftet und wieder befreiet werden; das tief erschütterte Ansehn der Regierung geht hierüber unwiederbringlich verloren, und der häufige Minister-Wechsel dient nur zur Vermehrung der Unzuverlässigkeit. Endlich wird die Axt an die Wurzel gelegt, die Reichsstände werden zusammenberufen, und auf Neckers Vorschlag entscheidet der König, daß die Zahl der Abgeordneten des Bürgerstandes doppelt so stark seyn soll, als die der Abgeordneten der Geistlichkeit und des Adels. Die Folge davon ist, daß der Bürgerstand die Benennung einer National-Versammlung annimmt, und sich dadurch von dem Adel und der Geistlichkeit trennt. Wenige Tage darauf (20. Jun. 1789) schwört eben diese National-Versammlung, in Gegenwart von vielen Tausenden entzückter Zuschauer, daß sie sich nicht eher trennen wolle, als bis die Constitution vollendet sey.

Das Uebereilte, man darf sogar sagen: das Unsinnige, dieses Schwurs wird die Quelle unsäglicher Leiden für Frankreich. Die Folge desselben ist nämlich keine andere, als, daß man der Zeit nichts überlassen und auf dem Wege der Gesetzgebung einen ganz neuen Gesellschaftszustand in der möglich kürzesten Zeit schaffen will, während sich alles dagegen sträubt. Die constituirende Versammlung, mehr ihrem Gefühl von Recht, als irgend einer gründlichen Einsicht in die Natur der Gesellschaft folgend, nimmt die brittische Verfassung zu ihrem Muster; und, ohne dieselbe genau zu kennen, copirt sie nur Das, was ihr für Frankreich, nach ihren Begriffen von einem Staat, vortheilhaft scheint. So entsteht die Constitution von 1791, welcher Ludwig der Sechzehnte vergeblich durch eine Flucht auszuweichen suchte. Alle Keime der Demokratie liegen in dieser Constitutions-Urkunde: es giebt kein haltbares Wahlgesetz für die Abgeordneten zur Volksvertretung; die Gesetzgebung ist ganz in ihren Händen; der König auf ein Veto beschränkt, das sogar nur bedingt ist; das Ministerium ohne alle Haltung. Als die Maschine in Gang gebracht werden soll, zeigt sich auf der Stelle, daß nichts in einander greift. Hierüber erwachen alle Leidenschaften mit vermehrter Stärke. Nichts hat weniger in den Absichten der constituirenden Versammlung gelegen, als eine Abschaffung des Königthums; allein die Constitution hat dieselbe unvermeidlich gemacht. Bald wird Ludwig der Gefangene der National-Versammlung, und nicht lange darauf das Opfer ihres Argwohns. Alle königliche Prinzen sind bereits aus

Frankreich gewichen, und weil es an einem Oberhaupte fehlt, so bleibt nichts übrig, als eine wilde Demokratie an die Stelle der Monarchie zu bringen.

Die Demokratie wird um so zerstörender, je mehr sie mit dem großen Reiche, dessen Regierung sie bilden soll, in Widerspruch steht. Diesen Widerspruch empfindend, ohne ihm abhelfen zu können, wüthet sie gegen sich selbst eben so sehr, als gegen das Volk; ihre einzige Rettung liegt im Schrecken, der alle Gesetze vertreten muß, durch welche sie sich hat sichern wollen. Sobald nun der Schrecken nachgelassen hat, findet sie ihren Untergang in der Mäßigung, welche sie annehmen wollte. Empörungen über Empörungen nöthigen sie, sich anders zu gestalten. Ein Direktorium von Fünfmännern mit zwei Rathsversammlungen soll die Idee einer Republik im Gange erhalten; allein der Erfolg zeigt, daß das Vertrauen eines Volkes zu seiner Regierung an bestimmte Formen gebunden ist, welche nicht verletzt werden können, ohne zu Empörungen zu reizen. Die neue Regierung kämpft daher fortdauernd um ihr Daseyn; und kaum hat sie vier Jahre bestanden, als es einem entschlossenen General gelingt, das Direktorium zu stürzen und sich an die Stelle desselben zu setzen.

Die Monarchie ist von diesem Augenblicke an wieder hergestellt, wenn gleich nicht die erbliche Monarchie mit den Vorzügen, welche ihr eigenthümlich sind. Alles wird aufgeboten, um den Schein derselben zu gewinnen, und dreizehn Jahre hindurch dauert die Täuschung. Große und immer größere Anstrengungen sollen

die Täuschung unterhalten; doch es kommt der Zeitpunkt, wo man sich nicht länger verhehlen kann, daß derselbe Napoleon, der sich den Schutzgeist des französischen Volkes nennt, nichts weiter ist, als ein Tyrann, der constitutionelle Formen benutzt, um ungestraft zu bleiben, übrigens aber nur seine Zwecke ehrt. Er fällt in der Rückwirkung, welche das von ihm verachtete Menschengeschlecht ausübt; und nichts vermag ihn zu halten, weil gleichmäßig von Allen empfunden wird, daß er sein Schicksal seinem Eigensinn und seiner Selbstsucht verdankt. .. ...

Das verbannte Fürstengeschlecht kehrt nach Frankreich zurück, das sich seit acht und zwanzig Jahren nur allzu sehr verändert hat. Es wird eine, dem einmal vorhandenen Gesellschaftszustande entsprechende Staatsgesetzgebung entworfen; da es ihr aber an einer brauchbaren Norm für die Wahlen fehlt, so verursacht dieser Mangel, daß auch bei dem besten Willen, dem Vortheil der Nation gemäß zu regieren, die Willkür an die Stelle des Gesetzes tritt. Die Folge davon ist, daß Napoleon es noch einmal wagen darf, dem ganzen Europa zum Trotz, nach Frankreich zurückzukehren. Die Bourbons weichen; aber Frankreich hat davon den großen Vortheil, daß nun endlich klar wird, was bisher dunkel geblieben war, nämlich: daß in einer constitutionellen Monarchie das Wahlgesetz die Hauptsache ist. Durch die Vereinigung von ganz Europa aus Frankreich vertrieben und nach St. Helena verbannt, ist Napoleon kaum gewichen, als die Bourbons zurückkehren; und nun bedarf es unter dem rechtmäßigen

Könige nur Eines Jahres, damit Frankreich erhalte, was ihm bis dahin gefehlt hat, nämlich ein tüchtiges Wahlgesetz und die damit in der engsten Verbindung stehende Verantwortlichkeit der Minister, und die Preßfreiheit. Der dreißigjährige Cyklus ist beschrieben, und die Umwälzung beendigt.

* * *

Nichts hat die letzte Umwälzung so sehr ausgezeichnet, als das mit ihr verbundene Bestreben, sich selbst durch Verfassungsurkunden zum Stillstand zu bringen; und diese Erscheinung verdient es wohl, daß man einige Augenblicke bei ihr verweile.

Alle Umwälzungen haben Eine Quelle; und da sie in sich selbst unmöglich seyn würden, wenn die Regierungen organisch vollständig wären: so ist man berechtigt, die organische Unvollständigkeit der Regierungen als die Quelle aller Umwälzungen zu bezeichnen.

Was hat es aber auf sich mit dieser organischen Unvollständigkeit?

Um dies zu erfahren, müssen wir tiefer in das Wesen der Regierungen eindringen.

Für die Gesellschaft vorhanden, soll sie der Bewegung derselben die Richtung geben. Zu diesem Endzweck muß sie zugleich eine *einige* und eine *gesellschaftliche* seyn. Einheit und Gesellschaftlichkeit sind also die nothwendigen Charaktere der Regierung; und nur da ist ein vollständiger Organismus anzutreffen, wo diese beiden Charaktere gleichmäßig ausgebildet sind.

Ist dies nun nicht der Fall, so entsteht ein natürliches Verlangen, den fehlenden Charakter zu ersetzen. In den sogenannten Republiken ist dies die Einheit, in den Monarchieen die Gesellschaftlichkeit. So entstehen alle Umwälzungen, indem man entweder die Einheit, oder die Gesellschaftlichkeit geben will.

In Frankreich ging die Umwälzung davon aus, daß man der Regierung den ihr fehlenden Charakter der Gesellschaftlichkeit geben wollte; weil man sich aber sehr ungeschickt dabei benahm, so zerstörte man die Einheit. Kaum war der Thron umgestürzt, so entwickelte sich das entgegengesetzte Bestreben; und von diesem Augenblick an galt es nur eine Wiederherstellung der Einheit.

Dies gerade war es, was Buonaparte'n am Schlusse des Jahres 1799 sein Unternehmen erleichterte. Die Fortdauer der republikanischen Formen machte die Franzosen eine Zeitlang glauben, daß sie durch Buonaparte zu einer vollständigen Regierung gekommen wären; als ihnen aber nach und nach klar wurde, daß weder das gesetzgebende Corps, noch der Senat, das Mindeste über die Beschlüsse des Regenten vermochten: so wurden sie gleichgültiger gegen den einseitigen Vortheil der Einheit; und die Folge davon war, daß sie sich mit dem alten Regentenstamme wieder vereinigten, um durch ihn das Entbehrte zu erhalten.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den gegenwärtigen Unruhen in Großbritannien. Ihre Tendenz ist eine vollständigere Volksvertretung, d. h. eine größere Ausbildung des Charakters der Gesellschaftlichkeit, als

welche bisher Statt finden konnte. Die Hindernisse, welche derselben entgegenstehen, sind so groß, daß sich gar nicht absehen läßt, durch welche Mittel und in wie viel Zeit sie werden besiegt werden; da sie aber besiegt werden müssen, wenn England zur Ruhe zurückkehren soll: so läßt sich wenigstens so viel vorhersagen, daß eine Parliaments-Reform das letzte Ergebniß der Unruhen seyn werde.

Hiernach läßt sich genau angeben, wie viel und wie wenig es mit den Verfassungsurkunden auf sich hat, auf welche Einige einen übertriebenen Werth gelegt haben, während Andere vielleicht in den Fehler verfallen sind, sie allzu sehr herabzuwürdigen.

So fern eine Verfassungsurkunde die Umwälzung dadurch zum Stillstand bringen will, daß sie von den beiden, jeder Regierung nothwendigen, Charakteren den einen oder den andern ausschließet, handelt sie wider ihre Bestimmung, und befördert nur, was sie verhindern möchte; denn, da alle revolutionären Bewegungen aus dem Mangel des einen oder des anderen dieser Charaktere hervorgehen, so kann man einen solchen Mangel nicht in einer Constitutions-Urkunde feststellen, ohne jene Bewegungen zu beschleunigen. Dies hat sich in Frankreich als wahr bewiesen, und dies muß sich allenthalben als wahr beweisen, wo ein ähnlicher Versuch gemacht wird; denn die Natur der Gesellschaft ist überall dieselbe, und die Form der Regierung ist immer nur in so fern gut, als sie der Natur der Gesellschaft entspricht.

Von allen Verfassungsurkunden würde also die die

beste seyn, welche die beiden oben angegebenen Charaktere der Regierung so vereinigte, daß sie in der vollkommensten Harmonie neben einander bestehen könnten. Doch dies vermag keine Verfassungsurkunde. Als ein Kunstwerk, das seine Entstehung der menschlichen Schöpferkraft verdankt, hat die Regierung die größte Aehnlichkeit mit jedem anderen Kunstwerke; und so wie dieses seine Wirksamkeit nie in der Beschreibung, oder in dem davon gemachten Abrisse, sondern in den sorgfältig abgewogenen Verhältnissen seiner Theile hat: eben so hat auch jene ihre Wirksamkeit nur in den Verhältnissen der Behörden, aus welchen sie zusammengesetzt ist.

Hiernach würden alle Verfassungsurkunden vollkommen überflüssig seyn. Sie sind es auch wirklich, so fern durch sie etwas ins Leben gerufen werden soll, das sein Leben auf einem ganz anderen Wege erhalten muß. Es werde festgesetzt, daß es, außer einer Verwaltung, noch eine Volksvertretung geben soll; es werde der Wirkungskreis von beiden genau gezogen; es werde die absolute Nichtverantwortlichkeit des Monarchen und die der Volksvertreter während ihrer Sitzungen, so wie die Verantwortlichkeit der Minister, die Freiheit der Wahlen und die Preßfreiheit festgestellt. Darauf aber leiste man für immer Verzicht, bestimmen zu wollen, wie aus diesem Allen eine vollkommene Regierung hervorgehen soll. Da, wo die Gegenkraft der Kraft gegenübersteht, bedarf es der Zeit, um beide zu Dem zu erziehen, was sie werden können; denn so wie man dadurch, daß man eine Volksvertretung anordnet, noch keine Volksvertreter gewinnt: eben so erhält man durch ein bloßes Werde

keine verantwortlichen Minister, welche die Fähigkeit besitzen, große Versammlungen zu leiten. Es ist unstreitig eine schöne Sache um die constitutionelle Monarchie; damit sie aber werde, entsage man zum Voraus dem kühnen Gedanken, sie in Jahr und Tag zu schaffen. Was England in dem gegenwärtigen Augenblicke ist, das ist es in Kraft einer Entwickelung, die sich durch Jahrhunderte hinzieht; und eben so ist Frankreich alles in Kraft einer leidenvollen Revolution, welche, indem sie dreißig Jahre dauerte, nicht verfehlen konnte, ganz neue Talente zu wecken.

Soll daher eine Veränderung in der Regierungsform gelingen, so kann man dabei, wofern die Gesellschaft nicht in ein Chaos verwandelt werden soll, nicht vorsichtig und behutsam genug zu Werke gehen. Wenn man in irgend einem Dinge der Zeit Zeit geben muß, so ist es in diesem. Ein einziger Schritt zu viel, kann in ein unabsehliches Verderben stürzen. Die Leidenschaften schlafen nie so sehr, daß man ihnen trauen könnte; und die Geister sind nie so einig, daß auf völlige Uebereinstimmung zu rechnen wäre. Von allen Unternehmungen aber ist die bei weitem die gefährlichste, durch welche man den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern hofft; nicht als ob sie nothwendig fehlschlagen müßte, sondern weil nichts so schwierig ist, als den jedesmaligen Stand der Dinge so aufzufassen, daß er sich beherrschen läßt, und weil man sich nicht leichter täuscht, als wenn man auf einen allgemeinen Beifall rechnet. Bacon sagt: „Nur eine dringende Nothwendigkeit, oder ein in die Augen fallender Vortheil, kann wesentliche Abänderun-

gen in einem politischen Systeme rechtfertigen; und dabei muß man seine Stellung so nehmen, daß die Abänderung als eine Folge abgestellter Mißbräuche erscheine, keinesweges aber aus sich selbst, d. h. aus einer Vorliebe für Reformen, hervorgehe. Nicht jede Neuerung läßt sich zurückweisen; aber jede muß man für verdächtig halten." Die Geschichte aller Umwälzungen lehrt, daß Die, welche den ersten Antrieb dazu gaben, immer unendlich mehr geleistet haben, als sie leisten wollten; und dies rührt unstreitig daher, daß es für Den, der nur auf Veranlassung zu handeln gewohnt ist, nichts Gefährlicheres giebt, als nach einer Idee handeln zu müssen, indem der Antheil, welchen Andere für oder wider die Sache nehmen, sich nie genau berechnen läßt. Hat sich übrigens einmal eine Idee der Köpfe bemächtigt, so ruhet sie auch nicht eher, als bis sie sich ins Leben hineingearbeitet hat.

In mehr als Einem Betracht ist die Stimmung der Gemüther im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts dieselbe, die sie im Anfange des sechzehnten war; nur mit dem Unterschiede, daß sich dem politischen System zugewendet hat, was sich ehemals auf das Kirchenthum bezog. Hierin wird für die nächste Zukunft die beste Entschuldigung für Diejenigen liegen, die, indem sie den Forderungen ihrer Zeitgenossen nachgeben, sehr bald die Entdeckung machen werden, daß man von ihnen mehr verlangt, als sie zu geben berechtigt sind.

Ueber die goldenen Zeitalter der Literatur.

Nichts ist weniger erforscht, und doch verdient nichts mehr erforscht zu werden, als der Einfluß, welchen die Verfassung eines Landes auf die Literatur desselben ausübt.

Europa hat seit etwa hundert und funfzig Jahren fünf bis sechs verschiedene Literaturen, von welchen jede einzelne ihren besonderen Charakter hat, der, wenn er einmal erklärt werden soll, nur dadurch erklärt werden kann, daß man Rücksicht nimmt auf die Eigenthümlichkeit der Verfassung in jedem besonderen Staate. Wie unabhängig die Geister sich auch erscheinen mögen, so ist doch nichts entschiedener, als ihre Abhängigkeit. Worin aber könnte diese wohl mehr gegründet seyn, als in Dem, was jeden Einzelnen, von dem ersten Augenblick seines Lebens an, umfängt, und was ihm eine Richtung giebt, die allen Widerstand um so mehr ausschließt, je weniger sie wahrgenommen wird! Mit Einem Wort: was übt eine größere Gewalt über die Geister, als jene besonderen Anordnungen und Einrichtungen, die, indem sie ein Volk bilden, die letzte Ursache aller Volksthümlichkeit sind! Man stelle in Gedanken die brittische Literatur der spanischen gegenüber, und man wird die Verschiedenheit von beiden nur in so fern fassen, als man Rücksicht nimmt auf die Verschieden-

heit in den organischen Gesetzgebungen des spanischen und des brittischen Staats; woraus denn ganz natürlich folgt, daß, wenn die Verfassung Großbritanniens jemals die des spanischen Königreiches (oder auch umgekehrt) werden könnte, aller Unterschied aus den beiderseitigen Literaturen verschwinden würde.

Selbst im Alterthum ist der unwiderstehliche Einfluß der Verfassung auf die Literatur anerkannt worden. In einer dem Tacitus zugeschriebenen, und, wenn nicht von ihm, doch von einem der allervorzüglichsten Köpfe herrührenden Abhandlung, ist die Rede von der Verwandelung, welche die römische Beredsamkeit in dem Zeitraum eines Jahrhunderts erfahren hat, und es wird darin bemerkt, daß diese Verwandelung sich wesentlich auf die Veränderung stütze, welche der römische Staat in dem Uebergange von der Republik zu einer Monarchie erfahren habe. In der That, was konnte noch folgenreicher seyn, als dieser Uebergang! Man versetze sich in das siebente Jahrhundert der römischen Republik, wo die Ausartung der Aristokratie in eine stürmische Demokratie erfolgt war; wo jeder ausgezeichnete Kopf, welchem Stande er auch angehören mochte, sich Bahn brach; wo das Verhältniß der Bundesstaaten zu dem Hauptstaat hin und her schwankte; wo täglich die wichtigsten Aufgaben zu lösen waren; wo es im Partheikampf immer Leben oder Tod galt; wo es unmöglich war, Staatsmann zu seyn, ohne ein großes Redner-Talent zu besitzen: und man wird sich nicht darüber wundern, daß, ein Jahrhundert später, als dieser Zustand längst verschwunden war, und alle Beredsamkeit

sich in die Gerichtshöfe zurückgezogen hatte, von keinem Crassus, keinem Hortensius, keinem Cicero, keinem Cäsar u. s. w. die Rede seyn konnte. Unstreitig waren die Köpfe noch immer dieselben; aber diese Köpfe hatten nicht dieselbe Veranlassung zur Entwickelung ihrer Kraft, und das Einzige, womit man sich trösten konnte, war, daß man an Ruhe und ungestörtem Genuß gewonnen habe, was an Talent verloren gegangen sey *).

*) So tröstete man sich wirklich. Nostra civitas — heißt es in der oben angeführten Abhandlung — donec erravit, donec se partibus et dissensionibus et discordiis confecit, donec nulla fuit in foro pax, nulla in senatu concordia, nulla in judiciis moderatio, nulla superiorum reverentia, nullus magistratuum modus, tulit sine dubio valentiorem eloquentiam; sicuti indomitus ager habet quasdam herbas laetiores. Sed nec tanti reipublicae Gracchorum eloquentia fuit, ut pateretur et leges; nec bonae formam eloquentiae Cicero tali exitu pensavit. Sic quoque, quod superest antiquis oratoribus, forum non emendatae, nec usquam ad votum compositae civitatis argumentum est quidem, quod nemo nos advocat, nisi aut nocens aut miser. Quod municipium in civitatem nostram venit, nisi quod aut vicinus populus, aut domestica discordia agitat? quam provinciam tuemur, nisi spoliatam vexatamque? Atqui melius fuisset, non queri, quam vindicari. Quod si inveniretur aliqua civitas, in qua nemo peccaret, supervacuus esset inter innocentes orator, sicut inter sanos medicus. — Quid enim opus est longis in senatu sententiis, cum optimi cito consentiant? quid multis apud populum concionibus, cum de republica non imperiti et multi deliberent, sed sapientissimus et unus? quid voluntariis accusationibus, cum tam raro et tam parce peccetur? quid invidiosis et excedentibus modum defensionibus, cum clementia cognoscentis obviam periclitantibus eat? Credite, si aut vos prioribus saeculis, aut isti, quos miramur, his

In der Geisterwelt giebt es des Unerklärten weit mehr, als des Unerklärbaren. Das Auffallende der meisten Erscheinungen beruhet darauf, daß man sich nicht die Mühe giebt, die Ursachen derselben zu erkennen. Hergebracht ist die Voraussetzung, daß alle Antriebskraft im Geiste enthalten sey; und die natürliche Folge, die man daraus zieht, ist, daß es für den Geist keiner Antriebskraft bedürfe. Wie aber, wenn die Natur ihre Einrichtungen so getroffen hätte, daß dasselbe Gesetz, dessen allgemeine Gültigkeit für die physische Welt mit so viel Bereitwilligkeit anerkannt wird, nicht minder gültig für die moralische wäre? Wie, wenn jeder einzelne Mensch nichts weiter wäre, als ein Abdruck dieses Prototypus, und folglich alles in sich schlösse, was anregt und angeregt wird? Wie, wenn es eben so wenig einen Geist ohne Gemüth, als ein Gemüth ohne Geist gäbe? Daß Jeder seine besondere Richtung nimmt, daß der Geist des Einen sich diesem, der Geist des Andern sich jenem Gegenstande zuwendet, ihn umfaßt und seine Kraft an ihm erschöpft, darf uns nicht weiter auffallen; denn dies ist die Bedingung, unter welcher es allein eine Gesellschaft geben kann. Die Gesellschaft selbst aber wird in Ansehung der Erscheinungen, die nur von ihr ausgehen, durch nichts so sehr bestimmt, als durch die Beschaffenheit der Anordnungen, die sie zu ihrer Erhal-

---

nati essent, ac deus aliquis vitas vestras, vestra tempora repente mutasset: nec vobis summa illa laus et gloria in eloquentia, neque illis modus et temperamentum defuisset. Vid. *Cornel. Tacit. Dialogum de oratoribus*, cap. 40, sequ.

tung getroffen hat. Je nachdem diese der natürlichen Freiheit größeren oder geringeren Spielraum gestatten; je nachdem die individuelle Kraft weniger oder mehr in den Schranken gehalten wird, die das allgemeine Wohlseyn setzet; je nachdem das Spiel der Leidenschaften stärker oder schwächer ist: tritt der Charakter der Gesellschaft, hier so, dort anders, hervor. Monarchie und Anti-Monarchie haben zu allen Zeiten ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorgebracht, und hierin eine solche Stätigkeit bewiesen, daß da, wo zwischen beiden die Wahl gelassen ist, kein Irrthum Statt finden kann.

Es sey erlaubt, dies auf diejenigen Erscheinungen anzuwenden, welche man die goldenen Zeitalter der Literatur zu nennen pflegt: Erscheinungen, welche nie gehörig untersucht worden sind, und an welchen man eben deswegen mit einer Gläubigkeit hängt, die an Fatalismus gränzt. Das Ziel, welches wir uns setzen, besteht wesentlich darin, diese Gläubigkeit zu zerstören, und zu zeigen, worin die Sache selbst bedingt ist, und in wie fern man es in seiner Gewalt hat, diese Bedingungen herbeizuführen oder nicht.

Goldene Zeitalter der Literatur nennt man diejenigen Abschnitte im Leben der Völker, wo ihre schriftlichen Erzeugnisse eine solche Vollkommenheit erreichen, daß sie sich der Nachwelt als Muster empfehlen.

An diesen goldenen Zeitaltern ist zunächst merkwürdig, daß sie nach Personen benannt werden, welche gerade zu derselben Zeit Macht geübt haben. So spricht man von einem goldenen Zeitalter des Perikles, des Octavius Augustus, der Mediceer, eines Philipp

des Zweiten von Spanien, eines Ludwig des Vierzehnten von Frankreich. Nicht, als ob man diese Fürsten für die Urheber der ganzen Erscheinung hielte; nicht, als ob man sich ihre Höfe als die Herde des guten Geschmacks und des tiefern Denkens und Empfindens dächte: dies kann höchstens Solchen begegnen, welche nicht wissen, wie fremd den Fürsten und ihren Höfen in der Regel die Kunst ist. Gleichwohl ist die Benennung nicht ganz unrichtig; und zwar einmal nicht, weil sie, chronologisch genommen, so bequem ist, zweitens nicht, weil diese Fürsten wenigstens mitwirkende Ursache sind, ohne welche die ganze Erscheinung nicht zu Stande gebracht werden konnte.

Merkwürdig ist nämlich zweitens, daß die goldenen Zeitalter der Literatur immer nach bürgerlichen Unruhen von längerer Dauer zum Vorschein gekommen sind. In dem atheniensischen Staate mußte der Areopagus verschwinden, und die suveräne Gewalt auf einen Ephialtes und Perikles übergehen, d. h. die Demokratie mußte ihren wilden Charakter ablegen und sich mit der Monarchie vermählen. In dem römischen Staate mußte auf die anhaltenden Stürme der Republik die Ruhe folgen, welche die Monarchie unter einem Octavius Augustus gewährte. In Florenz — denn von dem übrigen Italien kann, wenn von einem goldenen Zeitalter der Literatur die Rede ist, nicht gehandelt werden, und nichts ist ungerechter, als dasselbe auf Leo den Zehnten zu beziehen — in Florenz mußten die antimonarchischen Formen den monarchischen weichen, und die Mediceer als förmliche Staats-Chefs auftreten, ehe

es

es einen Nicolo Macchiavelli und andere minder wichtige Schriftsteller geben konnte. In Spanien war das goldene Zeitalter der Literatur unter Philipp dem Zweiten die unmittelbare Folge des Unterganges der Stände, oder, wenn dies zu viel gesagt seyn sollte, des Uebergewichts, welches die königliche Macht, nach der Vereinigung von Aragon mit Castilien, und nach der Eroberung von Granada, über die Stände gewann. In Frankreich gingen dem goldenen Zeitalter unter Ludwig dem Vierzehnten erst die Bürgerkriege, welche Heinrich der Vierte beendigte, und denn die Unruhen vorher, welche die Fronde-Unruhen genannt werden.

Haben nun die goldenen Zeitalter der Literatur immer nur dadurch zum Vorschein kommen können, daß in den politischen Systemen eine bedeutende Veränderung vorgegangen ist: so kommt es vor allen Dingen darauf an, daß genauer untersucht werde, wie sie mit dem einen und dem anderen System zusammenhangen und eigentlich das Produkt von beiden sind.

Anti-Monarchie und Monarchie bringen vermöge ihres Organismus entgegengesetzte Wirkungen hervor. Weil in jener die suveräne Macht nicht in einem Einzelnen zusammengeengt, sondern der Antheil einer Körperschaft, Senat genannt, ist: so haben die Leidenschaften in ihr freieren Spielraum; und nichts ist natürlicher, als daß daraus Unruhen über Unruhen, Tumulte über Tumulte entstehen. Nie gab es eine Anti-Monarchie, oder sogenannte Republik, in welcher es nicht auch Factionen gegeben hätte. Wie nun auch der Staat selbst dabei fahren mochte, so war die Wirkung davon

für den einzelnen Bürger ganz unfehlbar die, daß sich sein Gemüth in einem größeren Umfange entwickelte, als dies in monarchischen Staaten der Fall seyn konnte. Alles, was gesellschaftliche Leidenschaft genannt zu werden verdient, nahm in den anti-monarchischen Staaten einen höheren Charakter an; und je allgemeiner die Anregung war, desto eher mußten sich Einzelne finden, welche, als Parthei-Häupter, die Uebrigen mit sich fortrissen. Die Gabe der Rede war hierbei das Entscheidende. Kein Wunder also, wenn in allen Anti-Monarchieen das Redner-Talent sich auf eine Weise entwickelte, welche in der ihr entgegengesetzten Regierungsform ganz unerreichbar war. Die Bildung des Geistes stand hiermit in dem engsten Zusammenhange; denn wer als Redner seine Zwecke erreichen will, muß nicht bloß empfinden, sondern auch denken, und zwar in Beziehung auf Andere empfinden und denken, weil diese Anderen das Mittel in sich schließen, wodurch er allein zu seinen Zwecken gelangen kann. Je geringer nun die Gewalt war, welche die Regierung ausübte, desto mehr beschränkte sich in den Anti-Monarchieen alles auf die Ausbildung des Redner-Talents: der Zustand der Krisis hörte in demselben niemals auf; und, um diesem Zustande gewachsen zu bleiben, durfte man sich nicht anderen Beschäftigungen hingeben. Daher die Erscheinung, daß die eigentlichen Wissenschaften in den Anti-Monarchieen nie mit Erfolg bearbeitet worden sind; man hatte dazu nicht Zeit, und die Stimmung der Gemüther brachte es mit sich, daß man sich wenig von ihnen angezogen fühlte.

Das Umgekehrte von Diesem erfolgte in den Monarchieen. Je mehr die centralisirte Gewalt alle gesellschaftlichen Leidenschaften zügelte, desto leichter verstummten sie. Daher die Erscheinung, daß in Monarchieen die Beredsamkeit nie einen großen Charakter gewinnen konnte; denn, abhängig von gesellschaftlichen Leidenschaften, kann sie nur nach Maaßgabe der Stärke oder Schwäche von diesen hervortreten, und wo das Gemüth aus dem Spiele bleibt, da kann es allenfalls eine Wohlredenheit geben, keinesweges aber eine Beredsamkeit. So wie die Unruhe, worein die Anti-Monarchie die Gemüther setzt, von der Bearbeitung der eigentlichen Wissenschaften abzieht, eben so ladet die Ruhe, welche die Monarchie den Gemüthern giebt, dazu ein. Es ist daher kein Wunder, wenn die eigentlichen Wissenschaften zu allen Zeiten mit weit besserem Erfolge in den Monarchieen bearbeitet worden sind, als in der ihnen entgegengesetzten Regierungsform.

Hiernach darf man als Thatsache aufstellen: daß die goldenen Zeitalter der Literatur, indem sie mit zwei entgegengesetzten Regierungsformen zusammenhangen, nur dadurch entstehen, daß sie die Entwickelung, welche die Anti-Monarchie giebt, mit derjenigen vereinigen, welche aus der Monarchie hervorgeht.

Ich erkläre mich näher.

Es giebt eine scheinbare Blüthe der Literatur, die hauptsächlich auf der Vielheit der Geistesproductionen in Rede und Schrift beruhet. Diese hat mit den goldenen Zeitaltern der Literatur nichts zu schaffen. Die wahre Blüthe der Literatur entsteht nur da, wo die

Geister durch irgend eine äußere Gewalt auf ein Maaß zurückgebracht werden, das ihnen nicht natürlich ist, und wo sie, im Kampfe mit sich selbst, einen Ausweg suchen, der sich nur in so fern finden läßt, als sie der wirklichen Welt, die sie umgiebt, entsagen, und sich eine eigene schaffen. Diese wahre Blüthe aber tritt am natürlichsten ein, wenn in der Gesellschaft eine solche Umwälzung vor sich geht, wie die Verwandlung der Anti-Monarchie in eine Monarchie ist.

Um hier zunächst bei Rom stehen zu bleiben, denke man sich die ungeheure Erschütterung, welche alle Gemüther dadurch erlitten, daß die Vorrechte des Senats und des Volkes auf Einen übergingen, nachdem die Anti-Monarchie fünf Jahrhunderte gedauert hatte! Wie groß auch das Bedürfniß der Ruhe seyn mochte, so war doch in den Gemüthern nichts vorhanden, was die Bereitwilligkeit gegeben hätte, dieser Ruhe Alles aufzuopfern. Aus freien Bürgern sollten gute Unterthanen werden; dies aber war minder leicht, als es Denen scheinen mag, die immer nur das Letztere gewesen sind. Der Wellenschlag der Leidenschaften hörte nicht auf, weil die politischen Stürme sich gelegt hatten. Man stand in der Mitte zwischen Vergangenheit und Zukunft; und, während man mit Wohlgefallen auf die erstere zurückblickte, schauderte man zurück vor der letzteren. Nur mit dem Verstande gehörte man der Monarchie an; das Gemüth war der Anti-Monarchie zugewendet. So in sich selbst getheilt, und die Gegenwart nur ertragend, weil eine gebietende Nothwendigkeit für dieselbe sprach — wie hätte man den inneren Frieden

finden können, ohne welchen es keinen wahren Lebensgenuß giebt! Wollte man nicht ganz verlassen seyn, so mußte man sich seine eigene Welt schaffen; und so geschah es, daß die Geistesprodukte in Rede und Schrift sich vermehrten, ohne daß man an Ort und Stelle selbst wußte, wie dies zuging. Von allen diesen Geistesprodukten würde ein halbes Jahrhundert früher kein einziges möglich gewesen seyn. Wiederum hätten sie in der Zeit, wo sie erschienen, eine ganz andere Gestalt annehmen müssen, wenn ihnen nicht die Entwickelung vorhergegangen wäre, welche nur die Anti-Monarchie giebt, und zwar dadurch giebt, daß sie die Gemüther in eine stärkere Bewegung setzet, und die Urheberin der Beredsamkeit und einer durch und durch gebildeten Sprache wird. Die Werke eines Livius und Sallustius, eines Horaz und Virgil, haben also ihre Vollkommenheiten nur dadurch, daß ihre Urheber zwei Zuständen angehörten, von welchen der eine ein Gegenstand der Sehnsucht, der andere ein Gegenstand des Abscheues war. Die elegische Stimmung, in welcher sich alle diese Männer befanden, ist in ihren Werken nicht zu verkennen; und vorausgesetzt, daß eben diese Stimmung mehr, als alles Uebrige, sie zu Schriftstellern machte: wie will man, so lange man nichts Aehnliches empfunden hat, mit irgend einem Erfolge ihr Nachahmer werden! Man giebt zu, daß jede Zeile des Tacitus von so großer Eigenthümlichkeit ist, daß sie von jeder Zeile eines anderen römischen Schriftstellers unterschieden werden kann; und doch spricht man von einem brittischen oder deutschen Tacitus? Wo wäre wohl der Britte, oder der Deutsche,

von welchem sich annehmen ließe, daß er die Bildung eines Tacitus erhalten habe: eine Bildung, welche alle Realität verliert, wenn man nicht in Anschlag bringt, daß Tacitus, wie so viele andere Römer, durch sein Gemüth mit seinem Zeitalter in Widerspruch stand, und, funfzehn Jahre hindurch, unter einem vollendeten Despoten sich zu einem Schweigen verurtheilen mußte, das seiner natürlichen Beredsamkeit diese Kürze gab! Wie ist es auch nur denkbar, daß es jemals wieder einen Tacitus gebe, wofern das Schicksal nicht für gut befindet, ein Individuum gerade so und nicht anders auszubilden, wie Jener ausgebildet war! Uebrigens ist hier von ihm nur die Rede, in so fern er für den Repräsentanten Derer gelten kann, welche den Uebergang von der Anti Monarchie zur Monarchie höchst schmerzlich empfunden haben. Obgleich Er einem späteren Zeitalter angehörte, so verhielt es sich, im Großen genommen, nicht anders mit den Schriftstellern aus dem Zeitalter des Augustus. Nie würde die Welt einen Virgilius kennen gelernt haben, wären der Monarchie nicht Proscriptionen vorhergegangen, welche den Rechtszustand veränderten; nie einen Horaz, wäre die Schlacht bei Philippi für die Sache der Anti-Monarchie gewonnen worden.

Eine ähnliche Bewandniß hatte es unstreitig mit dem goldenen Zeitalter der Literatur, welches nach dem Perikles benannt wird. Die Veränderung, welche damals mit Athen vorging, war so eigenthümlicher Art, daß es beinahe an Ausdrücken zur Bezeichnung derselben fehlt. So ist Demokratie und Monarchie nie wieder vereinigt gewesen; wie Perikles, hat nie ein Einzelner

die Würde eines Monarchen mit der Herablassung eines Bürgers verbunden. Doch ohne diese Freiheit und ohne diese Schranken hätte es nie einen Sokrates und einen Aristophanes gegeben: die herrlichsten Geister, deren irgend ein Volk sich rühmen kann! Alles, was die Anti-Monarchie für die Entwickelung der Gemüthskräfte, und durch diese für die Ausbildung der Sprache zu thun pflegt, war vorhergegangen. Jetzt kam das hinzu, was die Monarchie durch die größere Ruhe, die sie allein gewährt, für die Ausbildung der obern Seelenkräfte wirkt. Auf diese Weise erhielt Athen seine großen Schriftsteller: seine Tragiker, seine Philosophen, seine Geschichtschreiber. Weil aber Athen sich nicht auf dieselbe Weise vergrößern konnte, wie Rom, so konnte auch die Monarchie in jenem Staate keine Wurzel schlagen; und die natürliche Folge davon war, daß ausgezeichnete Köpfe immer gefährlich schienen. Das Beste, was die griechische Literatur, außer den Werken der Tragiker und der Redner, aufzuweisen hat, ist im Auslande geschrieben worden. Xenophon und Thukydides verfaßten ihre unsterblichen Werke im Exil, und vielleicht ist das Kühnste, was von Platon herrührt, in Sicilien niedergeschrieben, und von dieser Insel aus verbreitet worden. Athens Verfassung war von einer solchen Beschaffenheit, daß sie große Geister erzeugen mußte, ohne diesen jemals irgend eine Sicherheit geben zu können. Nie erreichte der atheniensische Staat seine Bestimmung, so fern diese darin bestand, sich Griechenland eben so unterzuordnen, wie Rom sich Italien unterzuordnen wußte; und durch nichts wurde er an

der Erreichung dieser Bestimmung so sehr verhindert, als durch den Umstand, daß er mehr eine See-, als eine Landmacht war. Sein Bundesgenossen-System war vortrefflich; aber die Probe, auf welche er dasselbe in dem Unternehmen gegen Sicilien brachte, scheint allzu hart gewesen zu seyn. Wäre ihm die Eroberung dieser Insel eben so gelungen, wie sie in der Folge den Römern gelang: so hätten alle späteren Weltbegebenheiten nicht bloß eine andere Wendung, sondern auch einen ganz anderen Charakter gewinnen müssen, und von den Römern wäre über Italien hinaus nie die Rede gewesen. Die Abberufung des Alkibiades von einem Unternehmen, das, von ihm entworfen, nur von ihm durchgeführt werden konnte, hatte Folgen, die sich nicht aufheben ließen; und weil Athen in Sicilien gescheitert war, so mußte es früheren Ansprüchen entsagen und sich sehr bald, wie die übrigen kleinen Staaten Griechenlands, den Königen von Macedonien unterordnen. Als Staat genommen, blieb es eine unreife Frucht, und, als solche, konnte es, in ewigem Widerspruche mit sich selbst, seine größten Männer eben so wenig entbehren, als ertragen. Diese, fortdauernd durch die Verfassung bedroht, sahen sich genöthigt, durch ihre persönlichen Eigenschaften den Ausschlag über die Verfassung zu geben; und nur so konnte es geschehen, daß sie, als Schriftsteller und in jeder anderen Anwendung ihrer geistigen Kraft, eine Größe erreichten, welche einzig bleiben mußte, wie die Umstände, in denen sie lebten und dachten. Mit Einem Worte: die ganze griechische Literatur, so fern sie von Athen ausging, wird nur begreiflich

durch die Eigenthümlichkeit dieses kleinen Staats, dessen organische Gesetzgebung die größten Anregungen des Gemüths in sich schloß.

In den Staaten des neueren Europa ist die Anti-Monarchie nie so ausgesprochen worden, wie in den Staaten des Alterthums; nicht einmal in denen, welche sich vorzugsweise Republiken nannten. In den italiänischen Republiken des Mittelalters kam es bei weitem mehr auf eine Verbindung des monarchischen Princips mit dem anti-monarchischen, also auf eine vollständige Regierung, an, als auf eine Ausschließung des ersteren. Die Dogen von Genua und Venedig waren eben so gut Depositäre der Machteinheit, wie die Könige von Spanien und Frankreich; sie waren es nur mit größeren gesetzlichen Beschränkungen. Das einzige Florenz machte in dieser Hinsicht eine Ausnahme; und weil die Verfassung dieses Freistaats denen von Athen und Rom am nächsten kam, so konnte es schwerlich fehlen, daß in Florenz sich dieselben Erscheinungen darstellten, wie in Athen und Rom, nachdem die Aristokratie in Demokratie ausgeartet war. In den Anregungen, welche die letztere giebt, muß man die ersten Keime der neueren europäischen Literatur wiederfinden. Die Werke eines Dante Alighieri und eines Francesco Petrarca würden nie entstanden seyn, wenn diese beiden Heroen der neueren Literatur nicht Florentiner gewesen wären und, als solche, einer Parthei angehört hätten, welche in dem Streben ihres Vaterlandes nach dem höchsten Maaße bürgerlicher Freiheit nur unterliegen und unglücklich werden konnte. Jene Tiefe des

Gemüths, welche wir in der göttlichen Komödie Alighieri's, wie in den Gedichten Petrarca's wiederfinden — wie hätte sie wohl entstehen können, wenn das Leben dieser Männer ungestört und ungetrübt dahin geflossen wäre, gleich dem Leben neuerer Schriftsteller unter dem Schutz der öffentlichen Macht, oder wenn ihr Herz, voll von einer unendlichen Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, sich durch eine erzwungene Trennung von demselben nicht zerrissen gefühlt hätte! Sind einmal solche Werke vorhanden, so ist dadurch der Antrieb zu den reichsten Literaturen gegeben, wenn gleich Das, was auf diese Grundlagen gebauet wird, nur selten einen hohen Werth in sich zu schließen pflegt. Wie aber Italien seine größten Dichter in dem demokratischen Florenz gefunden hat, so verdankt es demselben Staate auch seinen größten Geschichtschreiber und Denker. Wir meinen hier den Nicolo Macchiavelli, der, dem sechzehnten Jahrhundert angehörend, nie entstanden seyn würde, ohne die Verwandlung, welche die Regierungsform des florentinischen Staats in jener Zeit erlitt. Dante Alighieri, Petrarca und Macchiavelli werden noch lange Italiens größte Schriftsteller bleiben, aus keinem anderen Grunde, als weil ihre Geisteswerke nur aus ihrem Gemüthe hervorgegangen sind. Mit Macchiavelli beginnt das goldene Zeitalter der italiänischen Literatur. In Florenz hatte sich die Sprache ausgebildet; und sobald dieser Staat zu einem Herzogthum erhoben war, konnte es in Italien einen Ariosto, einen Tasso geben, deren Werke der Ausdruck des Geistes-Luxus und des gereinigten Geschmacks sind, an innerem Gehalte aber, und

an dem, was den ganzen Menschen abspiegelt, immer zurückstehen werden.

Spanien hatte keinen ausgezeichneten Schriftsteller, so lange die königliche Macht beschränkt war, theils durch das Daseyn mehrerer für sich bestehender Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel, theils durch die Wirksamkeit der Cortes in allen diesen Staaten. Erst nach der Vereinigung von Aragon mit Castilien, nach der Einführung der Inquisition, nach der Eroberung des Königreichs Granada, und nach allen den Veränderungen, welche der gesellschaftliche Zustand der Spanier in der letzten Hälfte des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erfuhr, erstanden jene Köpfe, die noch gegenwärtig als die Heroen der spanischen Literatur betrachtet werden: ein Boscan, ein Garcilaso, ein Luis de Leon, die beiden Argensolas u. s. w. Durchaus elegisch ist der Ton aller dieser Schriftsteller, so daß man deutlich sieht, was den Antrieb in ihnen gab. In den Cortes und durch dieselben hatte sich die Sprache ausgebildet, und der Verlust der politischen Freiheit war das schmerzliche Gefühl, das alle vorzüglichen Geister bewegte. So wie man sich nun nach und nach, vorzüglich unter Philipp dem Zweiten und unter Philipp dem Dritten, in sein Schicksal fand, veränderte sich auch der Charakter der Literatur, und ein Cervantes und Lope de Vega müssen als Schriftsteller betrachtet werden, die in der einmal vorgezeichneten Bahn sich mit der höchsten Freiheit bewegten; denn, so wie der menschliche Körper sich nach und nach an Entbehrungen gewöhnt, und sein

Wohlseyn sogar im Zwange wiederfindet: so verhält es sich auch mit dem menschlichen Geiste unter den Fesseln, welche ihm angelegt werden. Es ist wahrlich gar nicht zu berechnen, wie die dreifache Censur, welcher, von Philipps des Zweiten Regierung an, jedes Geistesprodukt in Spanien unterworfen war, auf die Geister zurückgewirkt habe; aber nur allzu wahrscheinlich ist, daß die Welt nie einen Calderon de la Barca kennen gelernt hätte, wenn den Köpfen in Spanien weniger Gewalt geschehen wäre. Werthlos mußte die spanische Literatur von dem Augenblick an werden, wo die Geister sämtlich in dem politischen System aufgegangen waren. Dieser Zeitpunkt trat nach Philipp dem Vierten ein, und dauerte fort bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, wo man allmählig aus einem langen Geistesschlummer erwachte. Inzwischen war alle Urthümlichkeit verloren gegangen, und bei aller Vortrefflichkeit der Sprache konnte man nur den Franzosen nachahmen, ohne diese jemals zu erreichen.

In das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten setzen die Franzosen das goldene Zeitalter ihrer Literatur; und dadurch bestätigen sie Alles, was wir oben von den Bedingungen gesagt haben, unter welchen allein es ein goldenes Zeitalter der Literatur geben kann. Nie würde das französische haben entstehen können, wenn demselben nicht ein Bürgerkrieg vorhergegangen wäre, der die Gemüther in Bewegung gesetzt und den Geistern einen höheren Schwung gegeben hatte. Wie allenthalben, so erhielt auch in Frankreich die Sprache ihre erste Ausbildung durch die Wirksamkeit der republika-

nischen Elemente in der französischen Verfassung. Doch scheinen die Ständeversammlungen dazu nur wenig beigetragen zu haben, da Geistlichkeit und Adel ein so großes Uebergewicht über den dritten Stand ausübten. Frankreichs größte Kanzelredner würden nie entstanden seyn, wenn ihnen nicht eine Reformation vorhergegangen wäre, die dem Protestantismus gegen die allgemeine Kirche ein gesetzliches Daseyn verschaffte; und wenn es unter diesen Kanzelrednern nie einen Reformirten gab, der sich mit einem Bourdaloue und Bossuet hätte messen können: so rührte dies nur davon her, daß die reformirte Kirche in Frankreich sich vor der Revolution keiner Freiheit zu erfreuen hatte. Die gerichtliche Beredsamkeit in Frankreich beruhete ganz auf den besseren Formen, in welchen sich die Gerechtigkeitspflege bewegte; Formen, welche die Oeffentlichkeit zur ersten Grundlage hatten. So bildete sich die Sprache durch die Kanzel und die Gerichtshöfe. Corneille und Moliere würden in der gegenwärtigen Zeit ganz unmöglich seyn: die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, welche Beiden eigenthümlich ist, findet sich nur da, wo die Gemüther noch eine gewisse Unschuld haben, die das In-einander-Fließen der Charaktere nicht gestattet. Racine war in sich eines hohen Aufschwunges fähig; aber seine Achtung für den Hof verdarb seine Anlagen. Voltaire, diese höchste Blüthe des französischen Genius, wollte Corneille und Moliere in sich vereinigen; da sich aber Entgegengesetzte schwer verbinden lassen, so konnte er nur zwischen Beiden schwanken, und so wurde er, was er ist, ein Gegenstand

der Bewunderung für die Franzosen, ein Gegenstand der Kritik für den Ausländer, dem er durch seine Glätte entschlüpft. Spätere Schriftsteller, auch wenn sie zu den bessern gehören, dürfen nur als Zugabe betrachtet werden. Die Zeiten der Umwälzung sind nie den Wissenschaften und Künsten hold. Napoleon, der alle Arten des Ehrgeizes in sich vereinigte, hatte auch den, ein neues goldenes Zeitalter der französischen Literatur heraufzuführen; allein er zerstörte seinen Zweck durch einen doppelten Mißgriff: einmal, so fern er die besten Geistesproduktionen zu Gegenständen der Belohnung erhob, und folglich die Schriftsteller in den Strudel der politischen Macht zu ziehen gedachte; zweitens, so fern er die Revolution fortsetzte, und folglich den Geistern nicht die Ruhe gestattete, ohne welche es keine vorzügliche Erzeugnisse giebt. Durch jenes nahm er den Köpfen die Unabhängigkeit, durch dieses die Freiheit, nicht berechnend, daß das, was nur in so fern einen Werth hat, als es von der Gesammtheit der schaffenden Kräfte ausgeht, nicht von einem Einzelnen gemeistert werden darf.

Von einem goldenen Zeitalter der brittischen Literatur zu reden, hält schwer; und vielleicht ist man berechtigt zu sagen, daß diese Erscheinung sich besonders ausbilden mußte in einem Reiche, dessen Verfassung nie anhaltend zwischen zwei Extremen geschwankt hat. William Shakespear, das umfassendste Genie, welches die neuere Welt kennen gelernt hat, war für seine Zeitgenossen gar nicht vorhanden; es bedurfte eines vollen Jahrhunderts, ehe man seinen Werth fühlen lernte.

Milton hatte beinahe dasselbe Schicksal. Beide Schriftsteller haben das Eigenthümliche, daß sie im Kampf mit einem widrigen Schicksal wurden, was sie sind. Sie machen daher, wie Dante und Petrarca, mehr die Grundlage der brittischen Literatur aus, als Bestandtheile derselben. Diese gewann ihren gegenwärtigen Charakter erst unter Anna's Regierung durch Addison, Pope, Dryden u. s. w.; das heißt, nachdem sich die brittische Verfassung durch Wilhelm den Dritten ausgebildet hatte. Von allen Sprachen, die es giebt, ist die englische vielleicht die seltsamste durch das Gemengsel von Sprachen, welches sie in sich schließt; und wenn es ihr gleichwohl nicht an Adel fehlt, so kann dies nur von der Bearbeitung herrühren, die sie der besondern Form der brittischen Regierung zu verdanken hat: einer Form, welche, so lange sie vorhält, die Beredsamkeit nicht aussterben läßt, und durch das Anti, welches sie in sich schließt, einen höheren Geistesschwung unterhält. Unglücklicher Weise ist es dahin gekommen, daß die brittische Literatur sich von dem Staatsleben geschieden hat, und bei weitem mehr dem Nützlichen, als der Befriedigung höherer Bedürfnisse, dient.

Hat es seine Richtigkeit mit Dem, was wir als Bedingung eines goldenen Zeitalters der Literatur aufgestellt haben, so kann in Beziehung auf Deutschland von einem solchen goldenen Zeitalter gar nicht die Rede seyn; denn die Geschichte der Deutschen bietet nichts dar, was einer politischen Partheiung auch nur ähnlich wäre. Zu allen Zeiten hat der Deutsche die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten seinen Fürsten überlassen,

glücklicher in eben dem Maaße, worin er davon unberührt blieb. Seine Vorliebe für die Monarchie, und seine Neigung zur Einsamkeit haben vereinigt die Wirkung hervorgebracht, daß seine Literatur immer vom Staatsleben getrennt geblieben ist; und wenn wir die gegenwärtigen Zeiten abrechnen, wo beide sich zu vereinigen streben: so kann man sagen, das Mönchthum habe sich vom Kirchenthume nur getrennt, um in der Literatur einen neuen Wohnsitz zu finden. Nicht das, was andere Sprachen gebildet hat — das öffentliche Leben — hat auch die deutsche Sprache gebildet; wohl aber der Fleiß der Gelehrten, verbunden mit dem Ehrgeize, nicht hinter andern Völkern in Wissenschaft und Kunst zurückzubleiben. Eben deswegen ist in den Geisteswerken der Deutschen so wenig Urthümliches, was mehrere Jahrhunderte hindurch, als solches, empfunden werden könnte. Die Sprache selbst ist noch so sehr im Werden, daß sich gar nicht bestimmen läßt, was aus ihr geworden seyn wird, nachdem starke Leidenschaften sie bearbeitet haben; dies ist um so weniger zu bestimmen, da in Uebersetzungen aus allen Literaturen gezeigt worden ist, daß die deutsche Sprache eine Biegsamkeit hat, vermöge deren sie sich allen Geistesformen anschließt. Auch in dieser Hinsicht ist der Deutsche noch immer der Adam im Paradiese; und sollte dem politischen Systeme Deutschlands eine Veränderung bevorstehen, welche zu öffentlichen Verhandlungen führte, so würde von Stund an offenbar werden, daß Sprache und Literatur nicht dieselben bleiben können: jene nicht, weil die Bildung, welche eine Sprache durch die Be-

wegung des Gemüths erhält, von eigenthümlicher Beschaffenheit ist; diese nicht, weil aus ihr alles das verschwinden würde, was die begränzte Ansicht des vom öffentlichen Leben geschiedenen Gelehrten gebiert: eine Ansicht, welche die deutsche Literatur reichlich macht, ohne ihr einen vorzüglichen Werth zu geben. Nahe ist wenigstens der Zeitpunkt, wo man allgemeiner, als es bisher der Fall war, einsehen wird, daß ein Volk, um durch seine Literatur hervorzuragen, sich nicht mit den Literaturen aller Völker befassen muß.

Einige Kapitel aus de Pradts Werke von den Colonieen *).

1. Von der Herrschaft der Britten in Indien, und von der Dauer derselben.

Seitdem die Europäer sich in Indien niedergelassen haben, sind sie genöthigt gewesen, sich mit zwei Hauptangelegenheiten zu beschäftigen, von welchen die eine das Mittel der andern ist; nämlich mit Souveränetät und

*) Wir geben unseren Lesern aus dem so eben in Deutschland bekannt gewordenen Werke des Herrn v. Pradt über die Colonieen, anstatt eines Auszuges, einige vollständige Kapitel, und wir haben gerade diejenigen gewählt, welche uns die anziehendsten zu seyn geschienen haben. Herr v. Pradt verleugnet sich auch in diesem Werke nicht. Wie in seiner Geschichte des Wiener Congresses, will er auch in seinen Abhandlungen über die Colonieen der Zeit nicht Zeit lassen, sondern alles nach seiner Idee gestalten, hierin den Revolutionsmännern Frankreichs gleich, die, ohne zu ahnen, daß die Vernunft allen Menschen eigen ist, ihre Vernunft immer an die Stelle der allgemeinen brachten. Ueberhaupt gehört Herr v. Pradt zu denen Schriftstellern, welche bei weitem weniger interessiren durch das, was sie sagen, als durch das, was sie anregen; ja, man möchte sagen, die Flüchtigkeit, womit er seine Gedanken hinwirft, sey sein größtes Verdienst, da man nicht leugnen kann, daß er Gedanken hat.

Anmerk. d. Herausg.

Handel. Herrschaft und Geldbeutel nahmen ihre Sorge gleich sehr in Anspruch.

An und für sich ist es ein seltsames Ding um die Herrschaft einiger Völker Europa's über Gegenden, welche drei- bis viertausend Stunden von ihnen entfernt sind. Man kann nur erstaunen, wenn man diese Europäer Völker mißhandeln sieht, welche Europa nicht einmal dem Namen nach kennen; welche den Bewohnern dieses Erdtheils nie das Mindeste zu Leide gethan haben; welche aber deshalb nicht weniger gemeistert, ja, im Widersetzungsfalle, sogar getödtet werden, theils der Herrschaft und des Handels wegen, theils damit das Eine europäische Volk nicht hinter dem anderen zurückbleibe. Was würde man in Europa sagen, wenn die Indianer diesen Erdtheil eben so behandelt hätten!

Aus diesem Zustande der Dinge ist zweierlei hervorgegangen: nämlich einmal die Nothwendigkeit, die Suveränetät auszudehnen, um sie zu befestigen; zweitens die Nothwendigkeit, sie zu befestigen, um den Handel Europa's in Indien auszudehnen.

Niederlassungen, welche auf Herrschaft abzwecken, sind immer sehr theuer zu bilden und zu unterhalten. Selten sogar steht die von der Suveränetät herrührende Einnahme im Gleichgewicht mit der Ausgabe, welche eben diese Suveränetät erfordert. Was im Schooße Europa's wahr ist, wo beinahe alle Staaten ihre gewöhnlichen Ausgaben nicht mit ihren gewöhnlichen Einnahmen bestreiten können, dasselbe muß aus verstärkten Gründen für die Colonieen wahr seyn. Ueberzeugen kann man sich davon, wenn man sieht, wie kostbar ein-

zelne Colonieen für Spanien waren. Ohne Mexiko würde es sich genöthigt gesehen haben, sie gänzlich aufzugeben; so sehr hat jenes Reich das ganze spanische Colonial-System zusammengehalten. Brächte man nun noch die außerordentlichen Kosten der Colonial-Kriege in Anschlag, so müßte man vollends verzweifeln an dem Nutzen, welchen Europa von seinen Colonieen gezogen hat. Nicht, daß dies auf einem inneren Gebrechen solcher Besitzungen beruhete; die Schuld liegt nur in der Behandlung, welche Europa in Beziehung auf dieselben eingeführt hat, und gegen die Natur der Dinge noch immer aufrecht erhält.

Je größer die Colonieen sind, je weiter sie von dem Mutterstaat entfernt liegen, je stärker der Widerstand ist, welcher theils von den Einwohnern, theils aus der Concurrenz der Europäer hervorgeht: desto mehr Kosten verursacht die Behauptung dieser Colonieen. Man bedenke nur, was sich in Ostindien zugetragen hat. Alle Europäer haben sich daselbst zugleich niedergelassen; alle haben die Eingebornen zu bekämpfen gehabt; alle haben unter sich gekämpft. Die Kosten waren also doppelt, und indem die Ausgabe zugleich von Indien und Europa herrührte, hat die Zeit Einem Volke den Sieg verliehen. Es ist der ausschließende Herr und Gebieter geblieben; es allein hat daher alle Kosten zu tragen, welche ehemals unter Die vertheilt waren, welche von ihm verdrängt worden. Ganz allein trägt es die Last von dem Widerwillen Ostindiens. Es hat seine Vertheidigungsmittel abmessen müssen an den Mitteln des Angriffs, womit es bedrohet war. Es hat eingehen müssen auf

Eroberungen, um nicht vertrieben zu werden; denn jeder Krieg zwischen den Eingebornen und den Europäern hat von Seiten der erstern diesen Zweck gegen die letztern, zum Unterschiede von den Kriegen in Europa, die, zwischen den Eingebornen dieses Erdtheils geführt, nur einen politischen Zweck haben, und immer damit endigen, Jeden daheim zu lassen. Man erobert, aber man vertreibt nicht; und dies muß wohl ins Auge gefaßt werden, weil es die fortschreitende Ausdehnung erklärt, welche England seinem Reiche in Indien hat geben müssen.

In einer großen Entfernung von Europa, mitten unter einer überlegenen und feindlich gesinnten Bevölkerung, neben eifersüchtigen und reizbaren Europäern, haben die Engländer in Indien gerade so gehandelt, wie die Franzosen in den glücklichen Zeiten der Dupleix und la Bourdonnaye: sie haben sich ganz in ihre Lage versetzt; sie haben sich, wie die Franzosen, behauptet und vertheidigt. Jeder neue Angriff auf sie hat sie aufmerksam gemacht auf die Nothwendigkeit einer neuen Eroberung. Der Krieg mit Tippu-Saib hat sie also genöthigt, das Reich von Mysore zu zerstören. Es sprang in die Augen, daß dieser große indische Staat unverträglich sey mit einem, ihm zur Seite errichteten, großen europäischen Staate; es war nicht minder einleuchtend, daß diese Nachbarschaft dem Europäer den Besitz sehr vertheuerte, und daß zuletzt der eine, oder der andere, unterliegen mußte. Europa's guter Genius wollte, daß Tippu-Saib unterlag; denn hätte er obgesiegt, so reinigte er Indien nicht bloß von den Englän-

dern, sondern von allen Europäern zugleich. Was würde man in Europa mit besiegten Indiern machen, die dasselbe drei Jahrhunderte hindurch beunruhigt und geplagt hätten! Auf einer hohen Stufe von Macht dastehend, was thaten die Engländer? Alles forderte sie auf, um sich her zu schauen, um Das aufzufinden, was ihre Herrschaft sichern konnte. Zwei Jahrhunderte hindurch hatten sie, wie alle übrigen Europäer, sich auf den Besitz der Küsten beschränkt. Durch die Eroberung von Mysore drangen sie in die Länder ein, und eröffneten sich unmittelbare Communicationen mit ihren Besitzungen auf beiden Küsten. Tippu's Fall hat die kleinen Fürsten Indiens in ihre Gewalt gebracht; denn diese Fürsten sehen sich gleichsam eingeschlossen in den weiten Umfang der Halbinsel, von allen Seiten mit englischen Besitzungen umgeben und von denselben beherrscht. Seit dieser Zeit sind die Engländer nur damit beschäftigt, sich auf derjenigen Seite der Halbinsel, welche von den Staaten des Moguls begränzt wird, zu schließen: sie stützen sich auf die großen Flüsse und auf die hohen Gebirge, welche auf der Nordseite der Halbinsel die natürliche Gränze bilden. Um dies zu erreichen, haben sie sich in dem letzten Kriege mit Nepahl bis in das Thibetanische gewagt *).

---

*) Von den Mündungen des Ganges bis nach Cap Comorin, und von den Mündungen des Indus bis nach Ceylan, hat die Compagnie unter ihrer Herrschaft diese ganze Küstenstrecke, mit Ausnahme einer kleinen Niederlassung, welche den Portugiesen gehört, und mit Ausnahme der Maratten von Puna, welche durch Tractaten genöthigt sind, in ihre Häfen nur Schiffe mit brittischer

Die europäischen Niederlassungen auf den beiden Küsten sind von keiner Bedeutung, und können nur als schwache Comtoire betrachtet werden.

Das brittische Reich in Indien ist demnach ausschließend sowohl für die Indier, als für die Europäer.

Diese können daselbst nur zu ihrem Nachtheil Handel treiben; und die Gründe davon sind folgende. Erstlich, der rohe Arbeitsstoff Indiens sowohl, als Europa's — die Baumwolle und die Seide, ist bei weitem wohlfeiler in Indien, wo er wächst, als in Europa, wo er eingeführt werden muß. Zweitens, die Arbeit des indischen Handwerkers ist bei weitem wohlfeiler, als die des europäischen. Der Indier fühlt unter einem heißen, reinen Himmel, und auf einem fruchtbaren Boden, beinahe gar kein Bedürfniß. Nur in kalten Ländern und in einem feuchten Himmelsstrich wird die Wohnung theuer, vervielfachen sich die Bedürfnisse. Von wie Vielem, was der Winter erfordert, befreiet uns der Frühling! Einige Bambus, ein wenig Reis, ein grober,

---

Flagge zuzulassen. Der Nizam von Decam, dessen Gebiet sich in dieser Ländermasse befindet, ist durch Tractaten, noch weit mehr aber durch seinen eigenen Vortheil, verpflichtet, mit der Regierung der Compagnie im besten Einverständnisse zu leben. Der Nabob von Aude, der Suverän einer anderen Gegend, welche gleichfalls im Innern des Landes gelegen ist, können als Solche betrachtet werden, welche ihre Besitzungen unter den Schutz der Compagnie gestellt haben. Eben so verhält es sich mit dem Nabob von Arcat und anderen Fürsten. Die Maratten, deren Militär-Macht und Gebiet wesentlich vermindert sind, leben gegenwärtig im besten Einverständnisse mit der Compagnie. S. Colquhoun S. 117.

von eigenen Händen gewebter Stoff geben dem Indier Obdach, Nahrung, Bekleidung. Er wird gewissermaßen von dem Klima bekleidet. Dabei ist er nichts weniger als lüstern. Nur die Großen streben nach Genüssen: der Müßiggang ist das Glück dieser friedlichen Wesen. Spricht das Bedürfniß, so haben Gewebe, an Palmbäumen befestigt, sehr bald das Mittel zur Befriedigung desselben gegeben; und so kehrt man zu dem lieben Müßiggange zurück. Die Elemente einer solchen Fabrication sind wenig kostspielig. Europäische Werkstätten können die Concurrenz mit ihnen nicht aushalten. Man erwäge den Unterschied der Gebäude, die in Europa so theuer sind, und bedenke, wie verschwenderisch, faul, auf Genuß erpicht, unsere Handwerker sind! Indien, den Waffen Europa's unterworfen, unterwirft Europa seinen Künsten, in welchen Europa eben so sehr zurück ist, wie Indien in dem Gebrauch der Waffen.

Einen sehr langen Zeitraum hindurch wurde der Handel Europa's mit Indien beinahe gänzlich durch die Metalle geführt, welche Europa nach Indien für die Güter brachte, die es daselbst erhielt. Dieser Handel machte Europa arm, indem er Diejenigen bereicherte, die sich damit befaßten; ungefähr eben so, wie der Handel mit brittischen Waaren den belgischen, französischen und deutschen Kaufmann bereichert, indem er Belgien, Frankreich und Deutschland ärmer macht. Alle diese Kaufleute sind die Factoren des Fremden, zum Nachtheil ihres Vaterlandes. So hat es sich zwei Jahrhunderte hindurch mit den Kaufleuten und Compagnieen verhalten, die sich dem Handel nach Indien ergaben:

sie bereicherten sich, sie bereicherten Indien, aber sie machten Europa arm. Die Holländer allein führten in einem Zeitraum von vierzehn Jahren eine Summe von 140,000,000 Fr. nach Indien.

Diesem Nachtheile auszuweichen, giebt es zwei Mittel: 1) die Suveränetät, 2) den Verkauf europäischer Waaren, im Austausch gegen die ostindischen.

Durch die Suveränetät vermag man zweierlei: nämlich 1) die Kosten der Suveränetät bestreiten; die Einnahme bezahlt die Ausgabe: 2) mit dem Ueberschuß des Einkommens die Verluste des Handels decken. Wenn also die Compagnie die Summe von 100,000,000 Franken durch die Suveränetät erhält, und nicht mehr als 80,000,000 ausgiebt: so bleiben 10,000,000 übrig, um den Preis der Waareu zu berichtigen, die sie in ihren Handel aufnimmt. Auf diese Weise können die Suveränetäts-Rechte dem Handel zu Hülfe kommen.

Jetzt müssen wir untersuchen, welches für England die Vortheile der Suveränetät und des Handels sind. Diese Abschätzung wird uns den Maaßstab für den Werth des brittischen Reiches in Ostindien geben, und uns zugleich in Stand setzen, das Problem seiner Dauer zu lösen.

Die Vortheile der Suveränetät belaufen sich auf	460,000,000 Fr.
Die Ausgabe auf	483,000,000 „
Verlust	23,000,000 „

Hinzurechnen muß man den Aufwand, welcher dem brittischen Schatze zur Last fällt: einen Aufwand, der in Kriegeszeiten nicht anders, als beträchtlich seyn kann,

so daß, wenn die Compagnie alles bezahlen sollte, ihre Mittel nicht ausreichen würden zu einer Zeit, wo, nach einem den 11ten Juni 1811 an die Kammer der Gemeinen abgestatteten, und auf deren Geheiß gedruckten Berichte, die Schuld der Compagnie in Indien sich auf beinahe 700 Millionen Franken beläuft.

Diese Suveränetät ist folglich mehr lästig, als nützlich. Die Vortheile des Handels belaufen sich, nach geschehener Ausgleichung, auf . . 20,000,000 Fr.

Abziehen muß man davon die Zinsen des Capitals der Compagnie, welches sich beläuft auf . .	140,000,000 Fr.
so daß die Zinsen zu 5 Prozent betragen	7,000,000 Fr.
Bleiben als Handelsvortheile übrig	13,000,000 Fr.
Es ist billig, daß man hinzurechnet die Gewinne, welche von indischen Beamten jährlich nach England gebracht werden, nach Herrn Dundas geschätzt auf . . .	20,000,000 Fr.
Die Herrschaft der Engländer in Indien durch die außerordentlichsten Mittel, durch unzählige Kämpfe und Mühseligkeiten erkauft, und bald bewundert, bald verschrieen, gewährt also . .	33,000,000 Fr.

Untersuchen wir nun den Stand des Handels zwischen Europa und Indien.

Herr von Humbold, dessen Berechnungen sich immer auf den methodischen Zweifel stützen, welcher allein

die Vernunft befriedigt, soll unser Führer und Gewährsmann seyn.

Im fünften Bande seines anziehenden Werkes über Neu-Spanien, giebt er eine Uebersicht des Handels zwischen Europa und Asien, und bestimmt die über das Cap der guten Hoffnung ausgeführte Summe auf . . . . 86,000,000 Fr.

Demselben Autor zufolge, verschlingt der Handel mit China die Summe von . . . . 20,000,000 Fr.

Vorausgesetzt, daß fünf bis sechs Millionen auf dem rothen Meere, im persischen Meerbusen hangen bleiben, erhält man die Summe von . . . . 60,000,000 Fr.

womit Europa der Tributar von Indien ist.

Womit hat sich also die Entdeckung und der Besitz von Indien geendet? Damit, daß es die Metall-Sendungen, welche Europa jährlich aus Amerika erhält, mit Europa theilt.

Aus dieser Berechnung ergeben sich zwei gewichtige Wahrheiten:

1) daß Indien dem gesammten Europa eine Arbeit auflegt, welche gleich kommt . . . . 60,000,000 Fr.

2) Daß Europa gleichgültig gegen die Suveränetät von Indien seyn kann, sobald es dahin gekommen ist, daß Indien für 60,000,000 Fr. europäischer Produkte als Bezahlung für diejenigen annimmt, welche Europa bisher von Indien erhalten und mit baarem Gelde bezahlt hat.

Hierin löset sich das Problem von der Dauer der englischen Herrschaft über Indien; denn da England daselbst im Namen Europa's herrscht, so verstehen wir unter englischer Herrschaft eigentlich die europäische.

Hat England in Indien zum Vortheil seines Handels herrschen wollen, so kann es demselben seine Freiheit von dem Tage an zurückgeben, wo der Handel zwischen beiden gleich ist, wo Indien von Englands Produkten eben so viel empfängt, als es demselben von seinen eigenen giebt. Alsdann wird sich die Suveränetät in bloße Handelsbeziehungen verwandelt haben; und diese ersparen alle die Ausgaben, welche Niederlassung, Krieg und Behauptung verursachen. Dergleichen hat England durch seine Trennung von den vereinigten Staaten gewonnen: sein Handel hat sich verfünffacht, und alle Kosten haben aufgehört. Die Berechnung ist überall dieselbe. Sie stellt sich bei allen Colonial-Fragen dar, gleichsam um den Punkt zu bestimmen, bis auf welchen man einen Besitz dieser Art behaupten oder fahren lassen muß.

Aus diesem Zustande der Dinge ergeben sich zwei Betrachtungen: 1) Welches ist Europa's Interesse in Hinsicht der Suveränetät von Indien? 2) Welches ist Europa's Interesse in Beziehung auf seinen Handel?

In dem Colonial-System, vorzüglich aber in Indien, hat die Suveränetät nur Einen Zweck: nämlich das Produkt, nicht die Macht; denn die Colonieen sind nur europäische Pachthöfe, nicht direkte Machtmittel, so wie es die Provinzen verschiedener Staaten in Beziehung auf diese Staaten sind. Für Produktion und

Handel will man Colonieen; die Suveränetät ist nur das Mittel zur Erhaltung oder Ausdehnung derselben.

Ist die Suveränetät die Quelle dieses Handels, und dient sie zur Ausgleichung der Ungleichheit desselben: so verdoppelt sich ihr Preis. Er dehnt sich sogar auf Diejenigen aus, welche keinen Theil daran haben, deren Capitale aber in gewisser Rücksicht erhalten werden. In dieser Beziehung nun beschützt die Herrschaft der Engländer in Indien die Vortheile Europa's. Vermöge der Suveränetätsrechte, welche die Compagnie genießt, und vermöge der Ausdehnung, welche eben diese Suveränetät dem Handel gewährt, erspart England dem übrigen Europa den Verlust der Capitale, welche nothwendig seyn würden, um die aus jenen beiden Quellen abfließenden Vortheile zu ersetzen. Wenn also die englische Herrschaft gleich wäre der Summe von 60,000,000 Franken, in Produkten, welche nach Indien ausgeführt werden: so würde der Theil dieser Summe, welcher nicht durch einen von der Suveränetät unterstützten oder hervorgebrachten Handel gebildet würde, Europa zur Last fallen und die Masse seiner Capitale um eben so viel verringern; denn man müßte ihn, anstatt der Waaren, in baarem Gelde nach Indien führen. In dem Zustande von Mittheilung, worin sich die Völker befinden, ist, in gewisser Hinsicht, aller Reichthum Gemeingut, und kein Theil Europa's kann verarmen, ohne daß die übrigen dies empfinden. Dem zufolge ist die Ausdehnung der Suveränetät, welche ein Volk ausübt, das den Indiern die meisten Gegenstände des Genusses darbieten kann und dies vermöge der Suveränetät bewirkt,

eben so anwendbar auf Europa, wie auf dies Volk selbst, und die Gesamtheit Europa's theilt die Vortheile dieses Volkes. Es kommt also gar nicht darauf an, zu wissen, wer dies Volk ist, und welchen Namen es führt, wofern es nur ein Volk ist, welches die Fähigkeit hat, seine Herrschaft am weitesten auszudehnen, und solche Bedürfnisse zu erzeugen, welche die Capitale Europa's ersparen: ein einfacher Calcul, bei welchem alles sich zum Vortheil Englands erklärt. Wie, wenn die englische Suveränetät, sey es durch sich selbst, sey es durch den Handel, dem sie die von Europa nach Indien gesendeten 60,000,000 Franken leihet, diese Summe wieder auspumpte: sollte alsdann England nicht eben so sehr zu Europa's, als zu seinem eigenen Vortheil erobern? Denn für Europa ist es doch einmal besser, daß sein Geld sich in Europa und selbst in England befinde, woher die Handels-Transactionen es immer zum Theil zurückziehen werden, als in Indien, wo es für immer bleiben würde. Wenn Einige lieber Indien, als England, bereichern möchten: so gestehen wir, daß wir nicht so indisch gesinnt sind.

Dies führt zu der Frage: ob die Herrschaft eines Einzigen in Indien für Europa nicht nützlicher sey, als die Herrschaft von Vielen.

Diese Frage beantwortet sich nach der örtlichen Entfernung, welche Indien von Europa scheidet, und nach der sittlichen Entfernung, welche den Indier von dem Europäer trennt.

Lassen wir nie aus den Augen, was Europa für Indien, und was der Indier für den Europäer ist.

Der Letztere ist ein aus der Ferne gekommener Fremdling, welcher Krieg, Unterdrückung und Sklaverei gebracht hat. Welches können also die herrschenden Gesinnungen Indiens gegen diesen Fremdling seyn? Keine anderen, als welche Europa haben würde, wenn Indier seine Herren wären. Man hat gar nicht nöthig, zu sagen, was Indien thun würde, wenn es die Macht dazu hätte. Der Indier leidet, was er nicht abändern kann. Sanft, furchtsam, frei von allen den glühenden Leidenschaften, welche das Blut des Afrikaners siedend machen, getrennt durch Scheidewände, denen die Sitten Heiligkeit verliehen haben (ich meine die Casten), bietet er dem Joche einen Nacken dar, den er keiner Art von Sklaverei entziehen kann. Die kirchlichen und politischen Gesetze dieses Landes hatten die Herrschaft Europa's längst dadurch vorbereitet, daß sie bei diesem Volk alle Triebfedern des Widerstandes zerbrochen hatten. Indeß, was in Beziehung auf Indien im Allgemeinen wahr ist, das ist nicht eben so wahr in Beziehung auf alle Völker und alle Suveräne Indiens. Diese sowohl, als jene, haben ihre Feindschaften, ihre Angelegenheiten, ihre Politik, und brauchen die Indier zu ihren Werkzeugen nach Maaßgabe ihrer Willfährigkeit. Nie haben diese Suveräne aufgehört, die feindseligsten Gesinnungen gegen die Europäer zu unterhalten. Die Maratten leben mit ihnen in einem unaufhörlichen Kriege. Verbünden sie sich mit Einigen, so geschieht es nicht aus Freundschaft, sondern um sich ihrer Unterstützung gegen einen stärkeren Feind zu bedienen. Trügen sie nun durch diese Unterstützung den Sieg davon — wie

kann man glauben, daß sie Die zu Erben der Macht einsetzen würden, die zur Zerstörung derselben beigetragen? Was würde Tippu-Saib gethan haben, wenn er mit Hülfe der Franzosen über die Engländer triumphirt hätte? — er, der einem seiner Abgesandten in Frankreich den Kopf abschlagen ließ, damit er ihm nicht länger beschwerlich fallen möchte mit den Nachrichten, die er ihm von diesem Lande mittheilte! Es liegt außer allem Zweifel, daß die Vertreibung der Europäer aus Indien der Grundstoff aller Gedanken und Wünsche eines Indiers ist und seyn wird. In einem solchen Falle aber darf man kaum die Frage aufwerfen, ob eine einzige, stark begründete und kräftig gehaltene Herrschaft für Europa nicht eine bessere Gewährleistung in Hinsicht Indiens sey, als die Trennung in mehrere Suveränetäten, deren Wesen immer darin bestehen wird, daß sie sich beeifersüchteln, bekämpfen und die Eingebornen zu Hülfe rufen, um sie den Gegnern entgegen zu stellen. Haben die Europäer während der drei Jahrhunderte, die sie im Besitze von Indien sind, etwas Anderes gethan? Indien ist unter sie getheilt worden. Was entstand daraus? Nichts weiter, als daß sie die Fürsten des Landes gegen einander hetzten, sie in alle ihre Zänkereien verflochten, so wie in alle Geheimnisse ihrer Politik, ihrer Taktik, ihrer Mordkünste, ganz vergessend, daß diese Fürsten neben ihrem Interesse für die Europäer noch ein anderes hatten; nämlich das, die Feinde aller der Fremdlinge zu seyn, die sich bei ihnen niedergelassen. Gesellte sich zu der Gefahr, welche eine, durch eine Handvoll Engländer zusammengehaltene

haltene Armee von Indiern für Europa in sich schließt, noch die zweite Gefahr einer indischen Armee im Dienste Frankreichs, Hollands und Portugals: so würde man bald sehen, wie lange alle diese indischen Armeen im Dienste der Europäer seyn, und ob die europäischen Fahnen nicht sehr schnell durch indische ersetzt werden würden. Wohlan, hierin liegt das Gefährliche einer Vertheilung Indiens in mehrere Suveränetäten. Was thaten demnach die Europäer, als sie eine Masse von Indiern bewaffneten und zu sich emporhoben? Sie bildeten die Rächer Indiens; sie betrieben ihre gemeinschaftliche Vertreibung; sie bereiteten sich ein Schicksal, dem ähnlich, das sie in Japan erlebt. Anstatt der Herrschaft über Indien, würde man ihnen Oerter angewiesen haben, um ihr Geld in Empfang zu nehmen für Waaren, die man ihnen, mit allen Zeichen der Verachtung, des Mißtrauens und des Hasses, bewilligt hätte. Europa hat nicht Ursache, stolz zu seyn auf die Stellung, in welcher es in Japan und China erscheint; eine bessere aber hatte es in Indien nicht zu erwarten, wenn die Indier über die Engländer gesiegt hätten. Indem man den Arm der Indier gegen England bewaffnete, schmiedete man die Werkzeuge des allgemeinen Verderbens für die Europäer. Im Fall einer Vertreibung der sämmtlichen Europäer würde entweder aller Handel mit Indien aufgehört haben, oder er hätte fortgesetzt werden müssen mit Metallen, welche die Tribute der europäischen Suveränetät über Indien ersetzt hätten. Also entweder ein Handels-Interdict,

womit man Europa belastete, oder eine Steuer, womit man es zum Vortheil Indiens belegte!

Die Herrschaft eines Einzigen begegnet allen diesen Nachtheilen. Sie schließt alle Verbindungen, alle Intriguen mit den Fürsten dieses Landes aus; sie macht die einzige Kraft stark genug, um allen Anfällen zu widerstehen; sie ist in Indien die Schutzwehr Europa's, und die Gewährleistung für die Abhängigkeit Indiens.

Allein wie lange wird England noch in dem Besitze Indiens bleiben?

Die Antwort ist einfach.

So lange, bis der Geschmack Europa's Indien hinlänglich durchdrungen hat, damit der Handel zwischen beiden gleich sey.

Ist dieser Zeitpunkt gekommen, so giebt es keinen Beweggrund, es noch länger zu behalten. Vielmehr ist ein sehr starker vorhanden, es sich selbst zu überlassen; denn man wird alles gewinnen, was die Kriege kosten, die man daselbst geführt hat; auch die Verwaltungskosten, welche nicht durch ein sich gleichbleibendes Einkommen gedeckt sind. Vorausgesetzt, daß die Europäer alsdann noch als Handelsleute in Indien aufgenommen werden, haben sie kein weiteres Interesse an Territorial-Besitz, so wenig in Indien, als in China und in der Türkei. Was schadet es Europa, daß es nicht suverän in diesen beiden Ländern ist?

Der europäische Calcul, den England machen muß, beschränkt sich also auf Verbreitung europäischer Bedürfnisse in Indien, diese mögen nun vom Boden oder vom Kunstfleiße herrühren. Auf dieses große Resultat muß

sich also seine Herrschaft beschränken. Ist es ihm gelungen, den Geschmack Europa's in Indien so einzuführen, daß sich zwischen beiden Ländern feste und gleiche Beziehungen bilden: alsdann kann England seine Segel einziehen und nach Europa richten, mit sich nehmend seine Soldaten, seine Richter, seine Guvernöre, seine Archive, alle Werkzeuge einer anderen Ordnung und Zeit, zurücklassend friedliche Verzehrer, gewerbthätige Kaufleute, die in ihren Comptoiren mehr Schätze sammeln, als zahlreiche Armeen und eine Regierung, deren verwickeltes Räderwerk die Beweglichkeit verloren hat. England wird alsdann von neuem gewinnen, was es schon einmal in Amerika gewonnen hat *).

Diese Umwälzung wird beschleunigt werden durch den letzten Zustand, welcher dem indischen Handel vorgeschrieben ist: einen Zustand, der hervorgeht aus den vier Parliaments Acten, welche den 17ten Dec. 1813

---

*) Ist dies das einzige Rettungsmittel für Indien, so wird die Sonne der Freiheit nie für dasselbe aufgehen. Denn welche Wahrscheinlichkeit hat man, ein Volk zu reformiren, das Jahrtausende seinen Gesetzen und Sitten treu geblieben ist, das ihnen noch jetzt mit eben der Schwerkraft anhängt, wie vor drei Jahrhunderten, als die Europäer seine erste Bekanntschaft machten, das endlich durch die Macht des Klima's über so viele Bedürfnisse hinaus ist, von welchen der Europäer gar nicht begreift, wie man sie nicht haben könne! Ueber den Castengeist der Indier lassen sich keine Triumphe davon tragen. Dies wissen die Britten so gut, daß sie nicht einmal den Versuch dazu machen. Mit Einem Worte: die Herrschaft der Engländer über die Hindus muß eine ewige seyn, wenn ihr Ende auf dem, von dem Verfasser gezeichneten, Wege erfolgen soll.

Anmerk. des Herausg.

bekannt gemacht worden sind. Nach ihnen werden, vom 10ten April 1814 an, alle englische Unterthanen zu dem indischen Handel hinzugelassen, und der Compagnie bleibt nur der Theehandel und die Besuchung der Häfen von China. Diese vier Acten haben, nach einem ganz neuen System, Regelmäßigkeit in den indischen Handel gebracht. Selbst Amerikaner sind hinzugelassen worden. Sehr wahrscheinlich ist, daß das noch gegenwärtig existirende Vorrecht der Compagnie das letzte seyn werde, welches England zuläßt, und daß die Ueberlegenheit des nicht privilegirten Handels sich auf eine Weise zeigen werde, welche alles Ausschließende, alles Monopol, für die Zukunft entfernt. Man kann sich in dieser Hinsicht auf die Geschicklichkeit und Oekonomie verlassen, welche der persönliche Vortheil dem Kaufmanne einflößt. Der ausschließende Handel Indiens war der letzte Schlupfwinkel dieser Art des Verkehrs, welcher der Welt so viel Schaden gethan hat. Verloren ist dieser Schlupfwinkel. Man muß hierin die Fortschritte der Civilisation bewundern, welche allenthalben die Mißgestaltungen angreift, die ihre Entstehung, zum Nachtheil des menschlichen Geschlechts, den Vorurtheilen der Unwissenheit verdanken. Sie hat Afrika von den Seeräubern gereinigt, welche die europäischen Meere beunruhigten, und Europa verboten, die Küste Afrika's aufs Neue zu entvölkern. Sie kämpft in Amerika für die Rechte eines ganzen Continents. Sie öffnet Indien allen Wohlthaten eines Handels, welcher auf den Vortheil Aller, die daran Theil nehmen, gestellt ist. Diese Veränderung in den Handelsbahnen Indiens wird die

wichtigsten Folgen für England, für Europa und für Indien haben. Der Reichthum wird sich vermehren durch die Beziehungen, welche zwischen den Europäern und den Indiern entstehen. Diese, indem sie Theil nehmen an gesellschaftlichen Institutionen, von welchen sie bisher ausgeschlossen waren, werden zum ersten Male eintreten in die bürgerliche und politische Ordnung. Sicherheit und Eigenthum hatten sie bereits, wie die Europäer. Der Handel wird ihnen Reichthum und Einsicht geben, und durch die Kraft von beiden werden sie sich zu Ideen erheben, die ihnen bis jetzt fremd waren. Die letzte Folge wird ihre Befreiung von fremder Herrschaft seyn. Dann aber werden Handelsverbindungen, auf echte Grundlagen gestützt, so vortheilhaft geworden seyn, daß sie den Platz einer Suveränetät einnehmen, die nicht länger aufrecht erhalten werden kann, einmal weil sie allzu kostbar geworden, zweitens weil sie unnütz ist *).

Die Eröffnung Indiens für den besonderen Handel ist für Indien, was für Amerika die Eröffnung der Häfen von Mexiko und Peru, d. h. die Unabhängigkeit von Spanien, seyn würde. Sie liegt auf beiden Seiten gleich sehr in der Natur der Dinge.

---

*) Hieraus geht noch immer nicht hervor, daß jemals ein Zeitpunkt eintreten werde, wo Großbritannien der Suveränetät von Ostindien entsagt. Die Sache wird sich unstreitig auf einem ganz anderen Wege machen; vielleicht dadurch, daß einer von den brittischen Guvernören, um einer lästigen Rechenschaft zu entgehen, für gut befindet, sich zum Suverän aufzuwerfen, was, ob es gleich schwierig ist, unter günstigen Umständen leicht gelingen kann.

Anmerk. des Herausg.

II. Was wird aus den vereinigten Staaten werden?

Die vereinigten Staaten sind seit vier und dreißig Jahren als frei und unabhängig anerkannt. Seit dieser Zeit haben sie zugenommen an Gebietsumfang, Bevölkerung und Reichthum. Ihr Aufstreben, stark und umfassend, entspricht der Triebfeder, welche dieses schnelle Wachsen bewirkt. Mit Einem Worte: ihre Fortschritte sind so bedeutend, daß die Geschichte nichts Aehnliches von wachsenden Völkern aussagt, diese mögen der alten oder der neuen Welt angehören.

Es kann daher nicht anders als anziehend seyn, die wahrscheinlichen Ergebnisse dieses Wachsthums zu untersuchen.

Gleich auf den ersten Blick erkennt man, daß sie dahin streben, das ganze Amerika in zwei Theile zu sondern, von welchen der eine, und zwar der nördliche, das Wesen der vereinigten Staaten und der Völker des nördlichen Europa, der andere das Wesen der Spanier und der mittäglichen Völker annehmen wird.

Canada und Akadien gehören den brittischen Sitten an. Die vereinigten Staaten selbst sind ein England in Amerika. Sie sind sogar noch etwas mehr; denn, da sie später gegründet worden sind, so haben sie, mit Benutzung der Aufklärung ihrer Zeit, sich nach besseren Planen einrichten können, als England, dessen Institutionen, wenn gleich die besten in Europa, das Erzeugniß minder aufgeklärter Zeiten sind, als die gegenwärtige.

Diese große Abtheilung Amerika's wird also unter dem Einflusse der Sitten und der Civilisation des nördlichen Europa gedeihen. Die ganze zweite Abtheilung, bevölkert von europäischen Südvölkern, wird ihrerseits unter dem moralischen Einflusse des mittäglichen Europa bleiben. Die Herrschaft wird sich verändern; aber die Sitten werden bleiben, und auf die Dauer geht das Schicksal der Nationen aus den Sitten hervor. Amerika wird sich demnach in zwei Sitten-Zonen theilen, gerade so wie Europa in zwei klimatische, sittliche und kirchliche Zonen getheilt ist.

Seit dem Jahre 1778 hat sich das Gebiet der vereinigten Staaten vervierfacht, die Bevölkerung verdreifacht, und Handel und Schifffahrt haben noch bedeutender zugenommen. Die amerikanische Flagge wehet allenthalben. Die brittische allein ausgenommen, bietet sie den Flaggen aller europäischen Völker in deren eigenen Häfen Trotz. Eine wahre Invasion!

Die Bevölkerung der vereinigten Staaten betrug den 1sten Oct. 1816:

an Weißen .	7,000,000
an Schwarzen	1,650,000

Die Ausfuhr, welche sich im Jahre 1794 auf 33,026,123 Dollars belief, erhob sich im Jahre 1806 auf 101,536,960 Dollars.

Die Zahl der Handelsfahrzeuge beläuft sich auf 12,000.

Das Einkommen beträgt	25,000,000	Doll.
Die jährliche Ausgabe .	19,500,000	=
Ueberschuß	5,500,000	=

Wenn einige dreißig Jahre hingereicht haben, um dies Resultat hervorzubringen, wie wird es mit demselben nach hundert, wie nach zweihundert Jahren stehen? Die Zukunft Amerika's ist nicht zu berechnen. Es ist offenbar bestimmt, die Gestalt der Welt zu verändern.

Nach Franklins Berechnungen, die sich bisher als richtig bewiesen haben, muß sich die Bevölkerung Amerika's alle zwei und zwanzig Jahre verdoppeln. Man berechne, wenn man kann, die Wirkung dieser Progression in einigen Jahrhunderten. Hunderte von Millionen Menschen kommen zum Vorschein *). Nichts vermag, dies zu verhindern. Was die erste Million geschaffen hat, wird auch die letzte schaffen; nämlich die Leichtigkeit der Subsistenz und die Gewerbthätigkeit, welche wachsen werden durch Alles, was alle Völker der Erde gewinnen. Denn durch die unter ihnen eingeführten Gesetze der Mittheilung wird jeder Vortheil, den das eine dieser Völker erwirbt, zu einem gemeinschaftlichen für alle. Also sobald die Unabhängigkeit das spanische Amerika belebt haben wird, werden die vereinigten Staaten sich durch Theilnahme an seinem Handel an dasselbe

---

*) Hier folgt die Uebersicht der wahrscheinlichen Bevölkerung in den vereinigten Staaten während einer Periode von 69 Jahren, welche gleich ist zwei Generationen:

im Jahr 1817	.	8,650,000	Menschen
— — 1840	.	17,300,000	
— — 1863	.	34,600,000	
— — 1886	.	69,200,000	

oder vier Fünftel der Bevölkerung Europa's.

anschließen; Tausende von Schiffen, welche die bisherige Abhängigkeit von Mexiko's Häfen zurückhält, werden ihren Lauf dahin richten. Zum Beispiel: je mehr Rußland in Aufnahme kommt, desto mehr werden die vereinigten Staaten dahin führen und daher beziehen, und, mit Rußland, in Flor kommen. Es ist ja immer diese Wirkung und Rückwirkung, diese Ebbe und Fluth der Beziehungen und Austauschungen, was die Bewegung vermehrt, und eben dadurch Bevölkerung und Reichthum vergrößert. Die vereinigten Staaten werden also durch das Glück der Welt wachsen und es zu benutzen verstehn. Man kann sich in dieser Hinsicht ganz auf sie verlassen. Die Quelle ist, wie man sieht, reichlich und groß.

Wenn die Welt so viel Mühe hat, die Last von achtzehn Millionen Engländern zu ertragen, welche allenthalben die Macht als ein Mittel des Handels, und den Handel als ein Mittel der Macht verfolgen — was wird geschehen unter der Bürde einer nicht zu bestimmenden Zahl von Amerikanern, die, von denselben Triebfedern in Bewegung gesetzt, sich außerhalb des Bereichs der europäischen Repressiv-Kraft befinden, und nichts wissen von den Gängelbändern, welche unter den Europäern die Entwickelung zwängen! Der Amerikaner ist nicht ein Amerikaner Amerika's, sondern ein Amerikaner Englands, ein gereinigter Engländer, der in der Entfernung von seinem Vaterlande den Muth, den Geist, die Thätigkeit, die Anstelligkeit beibehalten hat, welche den Engländer Europa's auszeichnen. Der Amerikaner hat sich instinktmäßig dem Ocean zugewendet,

d. h. dem Handel und der Schifffahrt; und da giebt es große Bahnen. Er ist den Antrieben des Bluts gefolgt, welche ihn zu allen See- und Handelsverrichtungen bestimmten. Man fahre nur fort, Bedürfnisse zu haben und zu verzehren. Mehr verlangt der Amerikaner nicht, und man kann von ihm dasselbe sagen, was sonst von dem Holländer galt, nämlich: „Wächst nur der Handel, so wird es nicht an Holländern fehlen.“

Die vereinigten Staaten haben Luisiana erworben; sie haben sich erstaunlich hinter den Apalachen ausgedehnt, und streben, bis zu den Küsten des Südmeers zu gelangen. Im Norden umfassen ihre Niederlassungen Mexiko; und es ist nicht daran zu zweifeln, daß sie die Gränzen Luisiana's bis zu dem großen Fluß del Norte hinzuführen streben werden. Als England die vereinigten Staaten besaß, sorgte es dafür, Akadien und Florida mit denselben in Verbindung zu bringen; jenes durch den Tractat von Utrecht im Jahre 1713, dieses durch den Tractat von 1763. Durch diese doppelte Vereinigung vervollständigte England die Besitznahme der ganzen Ostküste Amerika's, von dem mexikanischen Meerbusen bis zum St. Lorenz-Flusse, und gleichzeitig trat es in den Besitz von Canada. Auf diese Weise hatte es dem Nachtheil gesteuert, auf den beiden Flanken seiner Colonie fremde oder feindliche Besitzungen zu haben; es hatte diese beiden Arme an den Körper seines Domäns befestigt, und dadurch die Absicht der Natur erfüllt.

Derselbe Plan wird der Aufmerksamkeit der vereinigten Staaten nicht entschlüpfen. Schon haben sie ange-

fangen, sich mit den beiden Floriden zu beschäftigen. Was Akadien und Canada betrifft, so werden die vereinigten Staaten immer dahin streben, beide von England zu trennen, es sey nun auf dem Wege der Eroberung oder der Unabhängigkeit. Die schwache Bevölkerung der vereinigten Staaten hat den Engländern bisher diese Besitzungen erhalten; allein, wie will England dieselben vertheidigen, wenn eine ungeheure Masse amerikanischer Bevölkerung in die Thore eindringt! Von dem Tage an, wo die vereinigten Staaten ein Heer von 50,000 Mann auf die Beine bringen können, sind Akadien und Canada für die Engländer verloren. Diese werden sich, in Hinsicht der Amerikaner, in einer Lage befinden, welche der gleichkommt, worin sie sich weiland in Frankreich befanden. Die Engländer werden in Canada seyn, wie sie in Frankreich waren, so lange sie die Guyenne und die Normandie besaßen; oder wie die Schweden in Finnland, seitdem es ein Petersburg gab: wiewohl mit dem Unterschiede, daß die Guyenne und Finnland sich einige Meilen von England und Schweden befinden, anstatt daß die vereinigten Staaten vor den Eingängen Canada's stehen, und England tausend Stunden davon entfernt ist. Hinzudenken muß man die Kosten, welche dieser Krieg für beide Staaten nach sich ziehen wird; denn es springt in die Augen, daß jeder Krieg in Amerika den Engländern unendlich mehr kostet, als den vereinigten Staaten. In der That, es würde wünschenswerth seyn, zu wissen, wie viel der letzte Krieg in Canada den Engländern gekostet hat!

Es ist demnach erwiesen, daß die vereinigten Staa-

ten über kurz oder lang den Norden von Amerika beherrschen werden.

Aber was wird aus diesem Bundesstaat werden? Wird er beisammen bleiben und die republikanische Form beibehalten? Ist er bestimmt, den alten Grundsatz zu widerlegen, daß die Republik in eben dem Maaße verschwindet, in welchem sie sich vergrößert? Wird eine Regierung, welche sehr gut für eine Bevölkerung von vier bis acht Millionen paßte, und für einen gleichförmigen und zusammengeengten Gebietsumfang, auch für eine weit größere Bevölkerung passen, und für eine unermeßliche Ausdehnung? Wird, wenn ein sehr großer Theil dieses Bundesstaats sich hinter ungeheuren Gebirgsketten befindet, wie die Apalachen sind, der Theil, welcher auf der entgegengesetzten Seite dieser Gebirge wohnt, nicht beisammen bleiben und unabhängig von jenem leben wollen? Die Nähe der vereinigten Staaten bei ihrer ersten Bildung, ihre Lage am Meere, die ihre gegenseitigen Mittheilungen erleichterte, hat ungemein viel zu ihrer Vereinigung in einen einzigen Staatskörper beigetragen; allein gegenwärtig, wo diese Staaten sich tiefer ins Land hineinziehen, wo die Entfernungen sehr bedeutend geworden sind, wo man, um zu einander zu gelangen, schwierige Gebirge übersteigen muß — gegenwärtig werden sich die vereinigten Staaten zu einander verhalten, wie Italien und Spanien zu Frankreich. Durch die Kraft der Dinge müssen die gegenseitigen Bande erschlaffen; wie stark ein Tau auch sey, es bricht in seinem Mittelpunkt, sobald es allzu lang wird.

Die vereinigten Staaten sind kein ausgebildeter

Staat. Sie wachsen; und dies ist alles, was man mit Sicherheit von ihnen sagen kann. Wo dies Wachsthum endigen und was es hervorbringen werde, wer vermag das zu bestimmen? Amerika's Bevölkerung bewegt sich mit Leichtigkeit durch die größten Räume, und allenthalben erkundigt sie sich nach den besten Mitteln, sich auszubilden und zu fixiren. Ihr Rahmen ist noch nicht gemacht. Aber er wird sich machen und ausfüllen, und wenn er ausgefüllt ist, wird er sich theilen. In jetzt verlassenen Gegenden werden sich Städte erheben, wie Philadelphia und Boston. Wie diese sich vor 150 Jahren auf dem wilden Strande Amerika's bildeten, so werden auch jene sich bilden; und wenn die Bewohner der letzteren in ihrem Schooße alles das finden, was Boston und Philadelphia fanden, als sie sich von London losrissen: so werden sie sich auf gleiche Weise von Boston und Philadelphia trennen; denn man sucht nie in der Weite, was man in der Nähe hat. Allzu große Staaten, wie Rußland, das spanische Amerika und die vereinigten Staaten bleiben zusammen, weil sie nicht hinlänglich bewohnt sind; bevölkert man sie, so trennen sie sich. Wo ist die Regierung, welche den Angelegenheiten von hundert Millionen Menschen genügen kann! wo das Auge, welches der Bewegung einer solchen Masse folgen, der Kopf, welcher sie leiten, der Arm, welcher sie zusammenhalten könnte! Von dem Tage an, wo Rußland hundert Millionen zählt, theilt es sich, und die bedeutenden Schritte, die es in Europa und in der Civilisation thut, sind eine Vorbereitung zur Trennung in mehrere Staaten. China macht eine

Ausnahme von dieser Regel; aber es macht sie nur, weil dies Reich überhaupt eine Ausnahme bildet. Die Regierung liegt mehr in den Sitten, als in den Menschen, mehr in den Ceremonien, als in den positiven Gesetzen; und in China thut man mehr aus Nachahmung, als auf Befehl.

In dem entgegengesetzten, aber von aller Wahrscheinlichkeit entblößten Falle, daß sich der Verein erhalten sollte, würde sich die Regierungsform verändern, oder es müßten sich die Begriffe von allem, was die Menschen regiert, verändert haben. Es scheint aber allen Regeln der Wahrscheinlichkeit angemessen, daß die vereinigten Staaten thun werden, was England hätte thun sollen, um Amerika zu retten; nämlich einen Thron errichten, anstatt hundert tausend Mann und zwei Milliarden (Franken) daran zu setzen, gegen alle Vernunft und Wahrscheinlichkeit. Die vereinigten Staaten werden thun, was auch Frankreich hätte thun sollen, um Canada zu behaupten; ein französischer Prinz, in Canada ansäßig gemacht, würde dies Land für Frankreich erhalten haben, anstatt daß die französische Regierung es den Engländern zuwarf, weil sie wollte, daß es zu Frankreich gehören sollte. Es ist an den vereinigten Staaten, diese beiden Fehlgriffe gut zu machen. Sie haben das Königthum in große Gefahr gebracht durch die Nachahmung ihres Congresses, die sich über ganz Amerika ausdehnt. Es kann daselbst mit Spanien scheitern; und dieses große Schauspiel, der Welt von einem Lande gegeben, das die edleren Metalle liefert, ist wohl geeignet, auf den Geist der Menschen einen

Eindruck zu machen, welchem alle Regeln der Weisheit vorzubauen gebieten, und um jeden Preis *).

Man muß abwarten, wie gut Die, welche so wenig vorhergesehen haben, Alles wieder zurecht bringen werden, wenn der Schaden geschehen ist; aber alsdann wird man nicht weniger Geschrei erheben, als wenn es unter der Schutzwehr der Unmöglichkeit selbst zu Stande gekommen wäre. Giebt es noch etwas Auffallenderes, als dieses Schauspiel selbst: so ist es die Unbeweglichkeit Derer, welche ihm beiwohnen, als ob sie nichts davon verständen **).

---

*) Es handelt sich hier um eine Sache, die noch in weiter Ferne liegt. Eben deswegen scheint es nicht nöthig, darüber weitläufig zu werden. Wir bemerken nur, daß das Königthum sich allenthalben von selbst einstellt, wo es Bedürfniß wird, d. h. wo die Gesellschaft sich hinlänglich entwickelt hat, um dasselbe zu erfordern. Mit einer Bevölkerung von 30,000000 werden die vereinigten Staaten, anstatt des Präsidenten, einen König haben, er komme, woher er wolle. Im spanischen Amerika bringt die Losreißung vom Mutterlande die sogenannte Republik mit sich; allein diese wird in Mexiko und Peru nicht lange vorhalten.

Anmerk. des Herausg.

**) Die letzten Sätze sind freilich sehr dunkel; unstreitig aber will der Verfasser sagen: „man muß abwarten, welche Ordnung der Dinge entstehen wird, nachdem die bisherige aufgehoben ist; inzwischen ist nichts so unbegreiflich, als die Gleichgültigkeit, womit die sämtlichen Mutterstaaten Europa's, vorzüglich aber England, dem Abfall der spanischen Colonieen zusehen." Ist dies, wie wir nicht zweifeln, der Sinn, so läßt sich darauf folgendes erwiedern: „In jener Zeit, wo dieser Abfall anhob, war Europa viel zu sehr mit seiner eigenen Rettung beschäftigt, als daß es seine Aufmerksamkeit auch auf Amerika hätte richten können; und als

es im Jahre 1814 seine Unabhängigkeit von einem einzelnen Staat erkämpft hatte, da hatte das Uebel schon so sehr um sich gegriffen, daß alle Hülfe vergeblich war. Ganz unstreitig können die spanischen Amerikaner ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande nicht erkämpfen, ohne daß, wenigstens mit der Zeit, sich alle Beziehungen in Europa verändern. Aber der Untergang des Königthums im spanischen Amerika wird nie einen solchen Einfluß gewinnen, daß von demselben der Untergang des Königthums in Europa zu fürchten wäre; und zwar deshalb nicht, weil man dahin gekommen ist, zu begreifen, daß das Königthum zum Wesen der Regierung gerade so gehört, wie diese zum Wesen der Gesellschaft. Selbst für das spanische Amerika kann der Untergang des Königthums nur vorübergehend seyn. Es muß sich nämlich wieder erzeugen, erst in der Person eines Präsidenten, und dann mit immer größeren Rechten und Befugnissen, wie das zeitgemäße Bedürfniß der Gesellschaft es erfordert. Unstreitig wird das spanische Amerika in eben so viele Staaten zerfallen, als es ehemals Vice-Königreiche zählte. Dies ist an und für sich kein Nachtheil. Soll daraus aber ein großer Vortheil entspringen, so muß gleich Anfangs die Anlage zur Erblichkeit gemacht werden. Mit der wachsenden Bevölkerung wird sich die Einheit des amerikanischen Continents ganz von selbst finden, vielleicht sogar auf dieselbe Weise, wie in Europa; denn es läßt sich nicht verkennen, daß Amerika gegenwärtig mehr als Eine Aehnlichkeit mit jenem Europa hat, welches die Geschichte des fünften und sechsten Jahrhunderts darstellt.

Anmerk. des Herausg.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Constantin der Große.

Der Beiname des Großen wird nur von solchen Regenten erworben, die, indem sie durch ihre persönlichen Eigenschaften die ganze Gesellschaft mit sich fortreißen, bleibende Wirkungen hervorbringen, welche als eben so viele Denkmäler ihres Ruhmes dastehn. Nichts kann also weniger usurpirt werden, als dieser Beiname; und wenn die Kritik nach Jahrhunderten Einwendungen gegen die Rechtmäßigkeit eines solchen Besitzes macht, so kann dies nur daher rühren, daß sie sich nicht gehörig in die Zeiten versetzt, worin er erworben wurde. Zugegeben, daß ein Unterschied Statt findet unter den Regenten, welche in der Geschichte den Beinamen der Großen führen: so rührt dieser Unterschied doch niemals von den Mitteln her, welche sie angewendet haben, das Gebäude ihrer persönlichen Größe aufzuführen;

denn diese Mittel waren wenigstens in so fern dieselben, als sie die Geneigtheit Anderer, sich ihnen unterzuordnen, nach ihrem ganzen Vermögen benutzten, um in dem Urtheil der Welt als die einzigen Achtbaren dazustehen.

Was den Imperator Constantin betrifft, so vergessen Die, welche, durch Anführung minder lobenswerther Handlungen, seiner Monarchengröße Abbruch thun möchten, daß diese Größe auf einer dreifachen Schöpfung beruhet, die in den Zeiten, wo sie zu Stande gebracht wurde, gewiß höchst bewundernswerth war. Diese dreifache Schöpfung war: 1. die Gründung einer neuen Hauptstadt; 2. die Einführung einer in sich selbst zusammenhangenden Verfassung, wie das römische Reich sie vor ihm nie gehabt hatte; 3. die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Dies alles hat die wichtigsten Folgen gehabt: Folgen, welche noch jetzt fortdauern, und Constantins Namen den entferntesten Jahrhunderten eben so zuführen werden, wie sie ihn dem unsrigen zugeführt haben; Folgen, die seine großen persönlichen Eigenschaften in einem solchen Glanze darstellen, daß die einzelnen Flecken derselben nicht in weitere Betrachtung kommen. Eben deswegen nun wird es nöthig seyn, bei diesen einzelnen Momenten von Constantins Größe zu verweilen.

1. Es ist im letzten Abschnitte dieser Untersuchungen auseinander gesetzt worden, weshalb Rom nicht der Sitz der Regierung seyn konnte, wenn diese sich mit einiger Freiheit bewegen wollte; die großen Schwierig-

keiten, welche der Depositär der Einheit fand, seinen Willen als den allgemeinen aufzubringen, mußten um so mehr entscheiden, da sie seit zwei Jahrhunderten durch die geflissentliche Entfernung, worin sich die Imperatoren von Rom gehalten hatten, und durch das, in der engsten Verbindung damit stehende, moralische Versinken des römischen Adels erhöhet waren. Es fanden für Constantin in dieser Hinsicht eben die Beweggründe Statt, welche Peter den Großen bestimmten, Moskau zu verlassen, und den Sitz der Regierung nach Petersburg zu verlegen. Bedenklich war die Sache allerdings; sie war es vorzüglich durch den Umstand, daß, da das römische Reich mehr Länge als Breite hatte, vor allen Dingen untersucht werden mußte, was weniger gefährlich sey, der Andrang der östlichen, oder der der nördlichen Völker; es läßt sich auch nicht leugnen, daß durch die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Byzanz den letzteren ein bedeutender Vortheil gestiftet wurde: ein Vortheil, aus welchem alle die Veränderungen hervorgegangen sind, denen Europa seine gegenwärtige Gestalt verdankt. Allein es läßt sich eben so wenig leugnen, daß, wenn Rom der Sitz der Regierung geblieben wäre, die zunehmende Kraftlosigkeit der Regierung jene Umwälzung, von welcher sie bedrohet war, höchstens aufgehalten, nicht hintertrieben haben würde. Im Leben besteht die Weisheit sehr oft darin, daß man von zwei Uebeln das kleinste wählt; und darf der Erfolg entscheiden, so ist man berechtigt zu der Behauptung, daß Constantin, in der vollen Ueberzeugung, daß die Integrität des Römerreiches sich nicht länger behaupten lasse,

es nur auf Rettung Dessen angelegt habe, was sich noch retten ließ.

In dieser Hinsicht war die Wahl des Orts, den er zum Sitze der Regierung bestimmte, in der That bewundernswerth. Gelegen in dem ein und vierzigsten Grade der Breite, beherrschte die neue Residenz von ihren sieben Hügeln die entgegenstehenden Ufer Europens und Asiens. Das Klima war gesund und mild, der Boden fruchtbar, der Hafen sicher und geräumig, und der Zugang vom festen Lande her von geringer Ausdehnung und leichter Vertheidigung. Den Bosporus und den Hellespont kann man als die beiden Thore von dem gegenwärtigen Constantinopel betrachten. Wer in dem Besitz derselben war, konnte sie leicht gegen alle Angriffe zu Wasser verschließen, und sie eben so leicht den Handelsflotten öffnen; und da die den Pontus Euxinus umwohnenden Barbaren alle die Rüstungen einstellten, welche sie in einer früheren Periode nicht selten durch den Hellespont in das mittelländische Meer geführt hatten: so ist zu glauben, daß Constantins politischer Blick die vorzüglichste Ursache dieser Erscheinung, so wie der Erhaltung des östlichen Römerreiches bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, gewesen sey. Waren die Thore des Bosporus und des Hellespont verschlossen, so fehlte es der Hauptstadt noch immer nicht an den Mitteln, welche das Bedürfniß, oder auch den Luxus ihrer zahlreichen Bewohner befriedigen konnten: die Seeküsten von Thracien und Bithynien bieten noch jetzt, wo türkische Willkür über ihnen waltet, den Anblick üppiger Weinberge und reicher Kornfelder dar;

und die Propontis ist von jeher berühmt gewesen wegen ihrer unerschöpflichen Fülle an Fischen, die zu gewissen Jahreszeiten ohne Mühe und Arbeit gefangen werden. Dem Handel geöffnet, führten die beiden Meerengen aus dem Norden und Süden alle natürlichen und künstlichen Erzeugnisse herbei, ohne welche eine Hauptstadt nicht das volle Leben gewinnen kann, das zu ihrem Wesen gehört. Mit Einem Worte: wie die Lage von Constantinopel einzig ist, war der Gedanke, es zur Hauptstadt des römischen Reiches zu erheben, umfassend und groß.

Die Schwierigkeiten, welche Constantin zu überwinden hatte, ehe er als Sieger dastand, scheinen ihn erzeugt zu haben; denn, obgleich der Wunsch, der römischen Regierung einen festen Sitz zu geben, gewiß schon früher in seiner Seele war, so hing die Erfüllung dieses Wunsches doch unstreitig mit Ansichten zusammen, welche der längere Aufenthalt in diesen Gegenden gewährte. Mit sich selbst darüber im Reinen, daß er der Gründer einer neuen Hauptstadt werden müsse, setzte Constantin Alles daran, um seinen Zweck in der möglich-kürzesten Zeit zu erreichen. Um die Gemüther für seinen Plan zu gewinnen, trug er kein Bedenken, denselben das Werk einer göttlichen Eingebung zu nennen; und obgleich er selbst sich nicht weiter darüber erklärte, so fehlte es doch nicht an Personen, welche aussagten, der Imperator habe, als er zum ersten Male in den Mauern von Byzanz geschlafen, eine Erscheinung gehabt, nämlich die des Schutzgeistes dieses Orts, der sich vor seinen Augen aus einer bejahrten und schwäch-

lichen Matrone in eine blühende Jungfrau verwandelt habe *). Der Imperator selbst, an der Spitze einer feierlichen Procession, bestimmte den Umfang und die Gestalt der Stadt, so, wie beide noch jetzt sind, wenn man die Vorstädte Pera und Galata abrechnet. Constantinopel erhielt dreizehn Abtheilungen, von welchen zwölf ausgebauet, die dreizehnte mit Feigenbäumen bepflanzt wurde. Erleichtert wurde der Bau durch die Nähe der Materialien, indem die Wälder, welche die Ufer des Pontus Euxinus beschatten, das Holz, die Steinbrüche der kleinen Insel Proconnesus den Marmer lieferten. Mühe hatte Constantin, in dem großen Römerreiche so viele Baumeister zu finden, als nöthig waren, seine Ungeduld zu befriedigen: ein sicherer Beweis von dem Verfalle des gesellschaftlichen Zustandes in diesem Reiche. Einen Maaßstab für die Kosten, welche das große Werk erforderte, giebt die, auf die Erbauung der Mauern, Säulengänge und Wasserleitungen verwendete Summe von ungefähr funfzehn Millionen Thalern. Die Kunstschätze, welche die neue Hauptstadt erhielt, verdankten ihre Entstehung einer früheren

---

*) Dies ist indeß nur die Aussage späterer Schriftsteller. Theophanes und Cedrenus, welche den Zeiten am nächsten lebten, erklären sich über die göttliche Eingebung nur in allgemeinen Ausdrücken. Unstreitig kannte Constantin sein Zeitalter. Für dasselbe galten solche Bewegründe als wahr, und die Bemerkung des Livius, „daß die Vorzeit das Vorrecht habe, den Ursprung der Städte durch eine Vermischung des Göttlichen mit dem Menschlichen ehrwürdiger zu machen," vertrug sich noch mit voller Anwendung.

Zeit; denn, da es unmöglich war, den Genius eines Phidias und Lysippus zum zweiten Male zu erzeugen, so blieb nichts anderes übrig, als die Städte Griechenlands und Asiens ihrer Zierden zu berauben. Hierbei ist nichts so merkwürdig, als die Gleichgültigkeit, womit sie sich von denselben trennten: eine Gleichgültigkeit, welche nur das Werk einer langen Unterdrückung und der gänzlichen Trennung des bürgerlichen Rechts von dem Staatsrechte seyn konnte. Die Bildsäulen von Göttern und Heroen, von Helden, Dichtern und Philosophen, wanderten nach Constantinopel, wo sie theils auf öffentlichen Plätzen, theils in den Palästen der Großen aufgestellt wurden; und, nach der Bemerkung des Cedrenus, „fand sich in den Ringmauern dieser Stadt alles wieder, bis auf die Geister Derer, denen solche Denkmäler errichtet waren.“ Kein Wunder! Denn was einem großen Manne, wie Constantin war, auch immer gelingen möge, so kann ihm doch nichts von Dem gelingen, was sich nur im freien Aufschwunge der Gemüther erzeugt. Hundert Jahre nach Constantinopels erster Gründung zählte **man** daselbst ein Capitol (worunter ein Universitäts-Gebäude gedacht werden muß), einen Cirkus, zwei Theater, acht öffentliche und hundert und fünf und dreißig Privat-Bäder, zwei und funfzig Säulengänge, fünf Magazine, acht Wasserleitungen, vier geräumige Hallen, in welchen sich der Senat, oder die Gerichtshöfe versammelten, vierzehn Paläste, und viertausend dreihundert und acht und achtzig Häuser, welche sich durch Größe und Schönheit von den Häusern gemeiner Bürger unterschieden; und diese

Schöpfung war die unmittelbare Folge des von Constantin gegebenen Antriebes.

Außerordentliche Mittel mußten angewendet werden, um der Hauptstadt eine angemessene Bevölkerung zu geben, da Constantin seine Schöpfung genießen wollte. Nun fehlte es freilich nicht an Vornehmen, welche sich bereden ließen, ihren bisherigen Aufenthalt in einer von den großen Städten des Reiches gegen den von Constantinopel zu vertauschen; allein falsch ist die Behauptung, daß vorzüglich der römische Adel dem Imperator gefolgt sey: denn gerade in ihm war die Anhänglichkeit an der alten Hauptstadt des Reiches vorherrschende Neigung, und außerdem war dem Imperator an dessen Erwerbung gewiß das Wenigste gelegen. Nicht unbedeutend waren übrigens die Vortheile, die man durch eine Niederlassung in Constantinopel gewann; denn nicht genug, daß der Imperator seinen Lieblingen die von ihm erbauten Paläste schenkte, stattete er sie auch mit Ländereien oder Gehalten aus, ohne ihnen eine andere Bedingung aufzulegen, als die Erhaltung ihres Hauses in der Hauptstadt. Auf diese Weise kam ein großer Theil von den Staatsdomänen Asiens in die Hände der Vornehmen. Außer diesen aber wanderten aus allen Provinzen des Reiches viele Wohlhabende in Constantinopel ein, überzeugt, daß sie daselbst eines höheren Maaßes von Freiheit genießen würden, als in den Provinzial-Städten, wo sie der Willkür der Präfecten Preis gegeben waren. Unendlich war die Zahl Derer, die keine andere Bestimmung kennen, als Erwerb und Gewinn: der Kaufleute, der Künstler, der

Handwerker und der Bedienten; denn wo eine Regierung ihren Sitz aufschlägt, da geht ein großer Theil des öffentlichen Einkommens auf die arbeitende Classe über, welche eben deswegen in den Hauptstädten am besten gedeihet. Dies nicht gehörig erkennend, oder auch fortgerissen von dem Wunsche, seine Hauptstadt in der möglich-kürzesten Zeit aufblühen zu sehen, fügte Constantin seinen übrigen Wohlthaten auch noch die hinzu, daß er den jährlichen Korn-Tribut, welchen Aegypten bis dahin hatte an Rom entrichten müssen, seiner Schöpfung zuwendete: ein Verfahren, wodurch er der neuen Hauptstadt viele von den Gebrechen einimpfte, welche bisher nur der alten eigen gewesen waren. Am Tage der Einweihung erhielt das alte Byzanz die Benennung von Neu-Rom; ein Edict des Imperators, auf eine Säule von Marmor eingegraben, sollte diese Benennung verewigen. Gleichwohl wurde in der Folge die Stadt nach ihrem Erbauer benannt, indem die Dankbarkeit der Zeitgenossen den Ausschlag über seine Befehle gab *).

2. In der neuen Hauptstadt beabsichtigte Constantin einen festen und bleibenden Sitz für die Regierung, nachdem eine zweihundertjährige Erfahrung gelehrt hatte, daß Rom einen solchen nicht abgeben könne. Die Ausbildung der Regierung selbst schloß sich an die Erbauung

---

*) Diese Benennung hat sich durch alle Jahrhunderte erhalten; denn das Stambul oder Istambul der Türken ist nur eine Abkürzung von εις την πολιν, wodurch Constantinopel bezeichnet wird.

dieser Hauptstadt an. Hierbei nun handelte es sich um nichts Geringeres, als der Monarchie eine Stätigkeit zu geben, welche sie bisher nicht hatte gewinnen können. Was auch Diocletian für diesen Zweck geleistet haben mochte, so hatte seine Schöpfung doch den Fehler in sich geschlossen, daß die ideelle Einheit in ihr nicht zur Wirklichkeit gediehen war; denn die wirkliche Einheit ist nur da vorhanden, wo alles, was Macht genannt zu werden verdient, in den Händen eines Einzigen zusammengeengt ist. Jener Fehler war dadurch fortgeschafft worden, daß Constantin, nach und nach, über alle seine Mitregenten und Nebenbuhler gesiegt hatte. Um ihn für immer zu verbannen, mußte man auf Mittel denken, dem Staats-Chef eine Stellung zu geben, worin er sich ohne große Mühe behaupten konnte; möglich war dies aber nur in so fern, als es eine Abstufung der Gewalt, eine Staats-Hierarchie gab, in welcher jedes Mitglied der Regierung einen Platz einnahm, der es eben so abhängig von dem Staats-Chef, als unschädlich, oder auch nützlich, für denselben machte.

Zu diesem Endzweck wurde vor allen Dingen das Reich in vier große Präfecturen getheilt, von welchen jede ihre Diöcesen hatte, die wiederum in Provinzen zerfielen. Die vier Präfecturen waren die des Orients, Illyricums, Italiens und Galliens. Von ihnen war die des Oriens die bedeutendste; denn sie umfaßte fünf Diöcesen, welche, acht und vierzig Provinzen in sich schließend, von den Katarakten des Nil bis zu den Ufern des Phasis, und von den Gebirgen Thraciens bis zu den Gränzen Persiens reichten, und die Benennungen

der Diöcesen des Orients, Aegyptens, Asiens, des Königreichs Pontus und Thraciens führten. Die zweite Präfectur umfaßte die beiden Diöcesen Macedonien und Dacien, und zerfiel in elf Provinzen, welche zusammen Mösien, Macedonien, Griechenland und Creta in sich begriffen. Die dritte Präfectur hatte ihr Machtgebiet nicht bloß in Italien, sondern auch in Rhätien bis zu den Ufern der Donau, in den Inseln des mittelländischen Meeres, und in demjenigen Theile von Afrika, welcher zwischen den Gränzen von Cyrene und denen von Tingitana liegt; sie enthielt drei Diöcesen: nämlich Italien, Illyrien und Afrika, und in diesen neun und zwanzig Provinzen. Die vierte Präfectur endlich, Gallien, Britannien, Spanien und die balearischen Inseln umfassend, hatte drei Diöcesen, und in diesen neun und zwanzig Provinzen.

Vermöge dieser Eintheilung nahmen diejenigen Beamten, welche an die Spitze der Präfecturen gestellt waren, den ersten Rang nach dem Imperator ein; mit dem größten Rechte, da sie ehemalige Königreiche verwalteten. Sie führten den Titel von Präfecten der Leibwache (praefecti praetorio), waren aber von aller Militär-Gewalt geschieden und in sich selbst nur Civil Guvernöre. Unabhängig von ihnen waren die Präfecten der beiden Hauptstädte Rom und Constantinopel, weil der Umfang derselben und die enge Berührung, worin alle Verhältnisse einer starken Bevölkerung liegen, dies mit sich brachte. Die Beschränkung der Präfecten auf die Civil-Regierung hatte ihren Grund in dem Mißbrauche, welchen viele von ihnen, so lange sie das

Militär mit dem Civil vereinigten, von ihrer Gewalt sich erlaubt hatten. Als Stellvertreter des Monarchen führten sie die Oberaufsicht über die Gerechtigkeitspflege und die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte. Die Münze, die Sicherheit der Heerstraßen, die Posten, die Vorrathshäuser, die Manufacturen, mit Einem Worte, alles, was die allgemeine Wohlfahrt anging, war ihrer Sorge vertraut. Dabei hatten sie das Vorrecht, die Edicte des Imperators zu erklären und, den Umständen nach, sogar abzuändern. Alle Appellationen von untergeordneten Behörden gelangten an sie, und sie entschieden in letzter Instanz. Ihr Gehalt entsprach ihrer Würde, und gefährlich konnten sie nur in so fern werden, als sie, vom Geldgeiz geleitet, ihren hohen Posten zur Bereicherung benutzten, vorzüglich indem sie sich bestechen ließen.

Nach ihnen kamen, der Rangordnung nach, die an die Spitze der Diöcesen gestellten Beamten. Sie führten den Titel der Vicarien oder Vice-Präfecten; und schon diese Benennung zeigt, daß sie den Präfecten untergeordnet waren. Da es im Reiche nur dreizehn Diöcesen gab: so gab es auch nur dreizehn Vicarien.

Auf sie folgten die Provinzial-Guvernöre unter verschiedenen Benennungen. Da das ganze Reich in hundert und sechzehn Provinzen getheilt war, so stand an der Spitze jeder einzelnen Provinz zwar ein Guvernör, aber in dreien führte er den Titel eines Proconsuls, in sieben und dreißigen den eines Consularen, in

fünfen den eines Correctors *), und in ein und siebzig den eines Präsidenten. Die Mannichfaltigkeit dieser Titel hatte ihren Grund unstreitig in der Eifersucht und Prunkliebe der kaiserlichen Räthe. Zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung waren die Guvernöre in den Provinzen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit bewaffnet; allein sie hatten weder das Recht eine gefällte Sentenz zu mildern, noch dem verurtheilten Verbrecher die Wahl seiner Hinrichtung zu überlassen: dieser Vorzug gebührte den Präfecten, welche zugleich die schwere Geldstrafe von 50 Pfund Gold auflegen durften, während ihre Vicarien auf Geldstrafen von wenigen Unzen beschränkt waren. Allgemeines Gesetz für die Provinzial-Guvernöre war, daß sie nicht in der Provinz, an deren Spitze sie gestellt wurden, geboren seyn durften; und ein zweites Gesetz verbot ihnen und ihren Söhnen, sich mit einer Eingebornen zu vermählen und innerhalb des Umkreises ihrer Jurisdiction Sklaven, Ländereien und Häuser zu kaufen: Beschränkungen, deren Zweck nicht zu verkennen ist, die aber nie das Mindeste leisteten, weil die Geneigtheit zur Bestechlichkeit sich überall Bahn bricht, wo sie nicht durch die Achtung für die öffentliche Meinung gezügelt wird. Das Schrecklichste bei diesen Anordnungen war und blieb, daß die Idee des Vaterlandes gänzlich aufging in der Idee des Fürsten, und daß den ersten Staats-

---

*) Daher der noch jetzt in Spanien übliche Titel eines Corregidor.

beamten keine andere Tugend gestattet war, als die des blindesten Gehorsams gegen den Imperator.

Durch die Absonderung des Militärs vom Civil entstanden ganz neue Militär-Aemter. Es gab einen Generalissimus, der den Titel eines magister utriusque militiae führte. Unter diesem standen die magistri peditum und die magistri equitum, oder Generale des Fußvolks und der Reiterei. Anfangs beschränkte sich die Zahl derselben nur auf zwei; allein sie wurde erst verdoppelt und dann vervierfacht, weil die Beschützung der Gränzen am Rhein, an der Ober- und Nieder-Donau und am Euphrat dies zu erfordern schien. Unter diesen Generalen standen die comites und duces, welche, der Zahl nach fünf und dreißig, sehr ungleich vertheilt waren; denn drei von ihnen standen in Britannien, sechs in Gallien, Einer in Spanien, Einer in Italien, fünf an der Ober-, vier an der Unter-Donau, acht in Asien, drei in Aegypten und vier in Afrika. Der Titel comes hatte den Vorzug vor dem Titel dux, indem dieser schlechtweg einen Befehlshaber im Militär, jener hingegen einen von dem Imperator bemerkten und ausgezeichneten Befehlshaber bezeichnete *). Auch unterschieden sich die comites von den ducibus theils durch einen goldenen Gürtel, theils durch eine Besoldung, die sie in den Stand setzte, hundert und neunzig Bediente und hundert und fünf und achtzig Pferde zu un-

*) Auch diese Eigenthümlichkeit hat sich am längsten in Spanien erhalten, wo der Conde bis ins 17te Jahrhundert über dem Duque stand.

terhalten. Verboten war ihnen, sich in die Verwaltung der Justiz und des öffentlichen Einkommens zu mischen; dafür aber waren sie auch unumschränkt in dem Befehl über ihre Truppen.

Man sieht hieraus, daß für das Militär und für das Civil dieselbe Abstufung Statt fand. Die Rangordnung noch genauer zu bestimmen, wurden Benennungen geschaffen, die, ob sie gleich in der römischen Sprache begründet waren, einen Cicero zum Lachen bewogen haben würden. Dies waren die von Illustris, Spectabilis und Clarissimus: Prädicate, von welchen das erste den Präfecten und dem Generalissimus, das zweite den Vice-Präfecten und den Generalen des Fußvolks und der Reiterei, das dritte den Provinzial-Guvernören und den Comitibus und Ducibus zukam. Die Rangordnung selbst war das Fußgestell für den Imperator. Auf dem Forum von Constantinopel stand auf einer Unterlage von Marmor eine porphyrne Säule, welche aus zehn Stücken zusammengesetzt war, deren jedes zehn Fuß Höhe und ungefähr zwei und dreißig im Umfange hatte; und auf dem Gipfel dieser Säule, hundert und ein und zwanzig Fuß von der Erde, befand sich eine Colossal-Statue des Apollo, welche für ein Werk des Phidias galt, und den Gott des Tages mit dem Scepter in der Rechten, mit der Erdkugel in der Linken, und mit einer Strahlenkrone auf dem Haupte darstellte. Dies Kunstwerk versinnbildete die politische Schöpfung Constantins.

Die Sicherheit, welche für ihn aus der Trennung des Militärs vom Civil hervorging, wurde noch ver-

mehrt durch die Art und Weise sich zu umgeben. Diocletian hatte in dieser Hinsicht die Bahn gebrochen, indem er sein Muster von dem persischen Hofe entlehnt hatte. Constantin bildete Diocletians Schöpfung weiter aus, indem er seinen beständigen Aufenthalt zu Constantinopel zur Einführung morgenländischer Sitten benutzte. Sieben Minister, von welchen jeder das Prädicat Illustris führte, waren die unmittelbaren Werkzeuge des Imperators, und ihrer Treue waren sein Leben und seine Sicherheit empfohlen *). Oben an stand der Comes S. Palatii, nach gegenwärtigem Sprachgebrauch der Oberkammerherr oder Oberhofmeister; er war ein Eunuch, der dem Imperator nie von der Seite wich und ein Heer von Officianten unter sich hatte, von denen die, welche für die Tafel und die Kleiderwehr des Imperators Sorge trugen, die Vornehmsten waren. Auf ihn folgte der Magister Officiorum. Dieser empfing alle Appellationen von Personen, welche die Autorität gewöhnlicher Richter nicht anerkannten; und dabei führte er die Correspondenz zwischen dem Fürsten und dessen Unterthanen durch vier Büreaux oder so genannte Scrinia, in welchen hundert und acht und vierzig Schreiber arbeiteten, die von vier Directoren beschäftigt wurden. Die Correspondenz wurde in römischer und griechischer Sprache geführt,

*) Offenbar die ἑπτα σκηπτουχοι der Perser, die einen langen Zeitraum hindurch auch in Deutschland fortgedauert haben, zuletzt in der Gestalt der sieben Kurfürsten.

führt, und unter den Angestellten gab es Dolmetscher, welche gebraucht wurden, so oft die Abgesandten barbarischer Fürsten in Constantinopel erschienen. Doch war der magister officiorum am wenigsten durch die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches beschäftigt; denn im vierten Jahrhundert gab es keine Spur von einem Gleichgewichts-System, das jeden Augenblick bewacht seyn will, wenn es fortdauern soll. Bei weitem mehr war seine Sorge auf die vielen Arsenale des Reiches gerichtet, weil in vier und dreißig Städten regelmäßige Compagnieen von Arbeitern unterhalten wurden, die unablässig die Zeughäuser mit Waffen und Maschinen anfüllten. Der dritte Minister führte den Titel eines Quästors, und sein Geschäft war, die Reden für den Kaiser aufzusetzen: ein Geschäft, welches ihn zum Urheber aller Edicte, zur Urquelle aller Civil-Jurisprudenz, und zum Vertreter der gesetzgebenden Macht erhob (um den Sprachgebrauch der Neueren anzuwenden). In mehr als Einer Hinsicht könnte man ihn mit einem modernen Kanzler vergleichen, wiewohl es am Hofe von Constantinopel noch kein großes Siegel gab. Der Finanz-Minister am Hofe Constantins führte den Titel eines comes sacrarum largitionum; unstreitig, weil alle Zahlungen als etwas betrachtet wurden, das aus der freien Güte des Imperators abfließe. Sein Büreau zerfiel in elf Abtheilungen, und wurde von mehreren Hundert Personen bearbeitet: eine Zahl, welche in eben dem Maaße anschwoll, worin man zu der Einsicht gelangte, daß es weit bequemer sey, den Schatz leeren, als ihn füllen zu helfen. Außer dem

Verwalter des öffentlichen Schatzes gab es auch einen comes rei privatae principis, welcher die allgemeine Aufsicht über die Domänen des Staats-Chefs in allen Theilen des Reiches führte: Besitzungen, unter welchen die von Cappadocien von so großer Bedeutung waren, daß sie einen eigenen Comes beschäftigten. Zuletzt in der Reihe der Minister kamen die beiden comites domestici, d. h. die Oberbefehlshaber der Haustruppen, welche zusammen dreitausend fünfhundert Mann ausmachten, und in sieben so genannte Schulen oder Corps zerfielen, die aus lauter Armeniern bestanden. Unter diesen Schulen gab es zwei, welche den Titel der beschützenden hatten, weil sie den Dienst in dem Innern des Palastes verrichteten und von Zeit zu Zeit in die Provinzen gesendet wurden, um die Befehle ihres Herrn mit Schnelligkeit auszuführen.

So verhielt es sich mit dem Organismus der Regierung von Constantinopel; und man bemerkt leicht, daß darin alles nur auf die Sicherheit des Monarchen, und auf die Unbeschränktheit des Antriebes berechnet war. Auch Constantin schaffte das Consulat nicht ab, sey es aus Achtung für die alte Würde dieses ersten Staatsamts, sey es, um neben den Consuln desto herrlicher hervorzugehen. Wie Rom, aber zugleich auf Kosten Roms, erhielt auch Constantinopel jährlich seine beiden Consuln, nur daß sie keine andere Bestimmung hatten, als dem Jahre seine Benennung zu geben. Der Imperator selbst ernannte sie. In einem purpurnen Gewande, das mit Gold und Seide gestickt war, erschienen sie, am Morgen des ersten Januar, in

Begleitung der vornehmsten Beamten, auf dem Forum. Hier ließen sie sich nieder auf einen curulischen Sitz, welcher nach alter Form gearbeitet war; und nachdem sie einem vorgeführten Sklaven die Freiheit gegeben hatten, zogen sie sich in den Schatten des Privatlebens zurück, um, wenn sie wollten, ein ganzes Jahr hindurch eine leere Größe zu genießen. Selbst das Patriciat wurde durch Constantin aufs Neue belebt, wenn gleich nicht als eine erbliche Würde, und als ein Mittel zur Beschränkung des Monarchen. Es wurde auf Lebenszeit ertheilt, und gewährte seinen Inhabern den Rang über alle Großbeamten des Reiches und einen freien Zutritt zu dem Imperator. In der Regel bekleideten abgelebte Minister diese Würde; und dies war unstreitig die Ursache, weshalb die Ableitung des Worts in einem so hohen Grade verkehrt wurde: denn man dachte sie sich als die adoptirten Väter des Imperators und der Republik. Was in Rom einen Sinn gehabt hatte, verlor denselben durch die Verpflanzung nach Constantinopel; allein wenn man den Geist verschiedener Jahrhunderte mit einander vergleicht, so macht man leicht die Entdeckung, daß in dem Bildungsgange des menschlichen Geschlechtes Erscheinungen vorkommen, welche denen nicht unähnlich sind, die man an Wesen weit tieferen Ranges wahrnimmt, wenn sie, von Verwandlung zu Verwandlung fortschreitend, zuletzt etwas ganz anderes werden, als sie in ihrem ersten Ursprunge gewesen sind. Aus wie manchem Polypengeschlecht mag in der Südsee im Verlaufe der Zeit eine bewohnbare Insel geworden seyn!

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch Constantins Schöpfung die letzten Keime der Anti Monarchie ausgetilgt wurden. Da man aber zur Erhaltung des politischen Lebens weit mehr darauf bedacht seyn muß, die Gegenkraft zu regeln, als sie zu vernichten: so konnte es nicht fehlen, daß eben diese Schöpfung den Untergang des Reiches beschleunigte. Wie die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Constantinopel dahin wirkte, ist oben bemerkt worden. Es wurde aber dieselbe Wirkung auf vielen anderen Wegen hervorgebracht. Die strenge Sonderung des Civils vom Militär hatte die traurige Folge, daß beide sich auf mannichfaltige Weise bekämpften; zum Verderben des Soldaten, der in eben dem Maaße unverschämter wurde, in welchem seine rechtmäßigen Forderungen unerfüllt blieben *), und zum noch größeren Verderben des Bürgers, der, von der Last der Einquartierungen erdrückt, wo nicht die Lust zu leben, doch allen Patriotismus verlor. Nachtheiliger noch war die Verminderung der Legionen, die, nachdem sie sich so viele Jahrhunderte hindurch auf der Zahl von 6000 gehalten hatten, nicht auf ein Sechstel zurückgebracht werden konnten, ohne alles Selbstvertrauen einzubüßen. Bald wurde der Dienst so verhaßt, daß man sich durch Verstümmelungen von demselben zu befreien suchte. Die Aufnahme von Sklaven in denselben fand

*) Ammianus Marcellinus, dieser Tacitus seiner Zeit, schildert den römischen Soldaten des vierten Jahrhunderts sehr treffend mit den Worten: Ferox erat miles in suos et rapax, ignavus vero in hostes et fractus. Lib. XXII. c. 4.

keine Schwierigkeiten mehr; ohne Bedenken aber nahm man Barbaren an, weil man fühlte, daß sie die meiste Sicherheit gewährten in einer Zeit, wo es unmöglich geworden war, für zwei und vierzig Goldstücke Den zu finden, durch welchen man sich zu ersetzen hoffte. Schon spielten Ausländer die ersten Rollen im römischen Militär; denn die Namen der Tribunen, der Comites und Duces, und selbst der Generale, verrathen einen barbarischen Ursprung, den man nicht mehr zu verhüllen sucht. Nicht selten mußten diese ihre eigenen Landsleute bekämpfen, welches sie immer nur mit halbem Herzen thun konnten, und nie ohne den Verdacht, sie eingeladen, oder auf ihrem Rückzuge verschont zu haben.

Allen diesen Ursachen des Verfalls kam eine erschöpfende Finanz-Verwaltung zu Hülfe. Die Bedürfnisse der Regierung nahmen in eben dem Maaße zu, in welchem sie alles umfassen, alles nach ihrem Willen leiten wollte. Ein allzu zahlreiches Personal in allen Zweigen der Verwaltung verzehrte also das Mark des Landes; das ganze römische Reich wurde in einen Officianten-Staat umgeschaffen; und mit dem Verschwinden aller der Freiheit, worauf vernünftige Wesen Anspruch machen dürfen, verschwand die Wohlhabenheit, um der Armuth Platz zu machen. Ueberall zeigte sich, daß die Regierung nicht für die Gesellschaft, sondern diese für jene da seyn sollte. Eine feile Gerechtigkeitspflege vermehrte die Uebel; und die Einführung der Folter tödtete den letzten Ueberrest von edler Gesinnung und Aufschwung des Gemüths. Nur die Größe des Reiches machte den Verfall desselben unsichtbarer, ohne

daß er deshalb minder Statt gefunden hätte. Das einzige Belebende lag im Christenthum; und da Constantin sich um die Welt das bleibende Verdienst erworben hat, es zur Staats-Religion erhoben zu haben: so ist es Zeit, daß wir, in dieser Würdigung seiner Schöpfung, diesen wichtigen Punkt berühren.

3. Es scheint eine müßige Frage zu seyn: was den Imperator Constantin bewogen habe, sich erst zum Beschützer des Christenthum aufzuwerfen und, als unumschränkter Monarch, eben dieses Christenthum zur Staats-Religion zu erheben. Jedes Jahrhundert hat seinen eigenthümlichen Geist und Charakter; und nur derjenige Regent kann des Erfolges gewiß seyn, der diesem Geiste und Charakter gemäß handelt. Selbst wenn man annehmen wollte, Constantin sey gegen die Lehren des Christenthums persönlich gleichgültig gewesen: so würde seine Lage, als Suverän von Gallien, Britannien und Spanien, ihm nicht gestattet haben, in dieser Gleichgültigkeit zu verharren. Die Nothwendigkeit eines Anlehnungspunktes für einen Monarchen brachte es mit sich, daß Constantin sich einer Parthei annahm, die, nach dem Ausscheiden Diocletians aus der Reihe der Imperatoren, die unterdrückte war. Die neue Haltung, welche sie in seinem Schutze fand, wurde von ihr reichlich zurückgegeben; und diese Haltung war gerade das, was der Sohn des Constantius in seinem Verhältnisse zu dem Galerius am meisten bedurfte. Die Vortheile also, welche das Christenthum gewährte, waren an und für sich hinreichend, den Constantin für dasselbe zu gewinnen. Nur durch eine kluge Berechnung der Gegenkraft

konnte er abgehalten werden, sich beim ersten Anfange seiner Regentenbahn über seine wahre Absichten zu erklären: erst mußten die Christen ihm zur Unumschränktheit verhelfen, wenn er es wagen sollte, um ihrentwillen allen den Vorurtheilen Trotz zu bieten, welche den Polytheismus noch immer vertheidigten. Was Kirchenschriftsteller, ihren eigenen Leidenschaften huldigend, von seinen Träumen und Visionen erzählen, mag auf sich beruhen; genug, daß Uebergänge aufgefunden werden mußten, um einen Schritt zu rechtfertigen, der, unvorbereitet, ohne Erfolg geblieben seyn würde. Als nun nach der Besiegung des Licinius alle Zwecke des ehrgeizigen Monarchen erreicht waren, und es nur darauf ankam, die glücklich erworbene Herrschaft zu sichern: da fehlte es nicht an guten Gründen, dem Christenthum einen bleibenden Vorzug vor dem Polytheismus zu geben. Die triftigsten lagen gerade in der Form, welche Constantin seiner Regierung gab. Nicht, als ob man annehmen könnte, er sey aufgeklärt genug gewesen, um zu begreifen, daß die reine Monarchie keine Haltung in sich habe, und dieselbe immer nur durch das Daseyn einer gesetzmäßigen Gegenkraft gewinnen könne; von einem solchen Gedanken war er gewiß nur allzu weit entfernt. Allein, wenn von einer Stütze für sein politisches Gebäude die Rede war, so konnte er, nach allen ihm zu Gebote stehenden Erfahrungen, sich nicht verhehlen, daß der christliche Cultus als Stütze bei weitem mehr leiste, als der polytheistische. Der letztere paßte nur für eine Staatsform, wie die des früheren Roms, nicht für ein Reich von so großem Umfange, wie das

seinige; und dauerte er fort, so ließ sich mit Sicherheit erwarten, daß er auf die Zerstörung der Monarchie, wie bisher, hinwirken würde. Der erstere hingegen paßte für ein großes Reich in allem, was zu seinem Wesen gerechnet werden konnte. Der leidende Gehorsam, welchen er in sich schloß, war nicht sowohl eine Folge seiner Lehren, als der Autorität, welche seine Vorsteher ausübten, und der unfreien Lage, worin sich seine Bekenner zu einer Zeit befanden, wo ihre politischen Rechte noch zweifelhaft waren; aber dieser leidende Gehorsam war nun einmal da, und, wenn er sich selbst gleich blieb, so waren die Christen die zuverlässigsten Unterthanen, welche es im Römerreiche geben konnte. In dem Lichte einer bloß polizeilichen Institution betrachtet, leistete das christliche Kirchenthum des vierten Jahrhunderts etwas, das auf keinem anderen Wege zu erlangen war; denn es unterdrückte alles Vernünfteln, und machte die Unterwerfung unter den Befehl des Vorgesetzten zu einer heiligen Pflicht. Dies erwägend, konnte Constantin, nachdem er in einer früheren Periode den Christen ihre, unter Diocletians Regierung verlornen, Rechte zurückgegeben und eine ungestörte Religionsübung verheißen hatte, schwerlich umhin, durch ein förmliches Staatsgesetz den christlichen Cultus über den polytheistischen zu erheben und dieser neuen Schöpfung dadurch, daß er sich selbst taufen ließ, das Siegel aufzudrücken. Wenn also Zosimus versichert, der Imperator sey den Gottheiten Roms und seiner Vorfahren nicht eher ungetreu geworden, als bis er seine Hände mit dem Blute seines Sohnes gefärbt habe: so irrt er eben

so sehr, als Lactantius und Eusebius, welche eben diesen Abfall edleren, oder auch übernatürlichen, Beweggründen zuschreiben. Constantins Beschützung des christlichen Kirchenthums, und sein endlicher Uebertritt zur christlichen Gemeinde, standen mit seiner Lage in der Römerwelt, und mit dem politischen System, wodurch er dieselbe zu sichern suchte, in der engsten Verbindung, und waren Handlungen einer unvermeidlichen Consequenz, durch welche in der Fülle der Zeiten immer mehr geleistet wird, als man berechnet hat.

Im nächsten Abschnitte werden wir aus einander setzen, durch welche, mit dem ursprünglichen Christenthume vorgegangene Veränderungen, dasselbe zur Staats-Religion herangereift war. Jetzt verfolgen wir unsere Aufgabe; wenige Bemerkungen werden sie beendigen.

Constantins Schöpfung, so wie wir sie hier dargestellt haben, mußte auf ihn selbst auf eine Weise zurückwirken, die das Ende seines politischen Lebens dem Anfange desselben sehr ungleich machte. Durch die Absonderung des Monarchen war alles geleistet, was die Sicherstellung seines Daseyns forderte; aber diese Absonderung bewirkte zugleich einen Ueberdruß und Ekel, der nur in Fühllosigkeit und Tyrannei ausarten konnte. Hauptsächlich von Einem Eunuchen bewacht — wie hätte der Imperator es vermeiden können, die menschenfeindliche Gesinnung desselben zu theilen! Bis auf Polygamie hatte der Hof von Constantinopel die Form des persischen angenommen. Kein Wunder, wenn die Wirkungen dieser Form bis auf diejenigen Erscheinungen, welche nur der Harem giebt, an beiden Höfen die-

selben waren! Das beklagenswertheste Opfer aller dieser Einrichtungen wurde der älteste Sohn des Imperators — eben der Crispus, dessen Anstrengungen in dem Hellespont er den Sieg über den Licinius verdankte. Dieser junge Prinz, der seit seinem siebzehnten Jahre den Cäsar-Titel führte und allgemein als der Erbe des Reichs betrachtet wurde, sah sich durch Hof-Cabalen, die vielleicht von seiner Stiefmutter angesponnen waren, zurückgesetzt; und es sey nun, daß er sich durch seine Empfindlichkeit zu weit führen ließ, oder daß einige unbehutsame Aeußerungen seiner Freunde Verdacht gegen ihn erregten: genug, kaum hatte der Hof den Gedanken einer Verschwörung gefaßt, welche gegen das Leben des Imperators im Gange sey, als alles aufgeboten wurde, was diesem Gedanken den Schein der Wahrheit geben konnte. Während nun Constantin, von seinem Sohne begleitet, sein zwanzigstes Regierungsjahr zu Rom feierte, wurde der Jüngling mitten unter den Festlichkeiten verhaftet, und, mit Vermeidung alles Aufsehens, nach Pola in Istrien geschickt, wo er enthauptet, oder durch Gift hingerichtet wurde *). Der Cäsar Li-

*) Die wahre Ursache dieser Hinrichtung ist nie vollständig zur Sprache gebracht worden. Nach Zosimus hatte sich Constantins zweite Gemahlin, die Tochter Maximian's, in ihren Stiefsohn verliebt, und, weil sie ihre Zwecke nicht erreichen konnte, die Rolle der Phädra wiederholt. Diese Erzählung hat indeß sehr wenig für sich; um so weniger, weil hinzugefügt wird, daß die Mutter des Crispus, voll Aerger über die Hinrichtung ihres Sohnes, nicht eher geruhet habe, als bis sie dem Imperator überzeugende Beweise von der Untreue seiner Gemahlin gegeben, worauf diese in

cinius, ein Jüngling von dem liebenswürdigsten Charakter, wurde in das Schicksal des Crispus verwickelt; und so sehr hatte Constantin alle väterliche Zärtlichkeit bei Seite gesetzt, daß selbst die Thränen seiner Lieblings-Schwester, die für das Leben der beiden Prinzen bat, ihn nicht zu erweichen vermochten. Ein bloßer Verdacht hatte diese grausamen Auftritte herbeigeführt; und dieser Verdacht beruhete wesentlich darauf, daß man sich nie für sicher hält, wenn man das Außerordentlichste gethan hat, um es zu seyn.

Durch den Hintritt des Crispus fiel die römische Krone den Söhnen der Fausta zu. Ihre Namen waren Constantin, Constantius und Constanz. Sie wurden, nach und nach, zu Cäsarn ernannt; und, hiermit noch nicht zufrieden, ertheilte der Imperator denselben Titel zweien seiner Neffen, dem Dalmatius und Hannibalinus. Nichts war seit der Verlegung der Residenz nach Constantinopel leichter, als die Thronfolge auf eine Weise zu ordnen, welche allen Streit ausschloß. Um so mehr muß man sich darüber wundern, daß dieser Gedanke dem Constantin fremd blieb: ihm, der über sein eigenes Schicksal nicht nachdenken konnte, ohne die Entdeckung zu machen, daß die Nothwendigkeit der Einheit etwas ist, womit sich nicht spie-

---

einem heißen Bade erstickt sey. Die Unwahrheit geht daraus hervor, daß es unter den schriftlichen Denkmälern dieser Zeit eine Rede giebt, worin die Gemahlin des Imperators, als den Tod ihres Sohnes Constantin, welcher drei Jahre nach dem Tode seines Vaters erschlagen wurde, beweinend, dargestellt wird.

len läßt. Auf der anderen Seite ist die unbestimmt gebliebene Thronfolge ein Beweis, daß Constantin sein Verhältniß zu der Gesellschaft, an deren Spitze er stand, eben so wenig aufgefunden hatte, als irgend einer seiner Vorgänger, und daß er mit aller Kunst, die er in sein Regentenleben verflocht, doch weit davon entfernt blieb, sich mehr als ein Kunst-, denn als ein Naturwesen zu betrachten. Wir werden weiter unten sehen, welche Folgen dies hatte, und wie die zerstörte Einheit des Reiches sich in der Person des Constantius wieder herstellt.

Seit dem Siege über den Licinius hatte Constantin, während seiner dreißigjährigen Regierung, nur einen Kampf mit den Ostgothen zu bestehen, die, indem sie über die Sarmaten herfielen, dem Reiche leicht gefährlich werden konnten. Constantin trug kein Bedenken, sich der Sarmaten anzunehmen; und obgleich der erste Kampf mit den Gothen so unglücklich ausfiel, daß er sich zurückziehen mußte, so gewann er doch in einem zweiten Angriff alle Vortheile wieder. Die Gothen wurden mit bedeutendem Verluste in ihre Wohnsitze zurückgetrieben. Nichts trug dazu so viel bei, als der Beistand der Chersoneser, d. h. der Bewohner der crimmischen Halbinsel, welche, auf den Wunsch des Imperators, den Gothen in die Seite drangen, und dafür königlich belohnt wurden. Hierüber erbittert, machten die Sarmaten, nach wiederhergestelltem Frieden, häufige Einfälle in das römische Gebiet. Constantin, ohne dieselben persönlich zu rächen, gestattete dem gothischen König Gaberich die Fortsetzung des Krieges mit den Sar-

maten. Bald war es um die Freiheit derselben gesche-hen; denn ihr König fiel in der Hauptschlacht, und die junge Mannschaft der Freien starb unter dem Schwerte der Sieger. Da alles verloren schien, so griffen die Familien-Häupter zu dem letzten Rettungsmittel: sie be-waffneten ihre Sklaven und Knechte, einen kräftigen Menschenschlag, der allein im Stande war, die Volks-unabhängigkeit zu vertheidigen. Auf allen Seiten ange-fallen und durch unregelmäßige Angriffe unablässig ge-ängstigt, verließen die Gothen das eroberte Land; doch nur zum Vortheil der Sklaven und Knechte, von wel-chen sie vertrieben waren. Diesen schien nichts natür-licher, als in den Besitz eines Landes zu treten, dessen Freiheit sie erhalten hatten. Sie wendeten also die ihnen ertheilten Waffen gegen ihre Herren; und diese, unfähig, einer solchen Gewalt zu widerstehen, zogen die Verbannung der Tyrannei ihrer Sklaven vor. Ein Theil nahm seine Zuflucht zu den Gothen; ein zweiter ließ sich jenseits der Karpathen bei den Quaden nieder, die ihre alten Bundesgenossen waren; der bei weitem größte, dreimal hunderttausend Familien-Väter, suchten und fanden die Verzeihung des römischen Imperators, der ihnen in Pannonien, Thracien, Macedonien und Italien Wohnsitze anwies. So endigte sich diese Revo-lution, die letzte, von welcher Constantin Augenzeuge und Theilnehmer war.

Er hatte ein Alter von vier und sechzig Jahren er-reicht, und — glücklicher als alle seine Vorgänger, den Octavius Augustus allein ausgenommen — dreißig Jahre regiert, ohne einen anderen Unfall zu erleben, als je-

nen, welcher die Hinrichtung seines ältesten Sohnes und seines Neffen nach sich zog. Gewohnt, jedes Jahrzehend seiner Regierung in Rom zu feiern, begab er sich zum dritten Male nach der alten Hauptstadt des Reiches; doch überlebte er dies Fest nur zehn Monate. Um seiner erschütterten Gesundheit noch einmal aufzuhelfen, vertauschte er seinen Aufenthalt zu Constantinopel gegen den von Nikomedien; doch weder das sanftere Klima, noch die warmen Bäder Bithyniens vermochten die Erschöpfung aufzuhalten. Er endigte sein thatenvolles Leben den 22sten Mai des Jahres 337 unserer Zeitrechnung in dem Palaste, den er in einer von den Vorstädten Nikomediens besaß. Sein Hintritt wurde im ganzen Reiche betrauert, ohne daß die Liebe irgend einen Antheil an dieser Trauer hatte. Rom forderte seinen Leichnam, erhielt ihn aber nicht, weil Constantin selbst verordnet hatte, daß man ihn zu Constantinopel bestatten sollte. Persisches Ceremoniel wurde auch bei seiner Leichenfeier beobachtet. Denn, geschmückt mit den Symbolen der Größe und Hoheit (dem Purpur und dem Diadem), war sein Leichnam in einem von den Zimmern des Palastes auf goldenem Bette ausgestellt; und so lange dies dauerte, erschienen zu bestimmten Stunden die vornehmsten Beamten des Palastes, des Staats und des Heeres, mit gebeugten Knieen dem Verstorbenen ihre Huldigungen darzubringen. Die Schmeichler ermangelten nicht, zu bemerken, daß Constantin allein auch nach seinem Tode regiert habe. In wie fern dies der Fall war, wird sich weiter unten zeigen. Jetzt schreiten wir zu der oben versprochenen Untersuchung:

durch welche mit dem ursprünglichen Christenthume vorgegangenen Veränderungen dasselbe zur Staats-Religion gereift war.

XIX.

Wie bildete sich das Christenthum zu einer Staats-Religion aus, ehe es vorherrschend wurde?

Von allen Handlungen Constantins ist keine erfolgreicher gewesen, hat keine ihren Einfluß auf alle nachfolgenden Jahrhunderte mehr bewährt, keine überhaupt größere Wirkungen hervorgebracht, als seine Erhebung des Christenthums zur Staats-Religion. Verloren gegangen ist die Frucht seiner Siege, und ganz vergeblich hat er dem römischen Reiche, durch die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, und durch die Ausbildung der Monarchie zur Unumschränktheit, ewige Dauer zu geben versucht: dies Reich ist zuerst im Westen, und tausend Jahre später auch im Osten untergegangen. Aber die kirchlichen Einrichtungen seiner Regierung dauern noch immer fort, wenn gleich zum Theil in einer anderen Gestalt; ja, sie dauern nicht bloß fort, sondern haben sich sogar über Erdtheile verbreitet, welche viele Jahrhunderte nach seinem Tode zuerst entdeckt wurden. In diesem Betrachte nun hängt Constantin noch immer mit einem großen Theile des menschlichen Geschlechtes zusammen; und so erhält die Frage, welche die Ueberschrift dieses Kapitels bildet, ihre unverkennbare Wichtigkeit.

Soll sie aber der Wahrheit gemäß beantwortet werden, so ist vor allen Dingen nöthig, eine Bemerkung über das Wesen der Staatsreligion im Allgemeinen vorauszuschicken.

Religion, als das reinste Erzeugniß der Anschauung des Ewigen und Heiligen, als Mittelpunkt des Glaubens und Wissens, der Theorie und Praxis, kann nie Gemeingut werden, eben weil sie auf Anschauung beruhet, welche nicht mitgetheilt werden kann. Darum nun ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Religion und Staats-Religion. Die letztere könnte man das Erzeugniß des discursiven Denkens nennen, weil dadurch allein eine Mittheilung möglich ist. In ihr werden gewisse Sätze als Wahrheiten aufgestellt, die ihren Beweis nur in dem Glauben finden, welchen man ihnen schenkt. Nicht als ob diese Sätze nicht Wahrheiten enthielten; daran ist nicht zu zweifeln. Allein, weil die Nachweisung dieser Wahrheiten mit allzu vielen Schwierigkeiten verbunden seyn würde, wenn es auf Hervorbringung einer allgemeinen Ueberzeugung ankäme: so muß es der Fähigkeit eines Jeden überlassen bleiben, ob er durch sich selbst die Wahrheiten zu finden weiß, oder nicht. Alle Staats-Religion ist also ihrer Natur nach positiv, und, in so fern sie sich in einem Cultus offenbart, nichts weiter, als eine Zurückführung jedes Einzelnen zu der Quelle, von welcher sie abgeflossen ist, d. h. zur Religion, nicht Religion selbst.

Wirft man nun die Frage auf, wie das Christenthum sich jemals zu einer Staatsreligion habe ausbilden

den können: so ist die Beantwortung dieser Frage schwer oder leicht, je nachdem man sie auffaßt. Sie ist leicht, so fern man nur zu sagen braucht: ein unwiderstehliches Bedürfniß in dem ungeheuren Römerreiche habe dies bewirkt, nachdem in dem Untergange aller Particular-Verfassungen die einzelnen Staats-Religionen ihre Endschaft gefunden. Sie ist schwer, so fern es darauf ankommt, daß nachgewiesen werde, warum das Christenthum sich gerade so, wie wir es noch gegenwärtig haben, zur Staatsreligion ausgebildet. Nur durch eine genauere Bekanntschaft mit der Philosophie in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung läßt sich dies Räthsel lösen.

Oben, als von dem zunehmenden Verfalle der Staats Religionen, und von der Entstehung einer Weltreligion die Rede war *), haben wir gezeigt, wie der Urheber des Christenthums, indem er an die Stelle des jüdischen National-Gottes einen Vater aller Menschen brachte, nichts anderes bezwecken konnte, als eine Idee auszusprechen, wodurch das menschliche Geschlecht in dem ungeheuren Römerreiche mit sich selbst versöhnt, und die Fortdauer des jüdischen Staats gerettet werden sollte. Diese Idee, wie die mit ihr in der engsten Verbindung stehende Sittenlehre, war aber allzu einfach, als daß sie nicht an der Klippe des Nationalstolzes, so wie dieser sich noch allenthalben offenbarte, hätte scheitern sollen. Was den Juden als

---

*) Im achten Abschnitt der zweiten Abtheilung dieser Untersuchungen.

Thorheit erschien, dasselbe erschien den Griechen als Einfalt; und sollte die vortreffliche Lehre von einem Gott, der der Vater aller Menschen ist, sich jemals der Gemüther bemächtigen: so konnte dies nur durch gegenseitige Anbequemung geschehen.

Von allen philosophischen Systemen der Vorwelt aber hatte sich keins so vollständig erhalten, als das des Platon. Seine Theologie war in den Köpfen aller Derer, welche Anspruch auf höhere Geistesbildung machten; und indem Alexandrien der Hauptsitz aller Gelehrsamkeit war, hatten die Dogmen des Platon durch die Verbindungen, welche der Handel stiftet, eine Verbreitung erhalten, die sich selbst über einzelne Juden erstreckte *). Die platonische Philosophie war es also, was sich der Verbreitung des Christenthums am bestimmtesten entgegen stellte: sie mußte überwunden oder gewonnen werden; und da das Christenthum nicht, wie der Muhamedanismus, mit dem Schwerte in der Hand seine Ausbreitung bewirken konnte, so blieb Denen, welche sich mit dieser Ausbreitung befaßten, nichts anderes übrig, als sich der platonischen Philosophie anzuschließen.

So sehr nun ist der menschliche Geist auf die Erkenntniß des allgemeinen Gesetzes der Erscheinungen beschränkt, daß er, sobald es eine Erkennung der

*) So hatte sich Philo, dessen Schriften auf uns gekommen sind, in der Alexandrinischen Schule gebildet; und das Buch der Weisheit, das von Salomon herrühren soll, hat unstreitig keinen anderen Ursprung gehabt, da die Spuren von platonischer Philosophie in demselben unverkennbar sind.

End-Ursache derselben gilt, jenes auf diese zu übertragen genöthigt ist. Indem Platon das Daseyn der Welt zu erklären suchte, setzte er das Wesen der Gottheit, die er als die Ursache derselben betrachtete, aus der erzeugenden Kraft und dem Logos oder der höchsten Vernünftigkeit zusammen, deren innige Vereinigung in einem Dritten, dem eigentlichen Erzeugniß der Vereinigung, die Trias gab. So stand die Theologie schon seit vier Jahrhunderten da; und die Idee eines gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechtes, wie moralisch sie immer seyn mochte, reichte offenbar nicht an die Vollkommenheit der platonischen Erschauung. Glücklicher Weise aber hatte sich der Urheber des Christenthums in seinen Reden mehr als Einmal den Sohn Gottes genannt. Er war es im vollsten Sinne des Worts, so fern er der Urheber der Idee eines gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechtes war. Doch nicht also wollten es die Platoniker des ersten und zweiten Jahrhunderts nehmen. War er nicht der Logos, so war er in ihren Augen nichts. Die ersten Missionarien gaben sehr willig über einen Punkt nach, der ihre Lehre noch geheimnißvoller, noch anziehender machte; und dadurch wurde der erste Grund zu der Dreieinigkeitslehre gelegt, so wie die christliche Kirche sie noch gegenwärtig aufstellt, nur daß in ihr die Begriffe in förmliche Personen verwandelt wurden, wodurch freilich dem Verstande an Klarheit entzogen werden mußte, was die Einbildungskraft an Bildlichkeit gewann. Auf diese Weise versöhnte sich der Platonismus mit dem Christenthume

auf eine so bleibende Weise, daß es zweifelhaft ist, ob Die, welche sich gegenwärtig Christen nennen, nicht vielmehr Platonisten zu nennen wären.

Was überhaupt aus dem christlichen Lehrbegriff geworden seyn würde, wenn die Idee eines Vaters des menschlichen Geschlechtes nur von Juden wäre verarbeitet worden, läßt sich schwerlich bestimmen. Die ersten Gläubigen vereinigten das mosaische Gesetz mit der Lehre Christi, und waren daher nichts anders, als jüdische Freigeister, denen die engen Begriffe ihrer Landsleute mißfielen. Von ihrem Lehrbegriff läßt sich wenig sagen; und will man annehmen, daß die rechtgläubige Kirche in ihnen und durch sie bestanden habe, so muß man zugleich eingestehen, daß die Verbindlichkeit zur Beschneidung noch immer fortdauere; denn die ersten funfzehn Bischöfe von Jerusalem waren beschnittene Juden. Die nazarenische Kirche von Jerusalem erhielt aber den ersten Stoß durch die Eroberung dieser Stadt; und obgleich eine neue Bildungs-Periode für sie anhob, sobald sie sich, jenseits des Jordans, zu Pella niedergelassen hatte: so erreichte sie doch ihre Endschaft, als Hadrian, gereizt von dem Empörungsgeiste der Juden, Jerusalem gänzlich von ihnen reinigte, auf dem Berge Sion eine neue Stadt unter der Benennung von Aelia Capitolina anlegte, und dem Ueberreste des jüdischen Volkes unter den härtesten Strafen verbot, sich dieser Colonie zu nähern. Genöthigt zu einer peinlichen Absonderung, entsagte jene dem mosaischen Gesetz, um Aufnahme zu finden in der Colonie; und die Benennung der Ebioniten (Armen) beweiset, daß Die, welche als

Rechtgläubige in Pella zurückblieben, nur nicht die Mittel hatten, andere Wege einzuschlagen.

Unterdeß hatte sich das Christenthum auch jenseits der Gränzen von Judäa verbreitet, und in Syrien unter den sogenannten Heidenchristen die merkwürdigsten Veränderungen erfahren. Bei dem Abscheu, den man auch im Alterthum vor den Juden hatte, konnte eine Lehre, welche von ihnen herrührte, nicht viel Eingang finden. Was hätte die Gelehrten Syriens bewegen können, den Anschauungen zu entsagen, nach welchen die Ewigkeit der Materie, das Daseyn zweier Principien, von welchen das eine das gute, das andere das böse genannt wurde, und die geheimnißvolle Hierarchie der unsichtbaren Welt unumstößliche Lehren waren! Die Gnostiker, welche Platons Philosophie mit Zoroasters Anschauungen vereinigten, waren die entschiedensten Gegner des Christenthums, nicht sowohl in der Hauptlehre — denn die Idee eines Vaters des menschlichen Geschlechtes konnten sie sich gefallen lassen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen —, als vielmehr in allem, was sich von jüdischer Theologie an dieselbe anschloß; die ganze Schöpfungsgeschichte, so wie sie in den Büchern des alten Testaments enthalten ist, war ihnen ein Gräuel, und nicht minder verabscheueten sie den Gott Israels, als ein leidenschaftliches Wesen, voll Eigensinns in seinen Gunstbezeigungen, voll Eifersucht in Hinsicht einer vorgeschriebenen Verehrung, voll Partheilichkeit gegen ein einzelnes Volk. Ihren edleren Begriff von der Gottheit beibehaltend, konnten sie den Urheber des Christenthums nur in so fern zu einem Ge-

genstande ihrer Verehrung erheben, als sie sich denselben als einen Ausfluß der Gottheit dachten, dessen Erscheinung auf Erden die Befreiung des menschlichen Geschlechtes von Irrthümern und Wahnbegriffen, und die Einführung eines neuen Systems von Wahrheit und Vollkommenheit bezweckt habe. Auf diese Weise boten sie eine Seite dar, durch welche man sich an sie anschließen konnte; und der Erfolg bewies, daß die christlichen Missionarien dieselbe nicht unbenutzt ließen. Gebend und annehmend verbreitete sich also das Christenthum, nicht ohne seine ursprüngliche Gestalt aufs Wesentlichste zu verändern; und nur ein einziger Punkt wurde von allen Seiten festgehalten, nämlich die Unstatthaftigkeit des Götzendienstes, in welchem Lichte man den Polytheismus betrachtete. Den Mosaismus besiegte das Christenthum; dagegen wurde es von dem Platonismus besiegt, neben welchem es nur dadurch fortdauern konnte, daß es sich ihm anschmiegte *).

---

*) Wenn irgend etwas im Stande ist, Achtung für abgewichene Jahrhunderte zu erzeugen: so sind es die Anschauungen der Gnostiker und Manichäer vom Universum. Wer sich mit den Lehrbegriffen eines Basilides, Valentin und Marcion bekannt machen will, wird in Bruckers Werke dazu Gelegenheit finden. Wir führen hier nur einige Züge aus Mani's Theodicea an.

„Von Ewigkeit her ist die intelligible Welt und die Materie, als Chaos gedacht, da. Jene ist die Fülle alles Göttlichen und Geistigen: diese die Fülle alles Materiellen und Wandelbaren. In der intelligiblen Welt lagen die Elemente des Heiligen, Guten, Rechten, Schönen und Wahren, wie in der Materie die unentwickelten Keime der Erde, des Wassers, der Luft, des Feuers, des Aethers und der, jedem Elemente angemessenen lebendigen oder

Lieset man die Urkunden des zweiten Jahrhunderts, so überzeugt man sich leicht von den Anstrengungen, welche die Christen dieser Zeit zu machen hatten, um

---

vegetirenden Dinge. Die höchste Heiligkeit, Wahrheit, Güte, Recht und Schönheit in einem ewigen, unveränderlichen, selbstständigen Wesen gedacht, erzeugt die Idee des Grundwesens der intelligiblen Welt, die Idee der Gottheit. Gott ist, seiner vorstellbaren Natur nach, das Licht, welches die ganze intelligible Welt durchdringt, wie die Sonne das Planeten-System: ein Licht, das nicht von den Sinnen empfunden, sondern bloß im Verstande gedacht werden kann. Die Heiden und Juden hatten keine Kenntniß der intelligiblen Welt; wilde Macht der Sinnlichkeit verhinderte sie, dieselbe zu erlangen. Nicht der Juden-Gott, sondern die Weisheit eines einzigen wahren Gottes hat die ganze sichtbare Welt als ein Abgebilde der intelligiblen, wirklichen Welt erbauet, damit in derselben das Menschengeschlecht von dem Verderben der Materie sich reinige und zum Leben in der eigentlichen und wahren übersinnlichen Welt sich fähig mache. Da das große Weltgebäude in seinen Verhältnissen, in seiner Ordnung und Bewegung, zusammengehalten werden mußte: so übertrug Gott diese Zusammenhaltung einer höheren Intelligenz, Omophorus (Centripetal-Kraft) genannt. Damit diese aber nicht ermüde, so gesellte er ihr eine kraftvollere Intelligenz, den Splenditenens (Centrifugal-Kraft) bei. Der klägliche Zustand, in welchem die himmlischen Seelen und die ganze Menschheit durch die Vereinigung mit Körpern, wie durch die Vermischung des Lichts mit der Finsterniß, gerathen waren, sollte einem besseren Platz machen. Zu diesem Endzweck sandte der Allerhöchste Christum, den wahren Mithras, mit dem reinsten Lichte Gottes erleuchtet, reich an himmlischer Weisheit, und unzertrennlich mit der Gottheit vereinigt. Seine Sendung hatte einen doppelten Zweck: der eine bezog sich auf den Omophorus, auf die Unterordnung der physischen unter die sittliche Weltordnung, durch welche der Verstand die Endzweckmäßigkeit der sichtbaren Welt erkennen sollte; der andere betraf das Menschengeschlecht. Sein Amt war, selig zu machen und Heiland zu seyn; und dies geschah durch Offenbarung des göttlichen Reichs und durch heiligen Wandel."

sich gegen die Angriffe zu vertheidigen, denen sie ausgesetzt waren. Abweichungen von dem hergebrachten Glaubens-System sind zu allen Zeiten mißfällig bemerkt worden; und so wie man selbst in unseren Zeiten mit der Benennung von Atheisten freigebig gegen Diejenigen gewesen ist, die von der herrschenden Kirche abgingen: so war man es auch vor sechzehn Jahrhunderten gegen die frühesten Christengemeinden. Die Werke eines Justinus Martyr, eines Athenagoras, eines Tatianus und Theophilus, haben kaum einen anderen Zweck, als die Christen gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen. Die Absonderung brachte das Geheimniß, dieses aber den Verdacht mit sich *); und da dieser nicht entstehen kann, ohne über die Gränzen der Wahrheit hinaus zu schweifen, so knüpfte sich leicht an die Idee der Gottlosigkeit die des Lasters und der Ausschweifungen. Merkwürdig ist der Geist der Duldung, welcher aus den Werken der frühesten Kirchenschriftsteller spricht. Justinus Martyr trägt kein Bedenken, Diejenigen als Christen zu bezeichnen, welche der Vernunft gemäß leben, wenn sie auch Atheisten genannt werden, wie unter den Griechen Sokrates, Heraklit und Andere **). Eine ähnliche

---

*) Die ersten Christengemeinden waren nichts mehr und nicht weniger, als geheime Gesellschaften, die ihre besonderen Symbole und Abzeichen hatten. Zu den letztern gehörten Steine, auf welche das Wort ἰχθυς gegraben war, weil dies Wort in seinen Anfangsbuchstaben das Glaubensbekenntniß der Christen enthielt; nämlich Ιησους Χριστος Θεου υιος σωτηρ.

**) Diese Aeußerung ist allzu auffallend, als daß man einer Anführung des Textes überhoben seyn könnte. Justin's Worte

Sprache führt der Philosoph Athenagoras, indem er in seinem Sendschreiben an den Imperator Marcus Aurelius sagt: „Wir sind keine Atheisten, indem wir als Gott das Wesen anerkennen, aus dessen Verstande (λογος) die Welt hervorgegangen ist, und durch dessen Geist sie zusammen gehalten wird *)." Andere, wenn gleich in ihren Anschauungen abweichend, stehen in der Duldung nicht zurück. Erst mußte sich das Christenthum zu einer Macht erhoben haben, ehe es unduldsam werden konnte. Zu einer Macht aber erhob es sich vorzüglich im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in der Periode von Commodus bis auf Diocletian, durch den zunehmenden Verfall des politischen Systems der Römer. Es geschah damals, was sich seitdem mehr als Einmal, im Großen wie im Kleinen, wiederholt hat; nämlich, daß das Kirchenthum, als Stütze des politischen Systems, nicht das Mindeste für die Erhaltung desselben leistet, aber den Verfall und Untergang des politischen Systems desto emsiger zu seinem eigenen Vortheile benutzt, wenn die Umstände nur einigermaßen günstig sind. Da, wo das bürgerliche Gesetz nicht geachtet wird, muß das Sittengesetz an dessen Stelle treten, damit die Gesellschaft vor einer gänzlichen Auf-

---

sind: ὁι μετα λογου βιωσαντες Χριστιανοι εἰσι, κ'αν ἀθεοι ἐνομισθησαν, οἱον ἐν Ελλησι μεν Σωκρατης και Ηρακλειτος, και οἱ ὁμοιοι αὐτοις. Apol. 1. §. 60.

*) Gleiche Bewandniß hat es mit der Behauptung des Athenagoras, welcher sagt: Ουδε ἡμεις ἀθεοι, ὑφ' ὁυ λογῳ δεδημιουργηται, και τῳ παρ' αυτου πνευματι συνεχεται τα παντα, τουτον εἰδοτες και κρατουντες Θεον. Leg. pro Christ. Cap. VI.

lösung bewahrt bleibe; und wo immer dies geschehen möge, da werden die Vollzieher des Sittengesetzes den ersten Rang einnehmen, und sich auf den Trümmern der politischen Macht erheben. Die christlichen Bischöfe des dritten Jahrhunderts, unterstützt von den Presbytern, waren wesentlich zu Magistrats-Personen geworden; und als solche hatten sie alle Ursache, die höchste Consequenz in ihr Verfahren zu bringen. Dies fühlend, brachten sie schon früher die Synoden in Gang, auf welche die ersten Grundlagen zu einem bleibenden Kirchen-System geworfen wurden, das, in Gesetzgebung und Vollziehung gleich schwer zu verändern, sich eben deswegen leicht von einer Generation zur andern fortpflanzte.

Eine, drei Jahrhundert lang fortgesetzte Richtung des menschlichen Geistes auf einen und denselben Gegenstand, kann nicht verfehlen, diesem alle Ausbildung zu geben, dessen er fähig ist. Die platonische Philosophie war allmählig in das Lehrgebäude der christlichen Kirche eingedrungen und hatte nicht wenig zur Befestigung desselben beigetragen. Dennoch dauerte das Secten-Wesen aus einem sehr begreiflichen Grunde fort. Wenn nämlich der menschliche Geist die ihm für sein Erkennen von der Natur selbst gesetzten Gränzen überschreitet, um sich in Dinge zu vertiefen, die er nicht ergründen kann: so theilt sich die Meinung, und eine Uebereinstimmung ist nur in so fern möglich, als sie glimpflicher, oder unglimpflicher, erzwungen wird. Unfähig, seine eigene Natur, so fern sie eine geistige ist, anders als durch Schlüsse zu erkennen, sollte er die Weltseele

lieber anbeten, als erkennen wollen. Doch dies liegt nicht in der Denkungsweise Derer, die den Glauben für sich haben, von übersinnlichen Dingen mehr zu verstehen, als Andere. Für die Theologen des vierten Jahrhunderts war das Räthsel der Gottheit um so weniger zu lösen, je mehr sie dabei den Unterschied aus der Acht ließen, welchen das an die Stelle der Idee gebrachte Bild verursachte. Der Logos des Platon vertrug sich mit der schaffenden Kraft, die man sich als die wesentliche Urheberin der Welt dachte, ohne ihr den mindesten Abbruch in ihrem Wesen zu thun. Nicht so der Sohn mit dem Vater. Hier mußte an Personen gedacht werden, von welchen jede ihren Charakter vertheidigte. Die ganze Lehre des Platon war also für Denjenigen verändert, welcher nicht die Fähigkeit hatte, zu begreifen, Einmal, wie Platon selbst zu seiner Anschauung gelangt war, zweitens, wie sich diese Anschauung im Verlaufe der Zeit verändert hatte. Daher der heftige Streit über die Dreieinigkeit: eine Lehre, welche der Eine so, der Andere anders erklärte, indem ein Jeder gerade Das übersah, was sie in ihrer höchsten Allgemeinheit vertheidigte. Verschiedene Methoden wurden versucht, das Geheimniß aufzuhellen; aber die Methode des Einen mißfiel dem Andern, und so konnte es nicht fehlen, daß Entzweiung und Zwietracht entstand, die zu Partheiungen führte. Ein freierer Disputirgeist lebte zu Alexandrien. Hier war es denn auch, wo der Streit zuerst losbrach. Arius, ein Presbyter, gerieth mit seinem Bischofe in Wortwechsel über den rechten Ausdruck, durch welchen die Natur und Würde des

Sohnes Gottes bezeichnet werden müßte; seiner Behauptung zufolge war derselbe das edelste und erste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, nicht erzeugt aus dem Wesen des Vaters. Die Autorität des Bischofs und des Presbyteriums vermochte nicht, ihn zu bekehren; und als eine Kirchenversammlung zu Alexandrien den Neuerer mit allen seinen Anhängern verbannte, gewann der Streit über die Natur des Sohnes nur desto mehr Umfang und Stärke. Vergeblich mischte sich Constantin mit Ermahnungen zur Eintracht in denselben. Arius, die sogenannten Tritheisten und Sabellus trieben den Streit so sehr über alle Gränzen der Vernunft, daß die christliche Welt mit mehr als Einer Spaltung bedrohet war. Sollte die Einheit derselben gerettet werden, so mußte man die Partheien an einander bringen, um sie, wo möglich, zu versöhnen; und dies that Constantin dadurch, daß er das Concilium von Nicäa gestattete *).

Das römische Reich zählte um die Zeit, wo das Concilium von Nicäa eröffnet wurde, nicht weniger als achtzehnhundert Bischöfe, in deren Händen die geistliche Jurisdiction lag. Ein tausend derselben gehörten den griechischen, die übrigen achthundert den lateinischen Provinzen an. Nicht jeder von ihnen hatte ein gleiches Machtgebiet; denn während einige über eine ganze Provinz herrschten, waren andere vielleicht auf ein einziges Dorf beschränkt. Allein, indem Alle dieselben Machtvollkommenheiten und Vorrechte von den Aposteln, von den Gesetzen und von dem Volke herleiteten, be-

*) Im Jahre 325.

faßen sie auch Alle einen und denselben Charakter als geistliche Vorsteher. Von diesen nun versammelte Constantin dreihundert zu Nicäa, zur Entscheidung eines Streites, der zu Alexandrien zwischen einem Bischof und einem Presbyter entstanden war und, trotz seiner Subtilität, eine Menge Theilnehmer gefunden hatte. Es scheint für die Stärke menschlicher Leidenschaften gleichgültig zu seyn, wie tief oder wie hoch der Gegenstand liegt, welcher den Streit erregt; die Herrschaft des Verstandes hört nothwendig da auf, wo er nichts mehr unterscheidet. Arianer, Tritheisten und Sabellianer sollten sich über einen Punkt vereinigen, der allen gleich dunkel war, und erst durch die Leidenschaft ins Klare gesetzt werden mußte. Ein neues Licht schien den versammelten Kirchenvätern aufzugehen, als der Bischof von Nikomedien, Eusebius, ein leidenschaftlicher Anhänger des Arius, unumwunden sagte, daß die Arianer keine Homousie (Gleichheit des Wesens) zugeben könnten. Dieser von den Arianern versagten Gleichheit des Wesens stand nicht die Ungleichheit, wohl aber die Aehnlichkeit des Wesens, durch Homoiusie ausgedrückt, entgegen; und so war denn Das aufgefunden, was den eigentlichen Gegenstand des Streits ausmachte, und, durch das Ansehn des Imperators entschieden, der katholischen Kirche für mehrere Jahrhunderte ihren Charakter geben sollte. Der Unterschied eines einzigen Buchstabens war es, was die Einigkeit der Welt für einen langen Zeitraum entfernte, Verbannungen über Verbannungen nach sich zog, und zuletzt damit endigte, daß es in dem westlichen Theile der Römer-

welt angenommen wurde, weil man sich hier Entscheidung williger gefallen ließ, als in dem östlichen Theile, wo der Verstand, unterstützt von einer biegsamen und höchst abgeschliffenen Sprache, Subtilitäten schärfer auffaßte und festhielt.

Nicht, daß es dem Constantin gelungen wäre, die Einheit des christlichen Lehrbegriffs über jeden Widerspruch zu erheben; daran fehlte so viel, daß die Arianer unter seinen nächsten Nachfolgern das Uebergewicht erhielten. Aber der Versuch war gemacht und nicht ganz fehlgeschlagen. Das Merkwürdigste bei demselben war, daß Constantin um die Zeit, wo er sich in den Streit der christlichen Theologen mischte und denselben zum Vortheil der von ihm begünstigten Parthei entschied, durch kein Glaubensbekenntniß der christlichen Welt angehörte. Seine Taufe erfolgte elf Jahre später, nicht lange vor seinem Hintritt, als durch diesen feierlichen Akt nichts mehr weder zu gewinnen, noch zu verlieren war. Die Feststellung des Lehrbegriffs, verbunden mit dem später erfolgten förmlichen Uebertritt zum Christenthum, hatte die Folge, daß dieses den Ausschlag über den Polytheismus zu geben begann. Zwar wollte Constantin dem letztern keine Gewalt anthun; diese aber fand sich ganz von selbst, sobald er sich so entschieden für das Christenthum erklärt hatte. Nicht ganz mit Unrecht hat die griechische Kirche den Imperator den Aposteln gleich gesetzt. Von einer sittlichen Gleichheit unter ihnen kann freilich nicht die Rede seyn; aber wenn man sich an der Zahl der Bekehrungen hält, so ist nicht zu läugnen, daß Constantin mehr zur Verbrei-

tung des Christenthums beigetragen hat, als alle Apostel zusammen. Das Beispiel des Regenten wird in solchen Fällen immer um so mehr entscheiden, je unumschränkter er ist. Wo die Annahme einer Glaubensformel zu Ehrenstellen und Reichthümern führt, da halten die Meisten es nicht der Mühe werth zu widerstehen; und wo die ersten Classen der Gesellschaft vorangehen, da folgen die übrigen entweder aus bloßem Nachahmungstrieb, oder auch aus Eifersucht. Belohnte Constantin, wie erzählt worden ist, den Uebertritt zum Christenthum mit einem weißen Anzuge und zwanzig Goldstücken *): so that er etwas eben so Ueberflüßiges, als Privilegien für eine Hauptstadt zu seyn pflegen.

Nach Constantins Zeiten verbreitete sich das Christenthum, selbst jenseits der Gränzen des römischen Reichs. Die Gothen und Germanen, welche in den römischen Legionen dienten, konnten das Kreuz nicht verehren lernen, ohne auch ihre Landsleute damit auszusöhnen. Iberia's und Armeniens Könige dienten dem Gotte ihres Beschützers, weil sie dies für ihre Pflicht hielten. In Arabien widersetzten sich eingewanderte Juden den Missionarien, die das Christenthum verbreiten wollten; doch vergeblich, bis jene Revolution ausbrach, welche den Juden und den Christen gleich verderblich wurde. Wohin nie die römischen Waffen gedrungen waren, dahin drang das Christenthum, nämlich nach Aethiopien; und Abyssinien verehrt noch jetzt das Andenken des Frumentius, der unter der Regierung Constantins sein Le-

*) So die kirchlichen Annalen des Baronius vom Jahr 324.

ben der Bekehrung in diesen Gegenden widmete. Selbst die Küsten Indiens wurden von den Strahlen des Evangeliums erleuchtet, das nach mancherlei Verwandlungen zu ihnen zurückkehrte, nachdem es, vielleicht vor mehr als einem Jahrtausend, von ihnen ausgegangen war. Nur die Vornehmen Roms, noch immer der Idee einer Republik getreu, verabscheuten das Christenthum, und verabscheuten es um so mehr, je größer der Abbruch war, welchen die neue Hauptstadt der alten that. Doch hiervon wird sich weiter unten das Nöthige sagen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Kapitel aus de Pradts Werke von den Colonieen.

(Beschluß.)

3. Kann Spanien seine amerikanischen Colonieen wiedererobern?

Alles Vorhergegangene ist nur Einleitung zu dieser großen Frage. Von der Art und Weise, wie sie beantwortet wird, hängt die Fortdauer des Colonial-Systems ab. Bleibt Amerika in dem Kampfe mit Spanien unabhängig, so werden es alle übrigen Colonieen. In der That, wer sind diese Colonieen? Die Antillen und Canada. Während ganz Amerika frei wäre, würde das letztere abhängig bleiben, und zwar dicht vor den Thoren der Vereinigten Staaten, trotz dem Interesse, welches diese haben oder erhalten können, es der allgemeinen Unabhängigkeit Amerika's beizugesellen, trotz den Bewachungskosten, welche dieser Zustand fortdauernder Feindseligkeit und bevorstehender Trennung dem brittischen Reiche verursachen würde. O, könnte man doch erfahren, wie viel Canada diesem Reiche während des letzten Krieges mit Amerika gekostet hat! Man übertreibt nicht, wenn man annimmt, daß die Ausgabe die Einnahme um das Zehnfache überstiegen habe. Mit

den Antillen würde es nicht anders gehen. Umgeben von großen unabhängigen Colonieen, könnten sie gegen dieselben nicht vertheidigt werden. Es würde nicht der Mühe werth seyn, sie noch länger zu behaupten; um so weniger, da sie in dem Zustande der Abhängigkeit mit den unabhängigen Colonieen nicht in der Cultur wetteifern könnten. Man schlägt sich jetzt von der Magellanischen Meerenge bis nach Californien, d. h. auf einem Erdstrich, welcher neunzehnhundert Stunden lang und mehrere hundert Stunden breit ist; und indem man sich erwürgt und vertilgt, geschieht dies in dem ungeheuersten Grabe, das jemals die Wuth des Menschen für ihn selbst ausgehöhlt hat. Jetzt zum zweiten Male seit drei Jahrhunderten vertilgen die Spanier Amerika's Bevölkerung: sonst, weil sie ihnen nicht gewachsen war; gegenwärtig, weil sie die Verwegenheit hat, ihnen gleich seyn zu wollen.

Schon mehrere Male, unter andern im Jahre 1768, hatten die Eingebornen versucht, die Herrschaft über ihr Eigenthum wieder an sich zu nehmen und ihre Gebieter aus demselben zu verjagen. Wäre Tupac-Amaru's Unternehmen gelungen, so würde es um die spanische Herrschaft in Amerika geschehen gewesen seyn. Jetzt stehen die Sachen anders. Nicht die Eingebornen verfolgen ihre Gebieter mit den Waffen in der Hand; wohl aber bekämpfen Spanier, vereinigt mit Eingebornen, den Mutterstaat, indem sie die alten Amerikaner bitten, ihnen bei der Abschüttelung des spanischen Joches Beistand zu leisten. Der Auftritt hat sich verändert, wie man sieht, und die Handlung strebt ei-

nem ganz anderen Ausgange entgegen. Von dem Königreich Terra ferma ausgehend, hat sich die Bewegung in einem Nu über dieses ungeheure Festland ausgebreitet: so sehr war alles reif für diese Begebenheit! Um dieselbe zu Stande zu bringen, hat man die Verlegenheiten benutzt, worin sich Spanien in Europa befand. Kaum von denselben befreiet, hat dieses sich mit seinen amerikanischen Colonieen beschäftigt; doch es ist auf ein Volk gestoßen, das, nachdem es die Herrschaft Josephs zurückgewiesen hatte, auch Spaniens Herrschaft zurückwies, und mit diesem eben so wenig etwas zu schaffen haben wollte, wie Spanien selbst mit Frankreich.

Spanien hat sich seinen Colonieen dargestellt mit seinen alten Gesetzen, und mit Truppen, die denselben Annahme verschaffen sollten. Unerschütterlich in seinen Eigenthums- und Ausschließungs-Grundsätzen (welche der Rath von Indien bewacht, wie der Drache die Gärten der Hesperiden) hat es den Vorschlag gethan, daß Amerika sich für jeden Andern schließen, und nur dem Mutterlande dienen soll. Um solche Forderung zu unterstützen, hat es einige Tausend Mann nach Amerika geschleudert, die es als bewaffnete Wiederhersteller seiner Herrschaft betrachtet. Es rechnet auf die Diversionen, welche die Königlichen zu seinem Vortheil machen werden; es rechnet vor allem auf die Geistlichkeit in Amerika, die, wie allenthalben, eine Freundin der unumschränkten Macht ist. Es hat Carthagena zu seinem Waffenplatz gemacht; denn von hier aus können seine Truppen sich leicht nach den Küsten des Süd-Meeres begeben, und Mexiko und Peru in den Rücken nehmen.

Ganz zuverlässig ist dies ein Theil des Plans, dessen Ausführung dem General Morillo anvertrauet ist. Die Wiederherstellung des Ausschließenden ist bekannt gemacht, und allenthalben, wo seine Anhänger die Oberhand behaupten, wird dieses Ausschließende wieder gemeines Gesetz, damit das Ende der Freiheit des Landes auch das Ende der Freiheit des Handels werde, und damit Amerika nicht bloß Spanien, sondern auch den Häfen dieser Halbinsel unterworfen sey. Dies ist ein Punkt, den man bei dieser Frage nicht aus den Augen verlieren darf. Vermöge dieser Verfügung sind alle Europäer in dieselbe Sache verflochten; denn es giebt keinen Einzigen, der nicht auf das Empfindlichste dadurch berührt würde. Man fühlt wohl, daß ein Verbot dieser Art, indem es an die Stelle des freien Handels tritt, eben nicht geeignet ist, widerspänstige Colonieen zum Mutterstaate zurück zu führen. Auch hat sich in den letzten Zeiten offenbart, wie die Havanna ihren Vice-König in Schrecken setzte, um ihn zur Zurücknahme des Ausschließenden, womit er die Colonie belastet hatte, zu bewegen. Er hat dem Gemurre einer Colonie nachgeben müssen, welche Gewohnheiten angenommen hatte, die mit den Maximen des Raths von Indien und mit dem Monopol von Cadix in einem allzu großen Widerspruche standen, als daß derselbe auf einen bloßen Befehl des Mutterstaats gehoben werden konnte.

Aus diesem Zustande der Dinge ergeben sich zwei Fragen:

1. Kann Spanien seine amerikanischen Colonieen wiedererobern?

2. Könnte es dieselben behaupten?

Die beste Art und Weise, diese Frage zu entscheiden, besteht unstreitig darin, daß man die Angriffs- und Vertheidigungsmittel vergleicht, wie auch die Behauptungsmittel mit ihren Schwierigkeiten und den Erhaltungskosten dieser Colonieen.

Spanien zählt elf Millionen Einwohner.

Amerika funfzehn Millionen.

Balance zum Vortheil der Colonie, vier Millionen.

Spanien hat fünf und zwanzig tausend Quadrat-Meilen.

Amerika viermal hundert und acht und sechzig tausend.

Spanien kann Amerika nur mit dem kleinsten Theile seiner Bevölkerung angreifen, gerade so wie England in Hinsicht der Vereinigten Staaten; es könnte nicht einmal gegen Amerika die Hülfstruppen senden, womit England die Vereinigten Staaten bekämpfte, Truppen die man damals die Insurgenten nannte. In diesem Kampfe mit seinen Colonieen wird also Spanien auf seine eigenen Kräfte beschränkt seyn. Es wird demnach, wie bisher, mit schwachen Truppencorps operiren, die aus der Ferne in die Ferne gesandt worden, und deren Vereinigung, Abfahrt, Uebersetzung und Ankunft allen mit solchen Unternehmungen unauflöslich verbundenen Nachtheilen unterworfen sind, hauptsächlich aber bei einem Volke, das langsam ist, die zu großen Ueberfahrten erforderlichen Mittel nicht besitzt, und keine Sorge trägt, weder für die Zusammensetzung der Mannschaft, noch für die Erhaltung der Menschen, noch

endlich für das Einzelne, das zur richtigen Leitung solcher Rüstungen so ungemein beiträgt. Welch ein mächtiger Unterschied zwischen einer Expedition dieser Art, die von Spaniern, und einer, die von Engländern geleitet wird! Die Rüstungen Spaniens werden also immer schwach und von der Beschaffenheit der spanischen Verwaltung gehemmt seyn. Und was sind diese Rüstungen in Vergleich mit einem Lande, wie Amerika, wo es so schwer hält, mit einem Armee-Corps vorwärts zu kommen, wo es keine Landstraßen, keine Uebergänge über breite und zahlreiche Ströme giebt, wo die Städte durch große Entfernungen von einander getrennt sind, wo man unermeßliche Räume durchlaufen muß, um irgend ein Ziel zu erreichen, wo es an Vorrathshäusern, Sicherheitsplätzen und Hospitälern fehlt! Amerika wird durch sein Klima vertheidigt werden, dessen Einflüssen die Europäer nicht ohne die größte Gefahr trotzen können. Ehe ein Corps von zehntausend Mann in Cadix gebildet, eingeschifft, gelandet und im Dienste gebraucht worden ist, muß man wenigstens ein Drittel davon abziehen. Von allen diesen Nachtheilen ist kein einziger für die Eingebornen vorhanden: sie befinden sich bereits auf dem Schlachtfelde, sie sind des Klima's gewohnt, und hundert gegen Einen. Die Ungleichheit springt in die Augen. Freilich ist die Fertigkeit in den Waffen und die Wissenschaft des Kampfes auf Seiten des aus Europa angelangten Soldaten; doch auf wie lange? Alle diese Vorzüge hatten auch die Engländer vor den Bewohnern der Vereinigten Staaten, und doch trat der Sieg auf die Seite der letzteren. Die spanischen Ame-

rikaner werden eben so kriegerisch gesinnt werden, wie die englischen Amerikaner; und sind sie heute die Schwächeren, so werden sie morgen die Stärkeren seyn. Um zu siegen, brauchen sie nur zu fliehen; um die Oberhand zu gewinnen, brauchen sie nur den Kampf zu vermeiden, den National-Krieg an die Stelle des regelmäßigen Krieges zu bringen, ihre Gegner allenthalben zu umschwärmen, ohne ihnen die Stirn zu bieten, sie zu ermüden, zu erschöpfen, und das durch Ermattung zu erzwingen, was sich auf dem Wege der Macht nicht bewirken läßt. Man spricht vom Kriege immer als von einer Wissenschaft, und in Beziehung auf die Ehre, welche in einem Turnier erworben wird, wo man sich nach allen Regeln der Kunst und nach allen, für diese Art des Kampfes verabredeten Einrichtungen unter die Augen tritt. Man sollte aber den Krieg nur seinem Zwecke nach anschauen. Dieser ist die Vernichtung des Feindes, und nach diesem wird er, darauf kann man sich verlassen, gegen die spanischen Truppen in Amerika geführt werden. Ihre Gegner werden sie nicht von vorn angreifen, wohl aber einzeln. Sie werden fliehen, um die Spanier zu ermüden, zu erschöpfen; werden diese aber dadurch zu Grunde richten. Mit Einem Worte: man wird in Amerika thun, was die Spanier in Spanien gegen die Franzosen gethan haben, und Ferdinands Truppen wird es in der Colonie gerade so ergehen, wie es Napoleons Truppen in seinem Königreiche ergangen ist. Das Beispiel ist gegeben; es wird befolgt werden, sogar von Denen, welche in Spanien so viel davon gelitten haben: denn, wie könnte man daran zweifeln, daß eine

Menge französischer und fremder Officiere sich hin begeben werden nach dem Felde der Ehre und des Glücks, welches sich der Unruhe, dem Streben nach Reichthum und nach Ruhm, dem Abscheu vor dem Müßiggange, zu welchem die Friedensliebe Europa's verdammt, endlich der Sehnsucht nach höheren Dingen, welche dem Militärstande so eigen ist und jetzt so wenig Befriedigung findet, eröffnet hat!

Das spanische Amerika wird in den Kämpfen, welche es mit dem Mutterlande zu bestehen hat, von den alten Anführern französischer und deutscher Soldaten geleitet werden. Die, welche in den Ebenen von Castilien gefochten haben, werden sich noch einmal in den Ebenen Paraguay's, Mexiko's und Neu-Granada's begegnen. Miranda, der Waffengefährte Dümourier's, hat die Bahn eröffnet; Tausende werden sie betreten. Der Engländer Brown hat mit den Schiffen von Buenos-Ayres die Küsten von Peru in Schrecken gesetzt; der Führer einer Handvoll Franzosen in Irland, Humbert, hat Mexiko's Legionen organisirt. Wer möchte daran zweifeln, daß eine lange Reihe von Männern, von denselben Beweggründen belebt, denselben Gegenden, denselben Kämpfen, demselben Ruhm, demselben Glück, demselben Ziele eines lästigen Müßigganges, eines herabwürdigenden Elendes, einer tödtlichen langen Weile, demselben Genuß, sich, für die Freiheit der ganzen Welt kämpfend, einem großen Volke anzuschließen, entgegen eilen werde! Gab es jemals eine größere, eine verführerischere Unternehmung? Die Tage der ersten Entdeckung Amerika's sind für Europa zurückge-

kehrt: es ist eine neue Welt entdeckt worden. Wenn in der ersten Epoche die Spanier allein sich in dieselbe stürzten, so rührte dies daher, daß jeder mit seinen Colonieen genug hatte, daß die Straße nach Amerika wenig gekannt und die Schifffahrt für den größten Theil Europa's ungewöhnlich war. Doch jetzt, wo der Weg nach Amerika eben so besucht ist, wie der nach Paris und London, und wo das Meer bewohnt wird, wie die Erde — jetzt werden Tausende von Europäern nach Amerika gehen, um es zu vertheidigen, wie im sechszehnten Jahrhunderte Spanier dahin gingen, um zu plündern. Das spanische Amerika wird die Pizarro's und Almagro's aus allen Theilen Europa's anlangen sehen; es hat bereits seinen Liniers gehabt, der Buenos-Ayres zweimal gerächt und erhalten; es wird deren unter allen Europäern finden, welche einen Ruhm und ein Glück, die in Europa nicht mehr anzutreffen sind, in Amerika suchen. Warum es nicht heraussagen? Die Altäre dieser beiden Gottheiten sind in Europa, wo nicht umgestürzt, doch wenigstens herabgewürdigt. Nur in Amerika lassen sie sich wieder aufrichten, und zwar nach colossalen Verhältnissen, welche nur großen Umwälzungen und Ländern angemessen sind, wo alles noch erst gemacht werden muß. Spanien, auf seine eigenen Kräfte beschränkt, welche denen von Amerika nachstehen, wird also auch noch die verwegenen und waghalsigen Männer aller Länder zu bekämpfen haben; und wer weiß denn nicht, daß sie das Gefährlichste sind, was es auf Erden giebt! Allerdings kann es, indem es der Bevölkerung Amerika's geregelte Truppen entgegenstellt,

vermöge taktischer Ueberlegenheit Anfangs einige Vortheile davon tragen, wie England im amerikanischen Kriege; und außerdem bringt die Natur des Krieges es mit sich, daß die glücklichen Erfolge wechseln. Allein die Ungleichheit und die Nachtheile eines solchen Krieges sind allzu sehr in die Augen fallend, um nicht auf die ungünstigste Weise gegen Spanien zu wirken. Unfälle, die sich nicht vermeiden lassen, werden den Muth der Feinde schwellen, die Anhänger zum Schweigen bringen, den Soldaten zaghaft machen. Bald wird das Mutterland keine Truppen mehr übersetzen lassen, aus Furcht den Gegnern neue Streitkräfte zuzuführen. Was könnte es auch diesen Truppen anbieten, um den Beweggründen zum Abfalle, welche die Feinde zu geben vermögen, das Gegengewicht zu halten! Das Gold und Silber ihrer Minen, die Ländereien, womit man ausstatten, die Weiber, die man wählen lassen kann — wie viele Mittel, um spanische Truppen von der Bahn der Pflicht abzuleiten und zum Abfalle zu bewegen, da es dem Menschen einmal eigen ist, seinen Zustand verbessern zu wollen! Bedenkt man dies alles, und erwägt man zugleich, daß, mit dem doppelten Beispiel des Feldzugs von Moskau und des in Spanien selbst geführten Krieges vor Augen, die spanische Regierung in Amerika einen Krieg führt, welcher die Nachtheile dieser beiden unglücklichen Expeditionen in einem so hohen Grade vereinigt: so begreift man durchaus nicht, wie sie sich dazu hat entschließen können. Ist denn die Erfahrung immer für die Menschen verloren? Doch noch mehr. Spanien hat gar nicht

mehr die Mittel, den Krieg gegen Amerika fortzusetzen, und Amerika seinerseits gewinnt an Widerstandskraft in eben dem Maaße, in welchem es kämpft.

Der Grund davon ist sehr begreiflich.

Amerika ist die Stütze und gewissermaßen die Ernährerin Spaniens geworden, wie in Familien-Verhältnissen das groß und reich gewordene Kind den alten Tagen seiner Eltern zu Hülfe kommt. Woher rühren die Reichthümer Spaniens, sey es als Tribute, sey es als Einkünfte von Privat-Personen, welche ihrerseits die öffentliche Wohlfahrt nähren? Doch wohl aus Amerika. Dieses sendet Jahr für Jahr die Summe von 60 Millionen in den königlichen Schatz nach Madrid, und mehr als 150 Millionen nach Cadix zur Saldirung seines Handels. Diese, nach Spanien geführten und daselbst verzehrten Einkünfte vermehrten den öffentlichen Schatz durch directe und indirecte Auflagen; denn in Spanien, wie allenthalben, schließt der Verzehr eine Auflage in sich. Nun sind aber alle diese Quellen vertrocknet, und dieser Umstand vermehrt den Jammer, in welchem Spanien sich durch die Ereignisse befindet, die es ertragen hat. Ein solcher Verlust würde diesem Reiche zu jeder anderen Zeit empfindlich gewesen seyn; um wie viel mehr aber jetzt! Mit welchen Mitteln wird Spanien also diesen Krieg fortsetzen? Etwa mit den gezwungenen Anleihen, die es in den Handelsstädten ausgeschrieben hat? Allein dies Mittel hält nicht lange vor, und wehe den Finanzen, welche man dadurch aufrecht erhalten will! Spanien, welches nicht einmal so viel hat, daß es die Ausgaben für sein In-

neres bestreiten kann *), vermag noch weit weniger, die Kosten eines amerikanischen Krieges zu decken. Noch im Besitz von Amerika hatte es sein Deficit. Wie will es ohne Amerika gegen Amerika bestehen! Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß seine Truppen-Sendungen dahin sich immer mehr vermindern werden, bis es außer Stande ist, einen einzigen Mann zu senden. Selbst wenn man annehmen wollte, es besitze die Mittel, welche ihm fehlen — wie wollte es wohl seine Sendungen den veränderlichen, und vermöge der großen Entfernung des Schauplatzes der Begebenheiten durchaus unberechenbaren Bedürfnissen anpassen? Würden diese Sendungen, im Augenblick ihrer Ankunft, noch dem Zweck entsprechen, um dessentwillen sie gemacht worden? Um den Begebenheiten gewachsen zu seyn, um die Frucht der ersten Auslagen nicht einzubüßen, müßte Spanien immer drei Armeen und drei Flotten in Bereitschaft haben; die erste in Amerika, die zweite auf dem Meere, die dritte in Spanien. Noch fordert der Umfang der spanischen Colonieen Anstrengungen, welche demselben angemessen sind. Spanien bedürfte also eigentlich fünf Armeen, um die fünf großen Abtheilungen Paraguay, Mexiko, Peru, Terra ferma und Neu-Granada in Zaum zu hal-

---

*) Man weiß, daß das gewöhnliche Einkommen Spaniens, welches sich auf 240 Millionen Fr. belief, nicht hingereicht hat für die Ausgaben dieses Landes in Friedenszeiten, selbst wenn die Einkünfte Amerika's, die auf 60 Millionen Fr. geschätzt wurden, zu Hülfe kamen. Die Schuld hat sich allmählig auf 700 Millionen angehäuft: ein Verhältniß zu dem Einkommen, welches noch schlimmer ist, als das in Frankreich.

ten. Hierbei sind Chili, die Havanna und Puerto Rico gar nicht in Anschlag gebracht. Spanien also müßte seinen Zuschnitt nach Hunderttausenden in Ansehung der Menschen, und nach Milliarden in Ansehung der Geldkräfte machen. Es hat sich durch die erste Eroberung Amerika's entvölkert; es wird sich vollends entvölkern durch die zweite, welche das Werk der ersten ist, wenn gleich ohne einen ähnlichen Ersatz: denn, wenn diese ihm die Colonieen brachte, so wird jene sie ihm entreißen.

Die allgemeine Bewegung, in welche Amerika durch die Lossagung von dem Joche des Mutterlandes gerathen ist, hat den vereinigten Staaten eine Stellung gegeben, welche von Seiten Spaniens sehr viel Behutsamkeit erfordert. Alles in ihnen begünstigt die Unabhängigkeit; und daher die Einflistierungen, die Lieferungen an Waffen und Kriegsbedürfnissen, die persönliche Theilnahme am Kriege. Die Jugend der vereinigten Staaten nimmt ihren ersten Ausflug nach Mexiko, und die amerikanischen Schiffe drängen sich in die dem freien Handel geöffneten Häfen. Wie lange kann dies dauern, bis es zu einem förmlichen Bruche kommt? und, wenn dieser eintreten sollte, wie will Spanien den neuen Kosten gewachsen bleiben! Diese Dazwischenkunft der vereinigten Staaten würde dem eben so unmenschlichen, als für die ganze Welt, vorzüglich aber für Spanien, verderblichen Kampfe ein Ende machen: denn jeder Amerikaner, den ein spanischer Soldat tödtet, ist ein Verzehrer weniger für Spanien, und jede verbrannte Stadt ist eine Verringerung des Reichthums und der in Cadix gemachten Bestellungen. Gerade so,

als wenn der König von Frankreich Lyon zerstören und Louviers und Sedan abbrennen lassen wollte! Was wird Spanien gewonnen haben, wenn es sich erschöpft hat, um seine Colonieen zu verheeren und zu verlieren? Und thut es wohl etwas anderes? So wie es sich benimmt, sollte man glauben, es gebe in der Welt nichts weiter, als Suveränetät und Eigenthum, und wenn man nur herrsche und besitze, so komme es nicht weiter darauf an, ob man Vortheil davon ziehe oder nicht, ob der Besitz fruchtbar oder unfruchtbar sey; mit Einem Worte: man sollte glauben, es handle sich nur um den nackten Besitz eines Gegenstandes, während sich bei tausend Gelegenheiten gezeigt hat, daß Handelsverbindungen weit einträglicher sind, als das Eigenthum jemals werden kann. Nichts entscheidet hierüber so sehr, als das Beispiel Englands, das nach dem Verluste der Colonieen, welche jetzt die vereinigten Staaten genannt werden, seine Handelsvortheile verfünffacht hat, ohne noch länger die Kosten des Eigenthums zu tragen.

Kann Spanien Amerika nicht mehr erobern, und ist dies, wie wir zeigen werden, gegen seinen Vortheil: so kann es Amerika noch weit weniger als Eigenthum behaupten.

Nach allen, über die comparative Bevölkerung der Mutterstaaten und der Colonieen, so wie über die Natur und die Wirkungen des ausschließenden Handels festgestellten Grundsätzen, ist man zu der Behauptung berechtigt, daß die neue Eroberung Amerika's durch Spanien, wenn sie möglich wäre, nur vorübergehend seyn, und daß Spanien, über kurz oder lang, sich in

Hinsicht seiner Coloniecn in eben der Stellung befinden, daß es folglich der zweiten Eroberung eine dritte, und dieser eine vierte hinzuzufügen genöthigt seyn würde, bis es für immer unterläge. Eine unvermeidliche Folge dieser wiederholten Zusammenstöße!

Das gegenwärtige Amerika verhält sich zu dem Amerika der nächsten hundert, zweihundert, dreihundert Jahre, wie das Amerika zur Zeit der Eroberung zu dem gegenwärtigen Amerika. Die Fortschritte der ersten Epoche, wie die der zweiten, sind die Ursache dieser Erscheinung. In sehr geringer Anzahl lassen sich die Spanier in Amerika nieder, und nach Verlauf von drei Jahrhunderten bilden sie schon eine Bevölkerungs-Masse von mehreren Millionen. Ihrer eigenen Vermehrung fügen sie eine Einfuhr von Menschen hinzu, welche sich ihrerseits in allen Zweigen der Colonial-Bevölkerung vermehren. Sie vermischen sich mit den Eingebornen, und in kurzer Zeit übertreffen sie die Bevölkerung des Mutterstaats, trotz allen Verlusten, welche sie durch den Einfluß des Klima's, durch die Ausdünstungen eines morastigen Bodens, und durch den Aufenthalt in Ländern und unter Menschen leiden, die ihnen gleich unbekannt sind. Es fehlt ihnen an allen Erhaltungsmitteln, welche die Zeit und die Wissenschaft zu geben pflegen; dennoch nähert sich ihre Zahl schon der Summe von zwanzig Millionen. Was wird geschehen, wenn sie von dem Punkt ausgehen, den sie bereits erreicht haben, wenn die Wurzel ihrer Bevölkerung die schon vorhandene Bevölkerung ist, vertraut mit allen Eigenthümlichkeiten des von ihr bewohnten Bodens, im Genuß

alles Dessen, was die Vermehrung eines Volkes begünstigt!

Die Bevölkerung in den spanischen Colonieen muß mit der Zeit noch schneller zunehmen, als selbst die der vereinigten Staaten, weil sie größeren Spielraum hat, weil sie mit größeren Meeren, mit bei weitem größeren Strömen, und mit zahlreicheren und gesicherteren Häfen ein unendlich fruchtbareres Land vereinigt, und weil die Subsistenzmittel, welche überall die Bevölkerung bestimmen, in diesem Lande weit reichlicher sind. Das spanische Amerika muß, vermöge des letzten Umstandes, mit seiner Bevölkerung weit hinausgehen über die, welche den vereinigten Staaten jemals zu Theil werden kann. Bedenkt man, daß einige Jahre hinreichend gewesen sind, in Mexiko Städte zu errichten, welche, wie Guanaxuatao, dessen Name in Europa kaum genannt wird, achtzigtausend Seelen zählen: so kann man sich eine richtige Vorstellung von der Bevölkerung machen, zu welcher es bestimmt ist. Daran fehlt nur allzu viel, daß der Mutterstaat eines gleichmäßigen Anwuchses fähig wäre. Spanien wird sich nie zu zwanzig, dreißig, vierzig, funfzig Millionen Seelen, d. h. zu einer Bevölkerung erheben, deren Gränze sich nicht angeben läßt. Mit der kleineren Zahl hat die Colonie angefangen; aber sie hat sich bis zur Gleichheit erhoben, und nach kurzer Zeit wird keine Vergleichung möglich seyn. Wie will aber Spanien in diesem Zustande der Dinge seine Colonie in Schranken halten? Wenn es sich in Ansehung der Bevölkerung schon gegenwärtig seiner Colonie unterordnet — was wird es thun, wenn

diese noch weit zahlreicher geworden seyn wird? Man zeige doch, wenn es möglich ist, die Beherrschungsmittel an, welche zwölf bis funfzehn Millionen Spanier gebrauchen wollen gegen vierzig Millionen Amerikaner, die zwei- bis dreitausend Stunden von ihnen entfernt leben! Wenn Ostindien halb so viele Engländer zu Einwohnern hätte, als Amerika Spanier hat, so würde es frei seyn. Die Spanier Amerika's sind keine Indier, die von einer Handvoll Engländer gezügelt werden; es sind nicht mehr die Unterthanen der Kaziken oder der Inkas; sie sind dies eben so wenig, als Fremdlinge in den Künsten Europa's. In allem Uebrigen den europäischen Spaniern gleich, haben sie noch alle Vortheile Dessen, der seine Freiheit vertheidigt, vor Dem, der sie angreift. Was verschlägt es dem größten Theile von Morillo's Soldaten, ob Amerika frei sey, oder nicht! Greifen sie in ihren eigenen Busen, so werfen sie sich in die Arme Derer, die sie bekämpfen sollen. Ihre Anführer und Die, welche diese senden, können glauben, ihr Vortheil bringe es mit sich, der Freiheit entgegen zu wirken; allein, wie könnten Jene eine solche Gesinnung theilen! Dagegen giebt es keinen Amerikaner, der unempfindlich wäre gegen die Segnungen der Unabhängigkeit, und diese nicht mit aller der Wärme vertheidigte, welche die eigene Sache zu geben pflegt. Dies hat man in dem Kriege der vereinigten Staaten gesehen. Sehr bald machten die Engländer die Entdeckung, daß sie es mit Menschen zu thun hatten, die ihresgleichen waren, die, als Bewohner der neuen Welt, die Sachen eben so gut verstanden, als die Bewohner der alten,

die, weil der Kampf fortdauerte, sich in ihrem einmal gefaßten Entschlusse bestärkten, während in England die Geister sich von dem Gegenstande des Streits entfernten, und der Arm der Söldlinge, welche ihn aufrecht erhalten sollten, in der Vertheidigung einer Sache ermattete, die ihn gleichgültig ließ, sowohl dem Princip, als dem Zwecke nach. Hiermit verband sich die zweite Entdeckung, daß die Amerikaner sich immer enger an einander schlossen, wie dies denn ganz gewöhnlich ist in Kämpfen, deren Gegenstand der angreifende Theil nicht deutlich auffaßt, während der vertheidigende ihn in aller nur möglichen Klarheit schaut und mit Beharrlichkeit behauptet. Wahrlich, es macht einen wesentlichen Unterschied, ob man aus Spanien nach Amerika kommt, um dessen Freiheit zu verhindern, oder ob man in Amerika frei seyn will, wenn man es bewohnt! Der Grad von Thätigkeit, den man von beiden Seiten an die Sache bringt, um den Ausschlag zu geben, wird durch nichts so sehr bestimmt, als durch den Grad des Interesse.

Spanien würde also offenbar zu schwach seyn, um Amerika nach einer zweiten Eroberung zu behaupten. Es würde aber dazu um so unfähiger seyn, je überwiegender in der Colonie die Neigung zur Unabhängigkeit, die es ersticken möchte, würde. Nun aber würde diese Neigung durch dreierlei genährt werden; nämlich einmal durch die Erinnerung an die Vergangenheit, zweitens durch den ausschließenden Handel, drittens durch das Beispiel und die Nähe Brasiliens und der Vereinigten Staaten.

Haben sich die Ideen von Freiheit und Unabhängigkeit nie in den Köpfen eines Volkes abgespiegelt, und ist dasselbe immer dem Laufe der Dinge, so wie derselbe durch Herkommen und Gewohnheit gezeichnet ist, gefolgt: so ist Unterwerfung sein natürlicher Zustand; und diese Unterwerfung kann, wie alles von der Gewohnheit Herrührende, ohne große Mühe unterhalten werden. Hat aber eine große Erschütterung den Geistern eine andere Richtung gegeben, und sie von der bisher befolgten Bahn abgeleitet, und betrifft die Veränderung die wichtigsten und größten Angelegenheiten, die ein Volk haben kann: wie will man alsdann verhindern, daß eine Erinnerung bleibt, daß der gemachte Verlust bedauert wird, daß man nach Wiederherstellung strebt! Weil man in einer schlimmen Lage gewesen und in eine bessere gekommen ist, so will man sich in dieser behaupten. Auf solche Weise hatte England das nördliche Amerika besessen, ohne von dieser großen Colonie den geringsten Widerstand zu erfahren; es hatte sogar in den Kriegen mit Frankreich vom Jahre 1740 und 1756 Beweise von Treue und bedeutende Dienste von ihr erhalten. Doch wenige Jahre darauf hatte sich die Gesinnung eben dieser Colonie aufs Wesentlichste verändert: sie wollte frei seyn, und forderte die Freiheit mit den Waffen in der Hand. Hätte England auch die Oberhand behalten, so war doch der Kampf nicht beendigt, sondern nur aufgeschoben; denn was ihn erzeugt hatte, das würde ihn auch erneuert haben. Und eben dies würde im spanischen Amerika geschehen, wenn Spanien, gegen alle Erwartung, in einem ernsten Zu-

sammenstoß die Oberhand gewinnen sollte. Wie! die Natur der Dinge sollte Amerika nicht bestimmen, den Kampf so oft zu erneuern, als sich eine schickliche Gelegenheit dazu darbietet? Die Freiheit ist, vorzüglich für große Colonieen, ein so großes Gut, daß sie nicht aufhören können, nach demselben zu streben, sobald sie es einmal kennen gelernt haben.

Der ausschließende Handel würde das Streben nach Unabhängigkeit nur verstärken können. Weit mehr gegen ihn, als gegen die Herrschaft Spaniens, hat Amerika sich bewaffnet. Da es nun gekämpft hat, um Handelsfreiheit zu erhalten, ehe es die Vorzüge derselben genossen hatte: wie sollte es nicht kämpfen, um diese aufs Neue zu gewinnen, vorzüglich, wenn der ausschließende Handel nach aller Strenge wieder hergestellt würde, wie Spanien es bereits versucht hat und noch weit mehr thun würde, wenn es die Oberhand behielte! Schwerlich giebt es einen Handelsvertrag, der für Amerika nicht ein Reizmittel, eine Zurückerinnerung an Unabhängigkeit, wäre. Jeder Fortschritt, welchen die Ausländer in der Bahn der Gewerbthätigkeit machen, ist für seine Bewohner ein Beweggrund mehr, diese Unabhängigkeit zu erstreben, welche ihnen erlaubt, sich diesen Fortschritten anzuschließen, und die Früchte derselben zu theilen, während die Beschränkung ihres Handels auf Spanien ihnen verbietet, die Güter zu genießen, die in ihren Händen liegen.

Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten und Brasiliens ist ein Leuchtthurm, welcher dem spanischen Amerika so nahe steht, daß es ihn nicht aus den Au-

gen verlieren kann. Wie könnte es sich diesem Beispiele versagen! wie diesem Einflusse widerstehen, der seiner Wirkungen eben so wenig beraubt werden kann, als das Sonnenlicht der seinigen!

Also weil Amerika seine Freiheit als möglich gedacht hat, wird es sich dieselbe zu jeder Zeit so denken. Die Bewegung, welche ihm mitgetheilt worden ist, wird nicht zum Stillstand kommen, und sich in jedem Augenblick erneuern durch das vorhaltige, oder vielmehr unauslöschliche Gefühl der Handlung, welche diese Bewegung zuerst verursachte.

Spricht man aber von der Freiheit oder von der Unterwerfung Amerika's, so muß man, um sich gehörig zu verstehen, drei Dinge nicht außer Acht lassen.

1. Eine allgemeine oder partielle Unterwerfung.

Ist die Unterwerfung allgemein, so kehrt die große Frage von der Unabhängigkeit des Handels zurück. Das Ausschließende stellt sich gleichzeitig mit der Autorität Spaniens ein; denn dieses kennt keine andere Art zu regieren. Allein dies Ausschließende, dessen Härte die erste Empörung herbeigeführt hatte, wird in den Augen der Amerikaner nicht erträglicher, nicht angenehmer geworden seyn. Es wird daher zur Ursache neuer Aufstände werden, und dies ist ein verhaßter Cirkel, aus welchem man gar nicht heraus kann. Ist der Handel frei, so ist man unabhängig; ist er ausschließend, oder will er es um jeden Preis werden, so knüpft sich daran ein unvermeidlicher Nachtheil folgender Art. Mancher, der sich mit der Herrschaft Spaniens vertragen möchte,

verträgt sich nicht eben so gut mit dessen Ausschließendem; Mancher, der Spanien treu bleiben möchte, ist weit entfernt, sich durch seine Treue an den Bettelstab bringen zu wollen. Wird der Vortheil zu Rathe gezogen, so nehmen die Meinungen eine andere Richtung. Hat man erst die Süßigkeiten des Welthandels genossen, dann kann man sich nicht versucht fühlen, sich in die engen Gränzen des spanischen Handels einklemmen zu lassen. Das gerade ist die Betrachtung, welche die ganze Gestalt der Frage verändert, so wie jede Frage, die sich auf Colonieen bezieht. Wenn Spanien, gegen die Weisheit seines Raths von Indien, den ausschließenden Handel fahren läßt, dann kann es seine Colonieen fahren lassen. Die Wohlhabenheit, welche die unvermeidliche Folge dieses Verfahrens seyn würde, könnte nicht verfehlen den Colonieen eine Stärke zu geben, welche die Behauptung derselben unmöglich machen würde. Sehr unrichtig urtheilt man, wenn man annimmt, daß die Aufhebung des Ausschließenden, indem es die Hauptbeschwerden der Colonieen beschwichtigt, zugleich alle übrigen Beweggründe zu einer Trennung von dem Mutterlande entkräfte. Es würde sich gerade das Gegentheil einstellen. Die Menschen in Masse, die Völker, bestimmen sich nie durch die Betrachtung Dessen, was sie bereits gewonnen haben, wohl aber durch Das, was sie noch gewinnen können. Sie wollen, sobald sie können, und sie wollen alles, was sie können. Gerade dies nun würde den spanischen Colonieen in Hinsicht des Mutterlandes begegnen, sobald es sein Ausschließendes aufgegeben hätte. Reich durch den Bruch und

durch den Eintritt des freien Handels, würden sie in ihren Forderungen weiter gehen. Sie würden sich nicht dabei aufhalten, die fortgeschafften Uebel zu betrachten, sondern ihre Blicke auf die noch vorhandenen richten; nicht bei den erworbenen Gütern würden sie verweilen, sondern bei den zu erwerbenden. Das bringt der Gang des menschlichen Herzens mit sich. Befreiet von dem Ausschließenden würden die spanischen Colonieen verlangen von Verwaltern befreiet zu werden, welche aus Spanien kommen, ohne sie gekannt zu haben, und sie verlassen, ohne sie mehr als oberflächlich zu kennen. Sie würden befreiet seyn wollen von jener Menge von Agenten, welche sich bei ihnen einstellen, um sie auszuquetschen, und um Anderen Platz zu machen, welche nichts Besseres thun. Sie würden befreiet seyn wollen von einer fernen Regierung, welche nothwendig langsamer ist und den Bedürfnissen der Amerikaner von keiner Seite her entspricht. Mit Einem Worte: die Colonieen würden ihre Forderungen an den Vernachlässigungen abmessen, die sie bisher erfahren haben.

Wird das Ausschließende aufrecht erhalten, so führt es zur Empörung und zur Unabhängigkeit, als dem einzigen Mittel sich von einem verabscheuten Joche zu befreien.

2. Ist die Unterwerfung Amerika's nur partiell, so wird dadurch nichts bewirkt. Das Feuer, welches an dem einen Orte brennt, entzündet sich an dem andern, weil Das, was den Brand erregt, nicht aufgehört hat. Der Colonist, der noch unter den Waffen ist, wird der Beistand des entwaffneten; und weil die-

ser nicht aufgehört hat zu wünschen, daß er selbst frei seyn möge, so wird er auch nicht aufhören zu wünschen, daß Der, welcher es ist, es auch bleiben möge, theils als Muster für die Gegenwart, theils als Helfer für die Zukunft. Vermöge der Natur der Dinge wendet er ihm sein Herz zu; sein Arm wird ihm bei Gelegenheit zu Statten kommen. Wird also das spanische Amerika nicht gleichzeitig zur Unterwerfung vermocht, so wird der nicht gelöschte Brand das Gesammte aufs Neue entzünden; er wird zum zweiten Male auflodern, wie zum ersten Male, und zwar in Folge eines lebhaft und allgemein gefühlten Bedürfnisses. Wie kann man sich aber mit dem Gedanken schmeicheln, daß ein so grosses Land, wie das spanische Amerika, daß ein Festland, wie dieses, dessen Theile so auffallende Contraste und Trennungen mit sich bringen, auf einmal und wie auf den Schlag einer Zauberruthe, in allen seinen Theilen werde zur Unterwerfung vermocht werden! Wie kann man sich einbilden, daß Mexiko, Peru, Chili, Paraguay, Terra ferma, Neu-Granada den Forderungen Spaniens nachgeben werden, vorzüglich bei der Hartnäckigkeit, welche die Grundlage des spanischen Charakters ausmacht!

Als die Engländer die vereinigten Staaten bekämpften, um sie in der alten Abhängigkeit zu erhalten, hatten sie bei weitem nicht mit so vielen Nachtheilen zu ringen, wie Spanien in seinem Kampfe mit Amerika antrifft. Jene Staaten waren, in Vergleichung mit der Ausdehnung von Amerika, was Ein Departement in Hinsicht Frankreichs ist. Die vereinigten Staaten stan-

den unter einer gemeinschaftlichen Leitung, Regierung genannt, während Amerika solcher Regierungen sehr viele zählt. Statt des Einen Congresses der vereinigten Staaten, hat Amerika deren nicht weniger als zehn; denn jede Abtheilung hat den ihrigen. Selbst wenn man mit dem Einen zu Stande gekommen wäre, so würde man deshalb noch nicht mit dem anderen im Reinen seyn. Dieser Zustand von allgemeiner Störung macht die Stärke der Insurrectionen und die Verzweiflung der Gegner Amerika's aus. Es sind nur Glieder, deren man habhaft werden kann, nicht der ganze Körper. Anstatt daß bei einer regelmäßigen Insurrection, wie die der vereinigten Staaten war, etwas vorhanden ist, woran man sich festhalten kann, nämlich ein Kopf, mit welchem übereinzukommen nicht unmöglich ist, giebt es im spanischen Amerika eine Autorität, die zugleich allenthalben und nirgends ist; und eine Bevölkerung von Freiwilligen in allgemeiner und unregelmäßiger Gährung verträgt sich nicht mit allgemeinen und bleibenden Verabredungen, vollends nicht bei punischen Völkern, wie die Spanier sind, bei welchen der Aberglaube die Gewissenlosigkeit verstärkt. Bei Völkern dieser Art kann man auf Treu und Glauben nur in so fern rechnen, als die Gegenwart der Macht die Vollziehung der Uebereinkünfte sichert. Was in Amerika geschieht, was in jedem Dorfe Spaniens geschehen ist, bestätigt diese Behauptung. Zwei Mal des Tages leistete dasselbe Dorf durchziehenden Bataillonen den Eid, der am Abend vergessen war; und auch in Amerika haben dieselben Städte nicht aufgehört, von dem Ungehorsam

zum Gehorsam, und umgekehrt, überzugehen. Der Spanier hat das mit dem Afrikaner und dem Orientalen gemein, daß er sich nie Demjenigen verpflichtet glaubt, welcher stärker ist.

Es ist oben behauptet worden, daß Spanien seine Colonieen nicht vertheidigen kann.

Nun giebt es zwei Arten, Colonieen zu vertheidigen: die eine für sich selbst, die andere gegen den äußeren Feind.

Vor der Umwälzung hatte Spanien in Amerika nur eine geringe Anzahl regulirter Truppen, die aus Europa herstammten. Die Bewachung des Landes war den National-Truppen anvertrauet *).

Spanien rechnete darauf, daß diese Truppen hinreichten gegen den einzigen Feind, der irgend einen Punkt seiner weitschichtigen Colonieen angreifen könnte. Dieser Feind war England; und da sich ausmitteln

---

*) Im Jahre 1804 zählte Mexiko an Truppen aller Art:

Linien-Infanterie . .	5,200	Mann
Milizen	11,000	—
Linien-Cavallerie . .	4,700	—
Milizen	11,300	—
Zusammen	32,200	Mann.
Hiervon waren disciplinirt	9,900	—

Diese Truppen kosteten 20 Mill. Franken. Gegenwärtig kämpft ein großer Theil dieser Truppen gegen Spanien.

Man kann die regulirten Truppen und Milizen der übrigen Theile Amerika's nach denen beurtheilen, die sich in Mexiko befanden. Sie sind, wie die mexikanischen, größten Theils zu den Insurgenten übergegangen und streiten folglich wider Spanien.

Anmerk. des Verfassers.

ließ, welche Kräfte diese Macht gegen Amerika in Bewegung setzen konnte, so brauchte man allerdings die Vorsicht nicht weit zu treiben. Die beiden Expeditionen gegen Buenos-Ayres haben die Richtigkeit dieses Calculs bewiesen: denn beide Male ist es durch die Bevölkerung des Landes gerettet worden. Das amerikanische Festland in seiner Ausdehnung könnte England nicht angreifen; es würde zerschellen, indem es gegen eine solche Masse anrennte; in mehreren Gegenden würde Amerika sogar durch das Klima vertheidigt werden. Spanien, das sich vermöge des Familien-Pacts auf Frankreich verlassen konnte, und weder die Vereinigten Staaten, noch Portugal fürchtete (jene nicht, weil sie zu viel mit sich selbst zu thun hatten, dieses nicht, weil es in Europa allzu sehr Spaniens Nachbar war, um nicht in Amerika auf seiner Huth seyn zu müssen) — Spanien, sag' ich, hatte für die Epoche, auf welche sich diese Vertheilung seiner Macht bezog, sehr gut gerechnet. Jetzt aber hat sich alles verändert. Nicht mehr gegen England, oder überhaupt gegen einen auswärtigen Feind, braucht Amerika vertheidigt zu werden; gegen Amerika muß man Spanien vertheidigen, und gerade Denen, welche die Sorge für die Behauptung der Herrschaft anvertrauet war, muß man diese entreißen. Der Auftritt hat sich, wie man sieht, wesentlich verändert. Spanien müßte also, nachdem es den Amerikanern die Waffen entrissen, 1) ihnen dieselben nicht länger vertrauen, 2) sie fortdauernd unter der Obhut europäischer Truppen erhalten. Wie aber könnte es mit seiner geringen Bevölkerung ausreichen für eine

solche Bewaffnung und für den Nachwuchs, den dieselbe erfordern würde? Welche Macht in der Welt wäre groß genug, Amerika mit angemessener Besatzung zu versehen, vorausgesetzt, daß diese Besatzung in Verhältniß stehen soll mit der zunehmenden Bevölkerung dieses Landes! Und selbst wenn Spanien die Menschen hätte, die ihm fehlen, woher würde es die Kosten ihres Unterhalts nehmen! Sie müßten nicht nur allenthalben, sondern auch in großer Zahl vorhanden seyn. Ist diese gering, so richtet man nichts aus; ist sie groß, so ruinirt man sich. Wenn die mexikanische Miliz einen großen Theil von den Produkten Mexiko's verschlang — wie viel würde nicht ein regelmäßiges Heer kosten, das, aus der Ferne herbeigeführt, in allen seinen Theilen auf Kosten Spaniens unterhalten werden müßte! Es leuchtet demnach ein, daß Spanien keine Mittel besitzt, seine amerikanischen Colonieen für sich zu behalten.

Aber es hat eben so wenig ein Mittel, sie gegen Auswärtige zu vertheidigen.

Spanien hat in Amerika zwei Feinde vor seinen Thoren: die Vereinigten Staaten und Brasilien. Zwar sind die Regierungen in Frieden; aber die Natur der Dinge liegt im Streit, und dies wird fortdauern bis zu einer neuen Ordnung der Dinge. Gehörte die Hälfte Europa's zu Amerika: würde alsdann die andere Hälfte nicht alles aufbieten, nicht aus allen Kräften dahin streben, einen Zustand zu beendigen, der ihr nur als eine Umkehrung der natürlichen Ordnung erscheinen könnte? Wohlan, man mache die Anwendung dieses Princips auf Amerika! Noch mehr. Wäre der von

Amerika besessene Theil Europa's der fruchtbarste und reichste dieses Erdtheils — würde alsdann dieser Umstand nicht ein Sporn mehr seyn, ihn von Amerika loszureißen, um ihn der anderen freigebliebenen Hälfte zurückzugeben? Nun gut, in diesem Falle befinden sich die vereinigten Staaten und Brasilien in Ansehung Amerika's. Man muß vor allen Dingen ihre geographische Lage in Betrachtung ziehen, vermöge deren sie die spanischen Besitzungen im Norden und Süden umfassen.

Die vereinigten Staaten können nicht verfehlen, die beiden Florida's ihren Besitzungen einzuverleiben; denn diese Länder liegen zwischen ihnen und ihren neuen Provinzen von Luisiana, und diese Zwischenlage ist allzu beschwerlich, als daß man nicht nach Aufhebung derselben hinstreben sollte. Durch Luisiana gränzen die vereinigten Staaten mit Mexiko; der große Fluß Rio bravo del Norte scheint von der Natur zur Gränze beider Staaten bestimmt zu seyn. Die Niederlassungen der Amerikaner am Missuri umwickeln Neu-Mexiko. Mit großer Thätigkeit haben sie Wege nach dem Süd-Meere gesucht; man kennt die Reisen, welche auf Befehl der Regierung zu diesem Endzweck unternommen sind. Will man wissen, was aus diesem Volke werden wird, so muß man vor allen Dingen bei den Elementen verweilen, aus welchen es zusammengesetzt ist. Ein neues Volk, dem Handel ergeben, den es in allen Richtungen verfolgt, worin es ihn erreichen kann; ein Volk, das mit allen Nationen handelt, ohne anderes Wahrzeichen, als das der Gegenseitigkeit und des gemeinschaftlichen Vortheils; ein Volk, frei von allen den

Vorurtheilen, welche die furchtsamen Schritte alter Nationen leiten! Die vereinigten Staaten zählen bereits mehr als zwölftausend Handelsschiffe; und diese Zahl vermehrt sich mit jedem Tage. In Amerika befindet sich eine Pflanzschule von Matrosen: ein mächtiges Reizmittel für die Seeleute aller Völker. Nächst England zählt kein Volk so viele Kriegsschiffe, und nach kurzer Zeit wird die Tochter der Mutter in diesem Punkte eben so wenig etwas nachgeben, wie in vielen anderen Punkten. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat sich, streng genommen, noch nicht fixirt: sie versetzt sich mit der größten Leichtigkeit, und verläßt ihre Wohnsitze, um anderwärts einen bequemeren Aufenthalt zu finden; die großen Räume, welche sich ihr öffnen, gestatten ihnen diese leichten Bewegungen, welche bei alten Völkern, wo alle Plätze bereits eingenommen sind, nicht Statt finden können. Die Amerikaner haben in ihrem Charakter etwas Abenteuerliches, was zu Unternehmungen treibt: wie von dem europäischen Joche, so haben sie sich von den Ideen Europa's befreiet, nur darauf bedacht, wie sie Amerika gegen Europa beschützen wollen.

Vier Dinge haben der Scharfsicht der Amerikaner nicht entgehen können.

Einmal, daß Amerika das natürliche Erbtheil der Bewohner Amerika's eben so ist, wie Europa das natürliche Erbtheil der Europäer; daß Amerika von seinen Bewohnern eben so natürlich regiert wird, wie Europa von den seinigen. Es würde sehr unnütz, um nicht zu sagen sehr lächerlich, seyn, wenn man denken wollte, daß Völker, welche siegreich aus dem Kampfe um die

Freiheit Eines Theils von Amerika hervorgegangen sind, die suveräne Macht Spaniens vorzüglich ehren würden. Gerade, weil Spanien in Europa gelegen ist, wollen die Amerikaner nicht, daß es eine Macht in Amerika ausübe. Man nehme sich wohl in Acht, Das, was antreibt, mit Dem zu verwechseln, was zurückhält. So geht es nicht mit den Menschen.

Zweitens, die Amerikaner können nicht verfehlen, jeden Bruchtheil, der sich von Spanien losreißt, als einen natürlichen Zuwachs der größern amerikanischen Föderation gegen die europäische Herrschaft, und folglich als eine Bürgschaft mehr gegen die Wiederkehr der letzteren, zu betrachten. Dies bringt das Interesse Amerika's mit sich. Nachdem es zu Europa gehört hat, muß seine Hauptsorge darauf gerichtet seyn, alles von sich zu entfernen, was zu einer neuen Unterjochung führen könnte; und sicherlich wird es nichts vernachlässigen, um alle Thore zu verschließen, durch welche Europa aufs Neue eindringen kann. Da es nun kein größeres giebt, als das des südlichen Amerika: so wird das nördliche Amerika alles aufbieten, um den Eintritt in dasselbe zu untersagen; und giebt es für diesen Endzweck wohl ein besseres Mittel, als wenn man die Colonieen frei zu machen sucht? Denn sind sie einmal frei, so haben sie dasselbe Interesse, den alten Besitzern die Landung in Amerika zu versagen.

Drittens, Meer und Handel sind die neue Waffe, worin alle Völker sich zu begegnen berufen sind. Diese neue Tendenz ist der gesammten Menschheit gegeben. Von jetzt an werden die Kriege keinen anderen Gegen-

stand haben, als den Handel und die Freiheit der Colonieen, als die Quelle des Handels. Die Amerikaner haben sich in der Handels-Laufbahn bereits durch große Erfolge kenntlich gemacht; mit Riesenschritten durchlaufen sie dieselbe auf beiden Halbkugeln. Ihr Einfluß wird immer merklicher; und Gegenden, welche bisher für unzugänglich gehalten wurden, haben, von ihnen besucht, sogar die Gesetze abgeändert, nach welchen sie regiert wurden. Die Amerikaner müssen demnach wünschen, daß alle Handelsbahnen eröffnet und erweitert werden. Welche Länder aber könnten ihnen einträglichere und gelegnere darbieten, als die des spanischen Amerika! Verschließt Spaniens Eifersucht nicht länger die Häfen Mexiko's — wer kann dann den Handel mit diesem Goldlande vortheilhafter treiben, als die vereinigten Staaten! Ihre Gebiete berühren sich; die Häfen Luisiana's gehen nach demselben Meere hin, an welchem Vera-Cruz liegt; durch ihre Niederlassungen im Norden dringen sie nach dem Süd-Meere vor. Die ganze Westküste Mexiko's, das Königreich Terra ferma, Paraguay, sind näher, als die Häfen Europa's, wo die amerikanische Flagge unaufhörlich weht. Derselbe Instinkt, welcher die vereinigten Staaten nach dem Meere und dem Handel hinzieht, wird sie auch zu jeder Zeit auf Das führen, was den Handelskreis erweitern kann; und da Amerika die Mittel dazu darbietet, so werden sie für die Befreiung desselben arbeiten.

Viertens, die Vereinigten Staaten können nur die Engländer zu bekämpfen haben; sie sind ihre Nachbarn in Canada, und ihre Mitbewerber in allen Handelsplätzen.

plätzen. Die Amerikaner brauchen also Verbündete, welche mit ihnen gleiches Interesse haben. Wo können sie diese aber leichter finden, als in Amerika! Nur in diesem Erdtheile sind die Bewohner, vermöge ihrer geographischen Lage, unabhängig genug von den Engländern, um bei ihren Handlungen nur ihren eigenen Vortheil zu Rathe zu ziehen. Man muß die Wahrheit sagen. In Europa giebt es bei der Nachbarschaft von England keine Freiheit mehr, so lange es im Stande ist, mit eben so viel Leichtigkeit als Sicherheit zuzuschlagen. Ganz anders stehen die Sachen in Amerika. Hier giebt es eine ungeheure Zone von Unabhängigkeit, welche gegen England gebildet ist, weil sie außerhalb des Bereiches seiner Schläge liegt. England wird nie alle amerikanischen Küsten blokiren, wie Brest und Cadiz. Wie könnte Amerika dieses Vertheidigungs- und Gleichgewichts-Mittel anschauen, ohne darin einen Beweggrund zur Verallgemeinerung der bereits begonnenen Unabhängigkeit des amerikanischen Festlandes zu finden! Denn, je weiter sich die Unabhängigkeit ausdehnt, desto mehr Schutzwehren giebt sie gegen ihre mächtige Nebenbuhlerin.

Brasilien wird nach kurzer Frist diese Ansicht theilen, und nicht anders handeln. Der König ist in diesem Lande erst angelangt; zur Hälfte ist er noch Europäer. Doch, wenn ein längerer Aufenthalt in Amerika ihn und seinen Hof naturalisirt haben wird, wenn ihre Blicke, abgewendet und gleichsam entwöhnt von Europa und von Portugal, sich auf Brasilien geheftet haben werden — wie denn dies nach kurzer Zeit der

Fall geworden seyn muß —: dann wird Portugal ihnen nur in der Ferne erscheinen, welche Gleichgültigkeit erzeugt; der unwiderstehliche Reiz der vorschwebenden Gegenstände wird den König von Brasilien zu einem vollständigen Amerikaner machen und die Familien-Interessen werden von den Staats-Interessen verdunkelt werden. Auf die Dauer giebt es kein festes Bündniß, das nicht viel mehr auf den Vortheil des Staates gegründet ist, als auf den Vortheil Derer, die an der Spitze stehen; die letzteren machen dem ersteren unvermeidlich Platz. Und so wird es dem Suverän von Brasilien ergehen: er wird ein amerikanischer Suverän werden, dem Europa fremd, ja, der im Nothfalle sogar Europa's Gegner wird; er wird an seiner Befreiung mit eben so viel Eifer arbeiten, wie die Vereinigten Staaten, weil er dieselben Beweggründe dazu hat. Wer sich in Amerika niederläßt, wird ein Vertheidiger seiner Unabhängigkeit gegen Europa.

Wie will nun Spanien, unter so zahlreichen Feinden seiner Herrschaft, gedrängt von so entgegenstrebenden, so mächtigen Interessen, seine von allen Seiten untergrabenen und aller Erhaltungsmittel beraubten Besitzungen behalten! Es läßt sich nicht begreifen, was Spanien nach sehr kurzer Frist thun könne, um sich sicher zu stellen, einerseits gegen die natürliche Tendenz seiner Colonieen nach Unabhängigkeit, andrerseits gegen die eben so natürliche Tendenz seiner beiden Nachbarn, eben diese Colonieen anzugreifen, um sie einem, dem eigenen ähnlichen Zustande näher zu führen, und sie mit der großen Föderation zu vereinigen, deren erste

Ringe sie sind. Wenn die Gegenwart eines einzigen freien Dorfes auf dem amerikanischen Festlande als Gährungsstoff hinreichen konnte, die Freiheit in Amerika einzuführen: um wie viel mehr wird nicht die Gegenwart von zwei großen Staaten, deren Lage ganz dazu gemacht ist, eben die Wirkung hervorzubringen, dieselbe mit Schnelligkeit und Sicherheit herbeiführen! Ginge der Rath von Indien in alle Einzelnheiten dieser wichtigen Frage mit der Genauigkeit ein, welche so große Angelegenheiten erfordern: so würden die auffallenden Betrachtungen, welche sie in sich schließt, ihn ohne Zweifel bestimmen, Amerika aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten, als der ist, welchen die Irrthümer einer längst verflossenen Zeit, und die Fehlgriffe von Staatsmännern gegeben haben, die mit dieser Zeit untergegangen sind.

Spanien sollte sich, wie es scheint, die Frage vorlegen, was man thun müsse, wenn man weder erobern noch behaupten kann: ob es nicht wohl gethan sey, sich da Freunde zu erwerben, wo man nicht länger Unterthanen haben kann; ob es klug sey, sich der Gefahr, ausgeschlossen zu werden und zu bleiben, bloß zu stellen, weil man hat ausschließen wollen. Und diese einfachen Grundsätze zur Basis eines neuen Verfahrens in Hinsicht seiner Colonieen machend, sollte es diesen, anstatt des bewaffneten Armes, die Hand eines Freundes reichen, und sie bestimmen, an die Stelle der directen, für die Zukunft ganz unmöglichen Suveränetät, die Herrschaft von Prinzen aus demselben Hause zu bringen, welches seinen eignen Thron einnimmt, um so

zwischen Spanien und Amerika einen Familien-Pact zu errichten, dem gleich, der in Europa Frankreich mit Spanien vereinigt.

Nachschrift des Herausgebers.

Wir haben uns unsere Leser durch die Mittheilung dieses anziehenden Kapitels aus dem Werke des Herrn von Pradt zu verbinden geglaubt.

Wer kann dasselbe lesen, ohne eine Zukunft voll wichtiger Begebenheiten zu ahnen! Was Europa in dem gegenwärtigen Augenblick ist, das ist es wesentlich durch die Herrschaft, welche Spanien und Portugal über Amerika ausgeübt haben; und da diese Herrschaft aufhört, so ist es wohl der Mühe werth zu fragen, wie Europa, sowohl im Großen, als im Einzelnen, hiernächst zu stehen kommen werde. Diese Frage, welche selbst Privat-Angelegenheiten berührt, ist aber schwerlich zu beantworten; und der einzig übrig bleibende Gedanke ist, daß über Europa ein großes Schicksal schwebt, welches in der nächsten Zukunft verarbeitet werden muß.

Amerika wurde zu einer Zeit erobert, wo die europäische Welt noch in den Banden der Feudalität lag, und keine andere Herrschaft kannte, als die, welche durch den Besitz von Grund und Boden über Menschen ausgeübt wird. Es war daher kein Wunder, daß auch Amerika sich dieser Herrschaft unterwerfen mußte. Da aber dies Land so große Vorräthe von edlen Metallen in sich schloß, so konnten diese nicht auf Europa

übergehen, ohne alle gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern, und nach und nach der Herrschaft den entgegengesetzten Charakter zu geben, so, daß es zuletzt darauf ankam, durch Menschen über den Grund und Boden zu herrschen. Nur in Spanien konnte dies nicht der Fall seyn, weil es der allgemeine Bankier von Europa geworden war, welches seit drei Jahrhunderten kaum noch etwas anderes gethan hat, als die Schätze von Mexiko und Peru auf sich abzuleiten. Spanien ist sich also in seiner Entwickelung gleich geblieben, schwerlich ahnend, daß ein Zeitpunkt kommen werde, wo es durch den niedrigen Stand seiner Cultur am meisten Gefahr laufe, Amerika für immer einzubüßen.

Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen. Nichts wird Spaniens Colonieen an der Erwerbung einer vollkommenen Unabhängigkeit verhindern. Wichtig ist dieser Zeitpunkt aber besonders durch das allseitige Bestreben der europäischen Völker nach einem höheren Grade von bürgerlicher Freiheit: ein Streben, welches um so unaufhaltsamer ist, je bestimmter es aus der Entwickelung der drei letzten Jahrhunderte hervorgeht, und je weniger es unterdrückt wird von Regierungen, welche zu der Einsicht gelangt sind, daß ihre Tendenzen nur durch Begünstigung desselben befriedigt werden können.

Unstreitig wird es auch in der nächsten Zukunft nicht an Krisen fehlen. Von welcher Art diese aber auch seyn mögen, so läßt sich doch Eins vorhersehen: das nämlich, daß Europa und Amerika in eine immer innigere Berührung kommen werden, um sich, wie bisher, gegenseitig zu erziehen. Die amerikanische Welt ist

wesentlich von Europa ausgegangen, und darum wird sich das letztere in der ersteren immer mit Leichtigkeit wiederfinden. Nicht so die asiatische Welt. Zwischen ihr und Europa ist eine Kluft befestigt, welche nie ganz ausgefüllt werden kann, und welche daher für die Europäer an Furchtbarkeit in eben dem Grade zunehmen muß, als sich sein Verhältniß zu Amerika verändert. Europa wird den Handel mit Ostindien nach und nach ganz aufgeben, weil es ihm leicht an den Mitteln zur Fortsetzung desselben fehlen kann. Das Beste ist, daß es dabei nichts entbehren wird: denn je höher die Kultur Amerika's steigt (und sie steigt nach dem Grade seiner Unabhängigkeit von fremder Macht), desto leichter wird sich daselbst alles erzeugen lassen, was Asien bisher Vorzügliches hatte, die Manufaktur-Waaren allein ausgenommen, die für Europa das Entbehrlichste sind.

Keine europäische Macht ist bei der großen Umwälzung, welche dem Erdball in seinen sittlichen Verhältnissen bevorsteht, so sehr interessirt, wie England, dessen Macht auf der Fortdauer der alten Verhältnisse beruhet. Eben deswegen nun scheint nichts natürlicher zu seyn, als daß England einen Versuch mache, sich Spaniens anzunehmen. Wie dieser Versuch ausfallen werde, ist übrigens nicht schwer zu berechnen, wenn man das vorhergehende Kapitel mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat.

Briefe aus München.

München, vom 2ten März 1817.

Mein lieber Freund!

Wir haben nun seit jenem denkwürdigen Tage, an welchem der König Maximilian Joseph den Grafen von Montgelas seiner dreifachen Ministerial-Gewalt entkleidete, einen Monat zurückgelegt, und in dieser Zwischenzeit manche Stimmungen und Stimmen wahrgenommen, welche durch diesen seltenen Act nothwendig rege geworden, und theils in vertrauten Kreisen geblieben, theils in öffentliche Blätter übergegangen sind.

Es sey uns, als frühen Verkündern und nahen Zeugen dieses Ereignisses, erlaubt, seine tiefer liegenden Anlässe zu Tage zu fördern, um dadurch die bis jetzt erschienenen, zum großen Theile oberflächlichen, Urtheile zu berichtigen.

Dem Grafen von Montgelas kann eine vollendete diplomatische Bildung — eine durch Sicherheit des Gedächtnisses unterstützte Bekanntschaft mit der allgemeinen und vaterländischen Geschichte, — eine Vertrautheit mit der schönen, vorzüglich französischen Literatur, — ein Scharfblick in der Auffassung vielseitiger Geschäfts-Gegenstände, — und endlich in seinen Erscheinungen das

Gepräge eines Staats- und Hofmannes nicht abgesprochen werden.

Aber lassen Sie uns den Mann nun auch auf seiner Kehrseite erblicken.

Wir finden da einen Menschen, dessen Celebrität mit der großen Illuminaten-Jagd unter Carl Theodor beginnt; ihm ist das Glück geworden, unter dem Schutze zweier Neffen gegen die Verfolgungen des Oheims, für die stille Flucht des Hofraths mit dem lauten Einzuge eines Ministers sich entschädigt zu sehen. Bald nach seiner, nicht ohne Mühe bewirkten, Befestigung auf dem Minister-Stuhle übt er schon an dem würdigsten der neben ihn gestellten Minister, dem Freiherrn von Hompesch dem Vater, die Lanze. Nach dem willkommenen Tode dieses Veteranen eilt er, sich mit der Firma des ältesten Ministers zu schmücken, und dem früh und tief gewurzelten Hang nach Vorherrschaft mit den gelungenen Versuchen zu nähren, sein damals noch einzelnes Departement der auswärtigen Angelegenheiten auf Kosten der übrigen Ministerien mit Gegenständen von fruchtbringenden Abfällen auszustatten. Er weiß den damaligen Staatsrath, eine Versammlung von licht- und kraftvollen Männern, deren Zusammenwirken Baierns Regierung als eine aufgeklärte, liberale und humane Erscheinung zum Gegenstande des Beifalls und der Achtung im In- und Auslande erhob, durch den doppelten Schlag zu lähmen, daß allmählig jedes wichtigere Geschäft seiner Berathung entrückt, und zuletzt, ohne den Ausspruch seiner Aufhebung zu wagen, diese durch vorschriftswidrige Vermeidung seiner Versammlung herbei-

geführt wird. Es gelingt ihm inzwischen, das Ministerium der Finanzen, mit welchem der alte Graf Morawitzki gegen seine Neigung und Bildung bis zum günstigen Zeitpunkte belastet wurde, in seine Geschäfts-Sphäre zu ziehen; er sieht sich aber bald genöthigt, es an einen mächtigen Nebenbuhler seines Amtes und Hauses, den Freiherrn von Hompesch den Sohn, herauszugeben, und dafür in der Creation eines Ministeriums des Innern sein Entschädigungs-Land zu finden. Nunmehr giebt er unter fremder Dictatur dem Königreiche eine sogenannte Constitution, deren Vorzug, nach dem Urtheile des Ministers selbst, darin gefunden werden sollte, daß aus ihr, was man nur immer wolle, gemacht werden könne, und welche in keinem Punkte gewissenhafter erfüllt worden ist, als in dem ausdrücklichen Zugeständnisse, daß einem Minister mehrere Ministerien (vielleicht schloß man im Stillen: also auch alle) übertragen werden können. Ein durch sie eingesetzter Geheimer Rath läßt in seiner Competenz Armuth und Niedrigkeit, in seiner Besetzung Adel und Invaliden erblicken. Um vollends diese Geburt des Vorbildes der Zeit würdig zu begleiten, wird ein Orden des Verdienstes — nach der ersten Verleihungs-Liste ein bloßer Orden der Classen und des Ranges — geschaffen, und eine stattliche Dotations-Spende an Geld und Gütern veranstaltet, wobei man sich dem Vorwurfe eben nicht ausgesetzt hat, in dem Anschlage des eigenen Verdienstes zu kärglich gewesen zu seyn. Endlich, als Freiherr von Hompesch der Sohn, welcher — ein Freund des Hauses — sich gegen das moralische Gift des Beispiels

und das physische des Genusses zu schwach bewahrte, trotz einem edlen Geiste und einem kräftigen Körper, ein zu frühes Opfer der verzehrendsten Lockungen fällt, ergreift der Graf von Montgelas den für ihn zum Unstern gewordenen Dreizack des Ministeriums, und vergißt, daß der menschliche Pilot diesem Werkzeuge eines Gottes nicht gewachsen sey. Nun, nachdem selbst die physische Zeit der eigenen Führung des dreifachen Ruder-Werkes nicht mehr zusagen konnte, erschöpft man sich in Formen, um das Einträgliche dreier Stellen nicht dem Beschwerlichen derselben aufopfern zu müssen. Es werden Sectionen, Commités, Departements gebildet, heute verengt und morgen erweitert. Endlich lös't sich die Weisheit und Gewalt des Ministers in ein Triumvirat von General-Sekretariat auf. In dieser Anstalt glaubt der Graf von Montgelas das Mittel zum Zwecke gefunden zu haben: er schließt den ersten Geschäftsmännern — früher schon durch die Auszehrung, welche dem alten Staatsrathe beigebracht, und durch die Verkrüppelung, in welcher der neue Geheime Rath gehalten ward, dem Auge und Ohr ihres Königs entrückt — nunmehr auch die Thore seines Palastes; nur die Arbeiter in Geschäften des Krieges und in einigen technischen Zweigen behaupten sich in dem, durch zeitfressende und anstandswidrige Wartstunden in den Vorzimmern erkauften, Vorrang eines persönlichen Vortrages; die ganze Masse der übrigen und eigentlichen Staats-Geschäfte gelangt nur durch Ueberladung in die Boote des General-Sekretariats, in den sonst unzugänglichen Hafen des Ministers, welchem aber bei einer sehr

freigebigen Vertheilung seines Tages zwischen den Angelegenheiten seines Hauses, zwischen weiten Spaziergängen und engeren Besuchen, und zwischen den Sitzungen am Spieltische, die erforderliche Zeit nicht zurückbleibt, um nur das Einlaufende zu fördern, geschweige denn, um über das Auslaufende zu denken, wodurch es denn nicht selten geschieht, daß Entschließungen theils verspätet, theils übereilt, daß durch ersteres Beschwerden, durch letzteres Widersprüche erzeugt werden, daß der Staub des ungeschlossen zurückgelegten Actes sich mit dem Staube der inzwischen verstorbenen Parthei vermählt, und daß auch mancher gute Kern bloß durch seine unzeitige Aussaat ersticken muß. Aber der Graf von Montgelas hält sich auch hinter diesen Verschrankungen, in welche ihn ein eigener Anfall von Männerscheu gejagt hat, noch nicht sicher genug. Er errichtet eine Gendarmerie, welche, indem sie öffentlich die Sicherheit der Straße handhaben soll, heimlich die Sicherheit des Hauses und der gesellschaftlichen Ergießungen zu gefährden, gemißbraucht werden will.

Er *) verletzt die Siegel, unter welche der Vater, der Sohn, der Freund, seine Lehren, Wünsche und Ansichten freimüthig niedergelegt hat; er legt die Geistes-Sperre gegen alle Bildungs-Anstalten im Auslande an, während er doch den eigenen erstgebornen Sohn mit

*) Nicht sie, wie in dem Hamburger deutschen Beobachter unrichtig abgedruckt, und wodurch die Verletzung des Postgeheimnisses von dem, derselben schuldigen Minister, auf ein, in seiner Bestimmung, seinem Dienste und seinem Chef, achtungswürdiges Corps mit Unrecht hinübergewälzt ist.

Recht dem Vaterhause des edlen Schweizers in Hofwyl übergiebt, und während er die nächste Leitung zweier vorzüglichen Erziehungs- und Bildungs-Anstalten, jener für die Edelknaben des Hofes und für die Töchter der höhern Stände, Individuen aus einer Nation anvertraut, welcher zwar glänzende Eigenschaften, aber nicht die Gediegenheit deutscher Wissenschaft, nicht die Einfalt deutscher Häuslichkeit angehören. Er versucht, den großen Schatz der Stiftungen des Reichs, welche der Kirche, der Schule und der Armuth gewidmet und in ihrer Verwaltung von jener der Finanzen getrennt sind, mit einer indirecten Ableitung dadurch zu beschleichen, daß die Zinsen der beiden Staats-Cassen an liegenden Capitalien, zuerst Jahre lang im Ausstande gelassen, dann einzelnen Reductionen, endlich einer allgemeinen Capitalisation unterworfen, und auf diese Weise die Stiftungen einem ungleichen Kampfe zwischen der Erfüllung ihrer heiligsten Zwecke und zwischen der Entbehrung ihrer laufenden Renten hingeopfert werden. Er plündert den Staatsdiener, indem er die weise und wohlthätige Verordnung vom 1sten Januar 1805, durch welche dieser in seinem Stande, und seine Hinterlassenen vor Mangel geschützt werden sollten, durch Auslegungen beschneidet, und durch eine, Jahre lang fortgesetzte, provisorische und interimistische Besetzung der Stellen dem Dienste alle Würde und Wirksamkeit, dem Diener alle Sicherheit des Ortes, alles Vertrauen der Untergebenen raubt. Er nimmt in Fällen, wo er der Königlichen Entscheidung in seinem System nicht gewiß ist, oder dieser vorgreifen will, seine Zuflucht zu Hand-

schreiben an die Chefs der Provinzen. Er entfernt endlich, nicht vom Herzen, weil das nicht gelingen konnte, aber von der Seite des Vaters einen edlen Kronprinzen, um ihn in fernen Provinzen mit der durch geheime Instructionen entkräfteten Rolle eines Guvernörs zu täuschen; er vollendet alle Grade des Ministerial-Despotismus.

Während Graf von Montgelas diese Herrschaft im Staate an sich reißt, fällt er in eine Knechtschaft zu Hause.

Vermählt mit einer schönen, von der Natur reich bedachten Tochter eines alten, und in der Geschichte des Vaterlandes rühmlich genannten Hauses, lebt er einige Jahre hindurch in dem vollen äußern Schimmer des Glückes und der Zufriedenheit, bis die eben so reizbare als reizvolle Gattin sich den Versuchungen des Goldes und Geschlechtes hingiebt, und, nachdem sie von einer fruchtbaren Körperwanderung durch Stände und Nationen eine lebendige Familien-Gallerie zurückgebracht hat, in eine periodische Geistes-Verwirrung fällt, von welcher der zärtliche Gemahl selbst bekennt, daß sie für die Ergreifung ernster Maaßregeln nicht weit genug, und für die Entbehrung aller Maaßregeln viel zu weit gediehen sey.

Es darf nicht befremden, daß einer solchen, früher durch äußere und innere Bildung gebietenden Frau, welche in ihrer schöneren, von widrigen Anfällen freien Zeit, die anziehenden Gaben der Anmuth und des Witzes bei vielen Tugenden des Haushaltes entwickelte, die Hingebung eines Mannes, wie Graf Montgelas, wel-

chen mehr die Bequemlichkeiten eines glänzenden, als die Herzlichkeit eines glücklichen Hauses ansprechen, in dem letzten Grade geworden ist. Es darf eben so wenig befremden, daß diese Hingebung bis zur unthätigen Schwäche in den jüngsten Monaten herabsank, in welchen der Graf von Montgelas einem sehr ernsthaften Angriffe auf seine, seit mehreren Jahren mit ungünstigen Mahnungen heimgesuchte Gesundheit unterlag.

In diesem Zustande der allgemeinen Schwäche befand sich der Graf von Montgelas, als den König die Freuden und Ehren des Vaters nach der Kaiserstadt riefen, und er schon beim Abschiede die tief arbeitende Ueberzeugung mit sich nahm, daß sein achtzehnjähriger Rathgeber als Minister und als Mensch seinen Normal-Zustand unwiederbringlich verloren habe. In dem Könige, in dessen Herzen die Stimme des Landes lauter als jene der Gewohnheit und aller Persönlichkeit spricht, reift jene Ueberzeugung zum Entschlusse, und dieser Entschluß wird mit seiner Zurückkunft zur schnellen kräftigen That.

Es verräth einen kurzsichtigen Blick oder eine böse Absicht, wenn man diesem Acte des Königs eine auswärtige Einwirkung oder eine angelegte Ueberraschung unterzuschieben versuchen will. Zu groß für jene, zu weise für diese, hat der König frei und milde beschlossen, und gehandelt; und es hat im Grunde hiezu weiter nichts bedurft, als daß der Minister Montgelas stufenweise sein selbst vergaß, und der König Maximilian mit Einem Male sich sein selbst erinnerte.

Darum geben wir Euch Recht, ihr Stimmen vom

Rhein, von der Aar und der Elbe, wenn Ihr in der Handlung unseres Königs Kraft und Güte erkennet und verkündet; aber wir widersprechen Euch, wenn Ihr in der Entfernung eines bereits in sich selbst verfallenen Mannes ein so hoch wichtiges oder gar rückwirkendes Ereigniß aussprechen wollt; wenn Ihr die Rettung und Gestaltung unseres Staates nach Außen als das ausschließende Werk des Grafen von Montgelas preiset, und dabei verschweiget, daß gerade in den gefährlichsten Momenten, in welchen er geschwiegen und gezaudert, der helle Blick des Königs und die Tapferkeit seiner Armee allein entschieden hat; wenn Ihr für alles Große und Großmüthige, was für Wissenschaften und Künste geschehen, nur den Mäcen Montgelas nennt, und unwissend oder undankbar an den Namen Derjenigen vorübergeht, durch deren Geist und Feder er früher gedacht und geschrieben, und von welchen er sich nur auf Kosten seines Rufes getrennt hat; wenn Ihr Euch endlich in den Vergleichungen bis zu einem Geiste Sülly's verirrt, und aus dem humanen Benehmen des Königs, welcher einen entlassenen Minister von Zeit zu Zeit mit seiner Tafel ehrt, auf die unwürdige Schwäche zu deuten wagt, daß der Gast des Hofes nächstens wieder der Herr des Staates werden könne.

Wir wünschen mit Euch dem Grafen von Montgelas, daß er das Geschenk der Ruhe in den reizenden Thälern und auf den gesunden Höhen Italiens und Helvetiens, in Verbindung mit der Ruhe einer wiedergegebenen Gesundheit, genießen und in seiner äußern Haltung, wie in seiner innern Stimmung, die Lust und Last seines ehemaligen Standes vergessen möge.

Wir haben die Farben zu dieser Skizze theils aus eigenen Erfahrungen, theils aus den noch reicheren Vorräthen der Eingeweihten hergenommen, und stellen sie aus Liebe zur Wahrheit in den Vorsaal der Geschichte, welche das Bild des Entlassenen in die kurzen Züge auffassen wird: Ein Mann von Talenten und Gewandtheit, emporgestiegen bis zum Bilde eines Regenten, fiel, als er aufhörte, Mann mit Männern, und Herr seines Hauses zu seyn; gewohnt nur durch Furcht und Hoffnung zu herrschen, ward er unfähig, Vertrauen zu geben und zu nehmen; er hat den zwei Hülfs-Zeitwörtern aller Sprachen, Seyn und Haben, in seiner Person Inhalt gegeben; er war leider schlau genug, um ein Despot, aber glücklicher Weise nicht kühn genug, um ein Tyrann zu werden. Mit seinem politischen Tode ist einem guten Könige seine verlorne Herrschaft, einem edlen Kronprinzen ein würdiges Erbe, und einem biedern Volke seine Sprache wiedergegeben worden.

München, den 2ten April 1817.

Mein lieber Freund!

Ihr jüngstes Schreiben, in welchem Sie aufs Neue Ihre unter allen Eindrücken eines fremden Landes wohlbewahrte Theilnahme an allen wichtigeren Ereignissen im Vaterlande, und vorzüglich an unserm viel besprochenen Minister-Wechsel vom 2ten Februar d. J. ausgedrückt haben, hat mir viel Freude gemacht, und

ich

ich beeile mich, Ihrem Wunsche, von Zeit zu Zeit, die interessanteren Aufsätze hierüber zu erhalten, dadurch entgegen zu kommen, daß ich Ihnen vorerst ein vollständiges, aus der Quelle geschöpftes Exemplar einer Charakteristik des Grafen von Montgelas mittheile, wovon Sie in den Nummern 509. und 510. des Hamburger deutschen Beobachters nur einen unzusammenhangenden und von Druckfehlern entstellten Auszug bereits werden gelesen haben.

Wenn Sie mit mir gestehen werden, daß die Skizze dieses Historienstücks harte Züge und grelle Farben in sich faßt, so werden Sie auch mit mir bedauern, daß diese Behandlung des Gegenstandes nach dem Urtheile der Kenner die getroffenste, und daß also der Mann des Bildes so viele Jahre hindurch der Mann des ersten Vertrauens und des einzigen Willens gewesen ist.

Sie fragen mich, welche Lebensweise dieser Mann nunmehr, nachdem jenes Vertrauen gewichen, und der eigene Wille zurückgenommen ist, gewählt habe?

Die Antwort kann Sie nicht befriedigen; denn der Mann hat in seiner Wahl den Glauben der Unbefangenen, die Hoffnungen seiner Anhänger, und die Liebe zu sich selbst, gleich getäuscht.

In den ersten Tagen seiner Entfernung vom Staatsruder war allgemein in den bessern Kreisen verbreitet: der Graf von Montgelas habe dem Könige, um Ihn in seinem entschiedenen Regierungs-Gange auch nicht durch eine leise, an persönliches Erscheinen geknüpfte, Erinnerung unzart zu stören, in einem Schrei-

ben voll Gehalt und Würde, für das große Geschenk einer Befreiung von aller Geschäftslast, für die schonende Wendung in den Ausdrücken der Entlassung, und für die Großmuth in der öffentlichen Bezeichnung eines ansehnlichen Ruhegehaltes gedankt; er habe, nachdem er von allen vormals untergeordneten Stellen und Beamten die letzten Aufwartungen des Dankes und Abschiedes, und zuletzt selbst von dem neuen Staats-Rathe, den, seinem Stande und Loose gebührenden, Ausdruck der Achtung und Theilnahme empfangen hatte, den Beschluß gefaßt, mit diesen letzten Scenen der Amtswelt auch den letzten Act seines bis dahin ihr angehörenden Lebens zu schließen, und, herausgetreten aus aller Berührung mit Geschäftsmännern, sich forthin nur jenen freien und edlen Genüssen hinzugeben, welche die Natur, die Kunst, die Literatur und die Gesellschaft dem Manne von Bildung und Erfahrung in einer reichen, vom Throne unabhängigen Abwechselung darbieten; er werde zu diesem Ende die letzten Angelegenheiten seines, durch die Kenntnisse und Sorgfalt seiner Gemahlin immer wohlbestellten, Hauswesens schnell und leicht zu ordnen wissen, um auf seinen schönen Gütern in den fruchtbaren Gegenden des Unterlandes von Baiern den allein glücklich machenden Hausgöttern, Freiheit und Eigenthum, die ersten Sühnopfer darzubringen; er werde dann mit der Wiedergeburt des Frühlings in das Land der Alpen und Berge ziehen, dort vor Allem in der Schule des um Menschen-Erziehung hoch verdienten Fellenberg das Auge des Vaters an der kräftigen Bildung des erstgebornen Sohnes weiden; dann auf der

Bank des reizenden Hügels von Unterseen, welche das schwärmerische Entzücken seiner Ernestine dem Gefühle für Naturschönheiten gestiftet hat, ausruhen; sofort allmählig an die mit dem lachendsten Grün geschmückten Ufer von Voltaire's See hinabsteigen, und vielleicht zuletzt unter dem italiänischen Himmel, im Garten der Welt, aus der Sonne und der Quelle Kesseln sich eine neue Gluth des Lebens sammeln; er werde, nach diesem Plane, das wahrscheinlich letzte Jahrzehend seines Daseyns zwischen den Erheiterungen des Geistes und den Erholungen des Körpers theilen, und für immer die Residenzstadt meiden, um dem Könige und der Welt, wovon ihn jener gnädig, diese streng gerichtet hat, zu beweisen, daß er wenigstens nicht zu Jenen gehöre, welche, nach den Worten seines Mannes auf St. Helena, nicht zu vergessen und nicht zu lernen verstehen. —

Ich höre den Beifall, welchen Sie einem Plane schenken, der eben so sehr von einem erfahrnen Staatsmann, als von einem weisen Privatmanne zeugt; aber ich sehe auch das Erstaunen, welches Sie ergreift, wenn Sie vernehmen, daß von dem ganzen Plane, zu welchem jeder ruhige Beobachter dem Grafen von Montgelas redlich Glück gewünscht, nur der einzige ökonomische Theil in Erfüllung gegangen ist; nämlich: Graf Montgelas hat sein Haus, dessen ursprüngliche Ankaufs-Summe, so wie ein nicht unbedeutender Beitrag zu dessen Einrichtung, aus Staatsgeldern geflossen, nunmehr um einen sehr ansehnlichen Preis, zum Dienste des Ministeriums des Aeußern, wieder an den Staat zurückverkauft, wobei noch ein sehr unzarter Brief von

der Verkäuferin, an den mit dem Kaufs=Abschlusse beauftragten Minister der Finanzen, untergelaufen ist. Von dem ganzen übrigen Plane hat Graf von Montgelas und Frau bis jetzt das vollkommene Gegentheil zur Schau gestellt.

Anstatt jenes Schreibens hat er die Figur eines invaliden Ministers in das Cabinet des Königs, in den Empfangs=Saal des Kronprinzen, in seine ehemaligen Geschäftszimmer in der Residenz geschleppt; anstatt des Dankes ist ihm die Klage über ein zu kärglich zugemessenes Ruhegehalt, und der, freilich mit Indignation zurückgewiesene, Versuch, eine nachträgliche Vermehrung zu erhandeln, entschlüpft; anstatt einer strengen Haltung auf dem neuen Standpunkte, wird ein zweideutiges Rundschreiben an die Gesandtschaften gewagt, und eine mit der Gemeinde=Verfassung nicht harmonische Scene einer Bürger=Adresse gespielt; anstatt einer ernsten Zurückgezogenheit von dem Markte und den Männern der Geschäfte, werden diese vielmehr mit zudringlichen Einladungen herbeigerufen, und bald mit Reminiscenzen, bald mit Visionen gespeist; anstatt des erhebenden Zuges in die freie Schweiz oder nach dem schönen Italien, sehen wir den versunkenen Mann am Morgen an den Steppen der Isar irren, am Mittage ein Winkelchen der Freude beschleichen, und am Abend in den Theatern eine Arie verschlummern; anstatt eines thätigen Sitzes am ländlichen Herde, hören wir von einem unstäten Treiben sich verfolgender Entschlüsse, welche sich heute mit dem Kaufe eines neuen Palastes in der Residenzstadt, morgen mit der Miethe eines Hauses in

der Stadt des alten Reichstages, immer aber mit der unglücklichen List beschäftigen, dem verblüfften Pöbel Sand in die Augen zu streuen, und selbst den Nicht-Laien, in dem heroischen Beispiele einer Wiederkehr von Elba, mit dem Stachel der Furcht kitzeln zu wollen. Kurz, der arme Mann ist seit jenem Augenblicke, in welchem ihn der Läufer seines Herrn und Meisters von der Bühne gewiesen, so ganz aus aller Rolle gefallen, daß wir ihn nur in den wenigen Worten wiederfinden: ubi sit . . . nescit, nec scit, qua sit iter. Doch, lassen sie uns den Blick von einem Bilde, welches mehr noch unser Mitleid als unsere Verachtung anspricht, hinweg und zu jenen erfreulicheren Erscheinungen hinüber tragen, welche uns in dem neuen Regierungs-Gemälde Baierns dargeboten werden. Sie erblicken da einen König, hervortretend im verjüngten Gefühle des Selbstherrschens; einen Kronprinzen, in liebevoller Eintracht und Offenheit mit dem Königlichen Vater, und von diesem selbst eingeführt in die hohe Schule des großen Staatsamtes eines Regenten; einen Feldmarschall, eben so klug in der Gabe des Rathes, als tapfer in der Führung des Heeres; einen Staats-Rath aus Ministern und Räthen, ergeben dem Volke wie dem Throne, vertraut mit den Bedürfnissen des Landes, wie mit den Forderungen des Tages, und bewacht von dem Auge des Königs und von den Rechten eines Landraths.

Lassen Sie uns einander noch lange Glück wünschen zu dem 2ten Februar, diesem wahren Festtage unsers Staats, an welchem Milde, Recht, Tapferkeit und

Weisheit einen so kräftigen Verein geschlossen, und unserm vielgeliebten Könige den wohlverdienten Namen des Guten, für die Geschichte gerettet haben.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund, und rechnen Sie darauf, daß ich Ihre Erinnerungen an das theure Vaterland von Zeit zu Zeit mit Lieferungen aus demselben, ihren Wünschen gemäß, gern bereichern werde.

Ich bin mit der herzlichsten Anhänglichkeit

Ihr

bekannter Bavaricus.

Ueber den historischen Standpunkt bei dem Verfassungs-Werke.

Von nichts ist jetzt allgemeiner die Rede, als von dem historischen Standpunkte beim Verfassungswerke.

Indem man diesen Ausdruck gebraucht, will man damit sagen:

„Nichts sey bei jenem Werke weniger zu gestatten, als Einfall und Willkühr; und da die Geschichte eines jeden Volkes Aufschluß gebe über die mit demselben vorgegangenen Veränderungen, so sey nichts billiger, als diesem Entwickelungs-Protokolle zu folgen, um zu erfahren, woran man in der Zeit sey, und um den Aufbau der Gesellschaft da fortzuführen, wo er zum Stillstand gekommen."

Gegen eine solche Ansicht läßt sich nichts Wesentliches einwenden; denn bei allem Gewordenen entsteht die Frage, wie es geworden, und die richtige Beantwortung dieser Frage kann zur höheren Ausbildung des Gewordenen wesentlich beitragen.

Allein wie soll man auf dem weiten, beinahe unermeßlichen Gebiete der Geschichte seinen Standpunkt nehmen?

Soll man, wenn z. B. ein deutscher Staat der Gegenstand der Fortbildung ist, zu den Schilderungen zurückkehren, welche Cäsar und Tacitus von dem gesellschaftlichen Zustande der Germanen entworfen haben? Oder soll man ausgehen von den Veränderungen, welche Deutschland, nach der Eroberung Galliens, durch die ersten Könige der Franken, und später durch Karls des Großen Schwert erlitten? Oder soll man hauptsächlich die Periode ins Auge fassen, wo römische Päpste, in Kraft des christlichen Kirchenthums, die organischen Gesetze Deutschlands bestimmten, ohne zu wissen, was sie thaten? Oder soll man bei dem sechzehnten Jahrhundert stehen bleiben, wo die Macht der Theokratie gebrochen wurde, und von den Zeiten der Reformation, besonders aber des westphälischen Friedens an, der Entwickelung der politischen Systeme folgen?

Wie viel sich auch von jedem dieser Standpunkte überschauen lassen möge: was hat man dadurch gewonnen, wenn man nicht weiß, worauf es in der Zeit ankommt, wenn man keine klare Anschauung von dem zu lösenden Probleme hat, wenn man nicht in dem gegenwärtigen Jahrhunderte alle früheren wiederzufinden vermag, mit Einem Worte, wenn man nicht das Talent besitzt, ganz unabhängig von aller Geschichte, das Bedürfniß jeder Gesellschaft nach Ordnung, und die Mittel, dies Bedürfniß zu befriedigen, gleichsam a priori zu erkennen?

Es sey erlaubt, dies noch ausführlicher zu erörtern.

Seit den frühesten Zeiten hat es zu den Eigen-

thümlichkeiten des Menschen gehört, gleichgültig zu seyn gegen Das, was die Grundlagen der Gesellschaft ausmacht und als die wahre Ursache ihres Gedeihens betrachtet werden kann; und worin diese Gleichgültigkeit auch gegründet seyn mochte, so läßt sich doch nachweisen, daß sie überall in dem Maaße zunahm, worin sich die Vortheile vermehrten, welche jeder Einzelne von der Gesellschaft zog.

Daß die sittliche Welt (und hier verstehen wir unter derselben die Gesellschaft) einen Mechanismus in sich schließt, ohne welchen sie eben so wenig fortdauern kann, als die physische ohne den ihrigen, und daß dieser Mechanismus sich vervollkommnen läßt: darüber ist man immer einverstanden gewesen. Gleichwohl hat die Wissenschaft der Gesellschaft seit Jahrtausenden so geringe Fortschritte gemacht, daß sie in ihrer Ausbildung hinter allen übrigen Wissenschaften zurück ist, und daß sich noch immer die Frage aufwerfen läßt, welches ihre Principien seyen. Man darf ohne Scheu behaupten, es gehe den meisten Sterblichen mit der Gesellschaft, wie mit dem gestirnten Himmel; denn, so wie sie diesen betrachten, ohne auch nur zu ahnen, daß der von ihnen bewohnte Planet mit demselben in dem engsten Zusammenhange stehe — in einem Zusammenhange, dem er Leben und Bewegung verdankt —: eben so genießen sie die Vortheile der Gesellschaft, ohne zu fragen, wie sie zum Vorschein kommen und welchen Einrichtungen sie ihre Stätigkeit verdanken. In der Regel erwacht der Sinn für Verfassung und Gesetz nicht eher, als bis die gestörte Ordnung durch Entbehrungen aller Art auf die Wichtigkeit

derselben aufmerksam gemacht hat; aber so groß ist die Macht der Gewohnheit bei Gelehrten und Ungelehrten, daß sie auf das geringste Zeichen von wiederhergestellter Ordnung in die alte Gleichgültigkeit zurückfallen, und lieber das Schicksal walten lassen, als sich klar machen, worin dies Schicksal begründet ist. Nur einige privilegirte Köpfe haben sich von diesem Gegenstande stärker angezogen gefühlt; und ihren Bemühungen, denselben aufzuhellen, verdankt die Welt, was sie von dem Mechanismus der Gesellschaft weiß, so, daß sie, wenn es darauf ankommt, den Aufbau derselben weiter zu führen, nicht einem bloßen Instinkte zu folgen braucht. Nun haben zwar diese Köpfe, von Aristoteles an, sich immer genöthigt gesehen, auf den Inhalt der Geschichte Rücksicht zu nehmen, weil sie die Beweise für ihre Behauptungen nur in ihr finden konnten; doch indem sie das Wesen der Gesellschaft durch die Thatsachen der Geschichte aufzuhellen suchten, sind sie nie so pedantisch zu Werke gegangen, daß sie nicht auch den umgekehrten Weg hätten einschlagen sollen. In Wahrheit, es blieb ihnen keine andere Methode übrig, als sich die Thatsachen der Geschichte durch die Erscheinungen der Gesellschaft, und wiederum diese durch jene, aufzuklären: denn, was man der Geschichte auch nachrühmen möge, so ist sie doch nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß sie durch sich selbst Licht geben könnte; und wer mit ihren Thatsachen nicht eben so verfährt, wie Copernicus mit den Erscheinungen des Weltalls, d. h. wer dieselben nicht mit einer Idee durchdringt, durch welche auch die höchste Mannichfaltigkeit zur Einheit zurückgeführt wird —

für Den werden alle ihre Thatsachen ewig todt und unfruchtbar bleiben.

Im Grunde enthält die Geschichte aller Reiche und Staaten eins und dasselbe; denn, wie groß auch die Mannichfaltigkeit der Thatsachen seyn möge, so kann man sie doch nicht zergliedern, ohne auf folgende Resultate zu stoßen: erstlich, daß das Schicksal der Reiche und Staaten abhängig war von der organischen Beschaffenheit der Regierungen; zweitens, daß, je nachdem diese den Charakter der Einheit mit dem der Gesellschaftlichkeit verbanden oder nicht, die Reiche und Staaten stark oder schwach waren; drittens, daß, da die Vereinigung dieser beiden Charaktere mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden war, das Vorwalten des einen oder des andern die Erscheinungen bestimmte; viertens, daß, wenn die Dinge in den Monarchieen auf den höchsten Punkt getrieben waren, diese in dem Mangel an Gesetzen, welche die Gesellschaftlichkeit garantirten, eben so nothwendig untergingen, wie die Antimonarchieen oder sogenannten Republiken in dem Mangel an Gesetzen, welche die Einheit beschützten. Nicht als ob die Geschichte dies mit dürren Worten sagte; denn, wenn dies der Fall wäre, so würde sie gar nicht seyn, was sie ist. Allein dies ist der langen Rede kurzer Sinn; und wer möchte leugnen, daß dieser Sinn bedeutungsvoll ist, da er die Aufgabe in sich schließt, welche gelös't werden muß, wenn die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens Stätigkeit gewinnen und die Gesellschaft eine Gewährleistung für ihre Dauer erhalten soll! Man durchlaufe die Geschichte der Römer,

und man wird ganz unfehlbar die Entdeckung machen, daß es ihnen nie gelungen ist, sich auf eine bleibende Weise zu constituiren, wie vielfach auch die Versuche waren, welche sie zu diesem Endzwecke machten; man durchlaufe die Geschichte der neueren Staaten Europa's, und man wird überall bemerken, daß die Grundlagen der Regierung nie auf eine, der Natur der Gesellschaft so entsprechende Art gemacht worden sind, daß sie sich mit Stätigkeit hätten entwickeln können. Wie viel ist seit dem Untergange des weströmischen Reiches emporgekommen und wieder verschwunden! Die ganze Geschichte des Mittelalters — was liefert sie anders, als den vollständigsten Beweis, daß man, diesen langen Zeitraum hindurch, keinen deutlichen Begriff vom Wesen der Gesellschaft hatte! Wie tappte man hin und her, um einen Organismus zu erfinden, in welchem der Staat ausruhen möchte, und wie fruchtlos waren alle Bemühungen! Selbst das siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert waren noch nicht frei von den Wahnbegriffen und Vorurtheilen, die man in einer früheren Periode angenommen hatte; erst in den neuesten Zeiten ist man der Wahrheit in so fern auf die Spur gekommen, als man sagen kann: man sey nicht weit entfernt von einer zuverlässigen Theorie der Gesellschaft und der Regierung. In Wahrheit, durch nichts würde unser Zeitalter ausgezeichnet seyn, wenn es nicht hierdurch ausgezeichnet wäre.

Wie soll man also über Diejenigen urtheilen, welche, um uns über das Problem der Gegenwart zu belehren, in das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert

zurücktreten und uns die Mittel empfehlen, wodurch man sich in jenen trostlosen Zeiten zu helfen suchte! Das Einzige, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann, ist, daß sie sich durch Ausdrücke haben irre leiten lassen, ohne Rücksicht zu nehmen auf das Verhältniß, worin die Benennungen zu den Dingen stehen: ein Verhältniß, das man nie aus den Augen lassen darf, und dessen genaue Kenntniß bei einer Staats-Reformation, durch welche größeres Uebel abgewendet werden soll, so entscheidend ist. Allerdings war in öffentlichen Erklärungen von einer ständischen Verfassung die Rede, die man wieder herzustellen gedächte; indeß hätte Niemand verführt werden sollen, diesen Ausdruck so aufzufassen, wie er von dem Verfasser einer Schrift aufgefaßt worden, welche den Titel führt: Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedingung *). Ist jemals der Inhalt der Geschichte schlecht verstanden und gemißbraucht worden: so ist es in dieser Schrift geschehen. Je würdiger und ernster der Ton ist, welcher sie auszeichnet, desto mehr muß man ihrem Inhalte entgegenwirken, damit Vorurtheile, welche dem Absterben nahe sind, sich nicht aufs Neue befestigen und der guten Sache hinderlich werden.

Zu diesem Endzwecke wird vor allen Dingen nothwendig seyn, die Verwandlungen nachzuweisen, durch welche der Begriff von Ständen bis auf unsere Zeiten gegangen ist.

---

*) Der Verfasser dieser Schrift ist Herr Christian Friedrich Schlosser.

Was wir gegenwärtig Stand nennen, hatte das ganze Mittelalter hindurch die Bedeutung von Staat, und behielt dieselbe in mehreren europäischen Reichen bis in die letzten Zeiten. Staaten, in dem gegenwärtigen Sinne des Wortes, gab es im Mittelalter nicht; es gab nur Reiche. Diese Reiche aber waren Aggregate von Staaten oder Ständen, und unter Staaten oder Ständen verstand man die Ausstattungen der Reichsämter. Eigentlich waren dies die Provinzen, an deren Spitze die Reichsbeamten standen; nachdem aber die Aemter erblich geworden, waren es auch die Provinzen mit ihnen. In diesem Zustande der Dinge konnte es nicht fehlen, daß die Verwaltung den Charakter der Einheit einbüßte. Nur die Idee derselben blieb. Vermöge dieser Idee nun stand ein Kaiser oder König an der Spitze des Reiches mit dem Vorrechte, die sämmtlichen Reichsbeamten, so oft es ihm nothwendig schien, zu gemeinschaftlichen Berathungen zu vereinigen. Eine solche Vereinigung in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte hieß: Versammlung der General-Staaten oder Stände. Daß man damit nicht die Idee einer Volksvertretung, so wie wir dieselbe gegenwärtig auffassen, verbinden darf, versteht sich ganz von selbst; das Mittelalter würde nicht gewesen seyn, was es war, wenn es sich zu einer solchen Idee hätte erheben können. Die Mitglieder jener Versammlung, sie mochten Geistliche oder Weltliche seyn, vertraten nur sich selbst, nur ihre Suveränetät; und da Jeder von ihnen in seinem Wirkungskreise eben so unumschränkt war, wie der König in dem seinigen: so begreift man leicht, daß die

Autorität des letzteren in Beziehung auf das Ganze nur gering seyn konnte. Wie suverän er auch in seinem eigenen Domän seyn mochte: in Hinsicht des Reichs kam er nur als Schutzherr (Süzerän) in Betrachtung; und als Schutzherr hatte er keine größere Pflicht, als die Provinzial-Guvernöre walten zu lassen. Dies dauerte fort, bis in Frankreich das Domän des Königs sich, theils in Kraft seiner vortheilhaften Lage, theils in Folge der Kreuzzüge und anderer günstigen Umstände, so vergrößerte, daß es den Ausschlag gab über die Domänen der noch übrigen Reichsbeamten. Zwar lebte die Idee von General-Staaten fort; allein sie war durch das Ausscheiden der suveränen Herzoge und Grafen wesentlich abgeändert. So wie es nämlich Reichsstände gab, so gab es auch Landstände, welche in Beziehung auf die einzelnen Domänen oder Provinzen dasselbe leisten sollten, was diese in Beziehung auf das Reich zu leisten bestimmt waren: Räder in den Rädern, wodurch die allgemeine Bewegung noch mehr gehemmt wurde. Die Größe des königlichen Domäns trug inzwischen nicht wenig dazu bei, daß das Elend, worin die Unterthanen der Provinzial-Guvernöre geschmachtet hatten, fühlbarer wurde; und da man den alten Zustand der Dinge nicht wieder herstellen wollte, so blieb nichts anderes übrig, als jenen die Erlaubniß zu ertheilen, daß sie, unter dem Schutze des Königs, besondere Gemeinden bilden und ihre besondere Regierung wählen durften. So entstand das Municipal-System, welches durch die Freiheit sehr bald einen bedeutenden Grad von Stärke erreichte. Indem nun die Versammlungen

der General-Staaten, wenn gleich nur noch unter der Gestalt von Ordnungen, fortdauerten, kam zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts für einen König von Frankreich — es war Philipp der Schöne — jene seltsame Krisis, aus welcher er sich nur dadurch retten konnte, daß er den Gemeinden den Eintritt in die General-Staaten gestattete. Dies war der erste Anfang aller wahren Volksvertretung auf dem Festlande von Europa. Hatten die Mitglieder der General-Staaten bisher in der Vertheidigung ihres besonderen Vortheils immer gemeinschaftliche Sache gegen den König gemacht: so war, von jetzt an, das Gleichgewicht unter den Geistlichen und Weltlichen aufgehoben, und die königliche Autorität sicher gestellt. Zwar blieb die alte Benennung von General-Staaten; aber die Dinge waren verändert. Aus den ersten Staaten, welche von Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten verwaltet wurden, ward nun die erste Ordnung, die der Geistlichkeit; aus den Staaten, welche den zweiten Rang einnahmen und an deren Spitze die großen Barone unter allerlei Benennungen standen, ward die zweite Ordnung, die des Adels. Die hinzugekommenen Staaten erhielten die Benennung der dritten; und, weil man das Lächerliche dieser Benennung fühlte, so faßte man sie als Einen Staat auf, den man den dritten nannte.

So verhielt es sich mit den ersten Anfängen einer National-Repräsentation oder Volksvertretung. Dieselben Erscheinungen waren allen europäischen Reichen gemein: ein sicherer Beweis, daß sie alle gleich sehr vorbereitet waren. Wenn sie sich in Deutschland auf eine

eigen-

eigenthümliche Weise gestalteten und in unseren Tagen damit endigten, daß sie für die allgemeine Regierung das umgekehrte Resultat von demjenigen gaben, welches in Frankreich zum Vorschein kam: so konnte dies nur daher rühren, daß die deutschen Kaiser, das ganze Mittelalter hindurch, in ihrem Verhältnisse zu den Reichsbeamten nicht dieselben Vortheile genossen, welche den Königen von Frankreich, Spanien und England zu Gute kamen. Nichts hat auf die Bildung der Gesellschaft in Deutschland einen so wesentlichen Einfluß gehabt, als die Nicht-Erblichkeit der Königs- oder Kaiserwürde. Wie jeder andere Organismus, so will auch der gesellschaftliche von einem festen Punkte ausgehen. Dieser feste Punkt nun war ihm in Deutschland dadurch genommen, daß man die königliche Würde von einer Wahl abhängig gemacht hatte. Die unvermeidliche Folge dieser Einrichtung war, daß, während in den übrigen europäischen Reichen die ersten Beamten die Erblichkeit und Suveränetät einbüßten, beide in Deutschland befestigt wurden: denn irgendwo muß es einen festen Punkt geben, von welchem alles ausgeht; und kann dieser nicht in einem Einzelnen seyn, so muß er sich in einer Körperschaft finden lassen. Zwar thaten die deutschen Kaiser, von Heinrich dem Fünften an, alles, was in ihren Kräften stand, die Städte emporzubringen und sich in den Bewohnern derselben eine eben so zuverlässige Stütze zu erziehen, wie die Könige von Spanien, Frankreich und England in ihnen gefunden hatten; allein, wie freigebig sie auch mit ihren Privilegien seyn mochten, so konnten sie doch, bei dem

fortdauernden Kampfe mit den Reichsständen, dadurch nichts weiter bewirken, als daß die freien Städte des Reiches sich zu Anti-Monarchieen, oder sogenannten Republiken ausbildeten, welche durch die Absonderung ihres Vortheils von dem allgemeinen die Trennung des Reiches in viele von einander durchaus unabhängige Staaten vermehren halfen. Alles verschwor sich, diese Wirkung hervorzubringen; und so ist es in Deutschland geschehen, daß der sogenannte dritte Stand in Beziehung auf das Reich nie eine Einheit zu Stande gebracht hat. Nur den einzelnen Landes- oder Territorial-Herren ist er nützlich geworden, indem er sie zu einer Unabhängigkeit von dem Adel und der Geistlichkeit hingeleitet hat, welche sie in früheren Zeiten nicht genossen.

Man sieht hieraus, welche Bewandniß es mit den Ständen hatte. Adel und Geistlichkeit, welche in früheren Jahrhunderten alle politischen Rechte an sich gerissen hatten und dadurch die gesellschaftliche Bewegung hemmten, mußten, wenn diese jemals wiederkehren sollte, dahin gebracht werden, daß sie diesen Rechten entsagten; und so wie dies die Bedingung sine qua non des sogenannten dritten Standes war, so mußte er seinerseits darauf hinwirken, daß Adel und Geistlichkeit in die Gleichheit des Rechts eintraten, d. h. er mußte sie sich assimiliren und folglich als Stände vernichten.

Wenn also in dem oben angeführten Werke behauptet wird, eine ständische Verfassung sey die beste Gewährleistung (unstreitig für die Fortdauer der Gesellschaft), weil sie, ihrem Begriffe nach, bestehendes Recht, bestehende Einrichtungen voraussetze: so ist dies zunächst

historisch falsch; denn die Geschichte zeigt, daß mit dem Eintritt des sogenannten dritten Standes das ganze ständische Wesen zu Grabe getragen ist. Es ist aber aus philosophischen Gründen eben so falsch. Stände können nämlich nur durch Privilegien bestehen, welche sie von einander trennen; und weil dem so ist, so können sie nicht an einander gebracht werden, ohne sich zu bekämpfen. Da nun da, wo es die Hervorbringung des allgemeinen Willens gilt, nichts weniger Statt finden darf, als ein Kampf um Privilegien: so begreift man, wodurch sich eine Ständeversammlung von einer Volksvertretung unterscheidet, und wie die Aufhebung des Unterschiedes der Stände der Volksvertretung vorangehen muß, wenn diese jemals Raum gewinnen soll. Ist es denn die ständische Verfassung allein, was bestehendes Recht, bestehende Einrichtungen voraussetzt? Läßt sich dasselbe nicht von dem Wesen der Gesellschaft überhaupt sagen, da diese das, was sie ist, immer nur durch Recht und Einrichtung seyn kann, und ohne dieselben keinen Augenblick fortdauern könnte? Wäre die ständische Verfassung jemals gewesen, was sie ihrer Bestimmung nach seyn sollte, d. h. hätte sie den für die Hervorbringung der besten Gesetze angemessensten Organismus in sich geschlossen: so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß sie niemals untergegangen seyn würde; denn so unvernünftig ist der Mensch nicht, daß er sich gegen etwas auflehnen sollte, was auf eine unverkennbare Weise für die Gesellschaft vortheilhaft ist. In der Versammlung der General-Staaten von Frankreich, wie in der Versammlung der Cortes von Spanien, mußte

irgend etwas liegen, was ihre Zusammenberufung bedenklich machte; und ohne große Mühe findet man dieses Etwas, wenn man erwägt, daß die Geistlichkeit ein Interesse vertheidigte, das mit dem der beiden übrigen Stände in Widerspruch stand, und daß jeder von diesen in demselben Falle war. Die Geschichte sagt von den General-Staaten, wie von den Cortes, aus, daß sie unnütz gewesen, wenn sie nicht gefährlich geworden. Kein Wunder also, daß die Könige sie so selten zusammenberiefen, als es ihnen immer gestattet war. In Frankreich unterblieb ihre Zusammenberufung hundert und fünf und siebzig Jahre, und als sie im Jahre 1789, vermöge eines unverzeihlichen Mißgriffs, an einander gebracht wurden, waren Berührung und Abstoßung Eins und dasselbe. Man kann zugeben, daß, wenn sie regelmäßig wären versammelt worden, die gegenseitige Feindschaft minder heftig zum Ausbruch gekommen seyn würde; allein alsdann würden sie sich auch, ihrem Innern nach, eben so verwandelt haben, wie das brittische Parliament, Ein Mal durch Absonderung in zwei Kammern, um das Ungleichartige von einander zu trennen, zweitens durch die vollkommenste Gleichstellung der Mitglieder einer jeden Kammer. In diesem Falle nun würde der Unterschied der Stände zwar geblieben seyn; allein die Gesammtheit der Stände hätte sich der Idee einer Volksvertretung wenigstens genähert, und so, wenn gleich auf eine etwas aristokratische Weise, ihre Bestimmung erfüllt.

Eine politische Idee des vierzehnten Jahrhunderts auf den gesellschaftlichen Zustand des neunzehnten an-

wenden zu wollen: dies kann nur Dem einfallen, der die Entwickelungen, welche das funfzehnte, sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert der Gesellschaft gegeben haben, ganz aus der Acht läßt; was wiederum nur in so fern möglich ist, als er sich durch vorgefaßte Meinung gegen den klaren Inhalt der Geschichte abgestumpft hat.

Giebt es irgend eine Periode, welche zur richtigen Beurtheilung der Erscheinungen am Schlusse des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts d. h. zum historischen Standpunkt bei dem obschwebenden Verfassungs-Werke dienen kann: so ist es die eben bezeichnete, in welcher der Grund gelegt ist zu Allem, was unsere Zeit von einer früheren unterscheidet. Wer ist so stumpf, daß er die Veränderungen verkennen sollte, welche durch die Entdeckung des Schießpulvers, durch die Erfindung der Buchdruckerei und durch die Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt in allen menschlichen Verhältnissen hervorgebracht sind! Man denke sich diese großen Erfindungen und Entdeckungen weg, so fällt die ganze Entwickelung, welche die Gesellschaft in den drei letzten Jahrhunderten erhalten hat, in sich zusammen, und wir kehren sporenstreichs in die Zeiten des Mittelalters zurück, und werden aufs Neue gehorsame Unterthanen eines römischen Bischofs, der frech genug ist, sich den Statthalter Gottes auf Erden zu nennen. Will man wissen, worin das Feudalwesen gegründet war? In nichts weiter, als in dem Mangel an Mitteln, eine consequente Herrschaft über eine große Bevölkerung auszuüben. Der Ehrgeiz der

Könige des Mittelalters war größer, als er vermöge der Mittel, die ihn allein befriedigen konnten, hätte seyn sollen; und die Reiche mußten zu Aggregaten von Staaten werden, weil nichts vorhanden war, was Provinzial-Guvernöre hätte in Abhängigkeit erhalten können. Wenn gegenwärtig die Regierung eines Reiches von Spaniens und Frankreichs Größe im Stande ist, an Einem und demselben Tage eine ungemessene Zahl von Millionen Menschen in Kraft der Presse und des Postwesens mit Einem und demselben Gedanken und Gefühle zu beleben; wenn durch die Anwendung des Schießpulvers auf den Krieg eine Macht gebildet ist, welcher im Innern Niemand zu widerstehen wagt; wenn zu gleicher Zeit durch die Entdeckung von Amerika und durch die Auffindung eines näheren Weges nach Indien, an die Stelle der alten Produkten-Wirthschaft eine Geld-Wirthschaft getreten ist, welche, indem sie alle Verhältnisse durchdringt, ihnen den Charakter der Freiheit giebt: so muß man doch bekennen, daß alle die Bedingungen, welche im vierzehnten Jahrhunderte das Wesen der Regierung bestimmten, von Grund aus verändert sind. Die stätigen Größen der Gesellschaft sind gerade jene Erfindungen und Entdeckungen mit allem, was von ihnen ausgegangen ist; und so lange ihre Wirksamkeit sich gleich bleibt, werden sie auf die Hervorbringung einer Gleichheit des Rechts abzwecken, weil, wenn nur von gesellschaftlichen Verrichtungen die Rede ist, die Nützlichkeit derselben diese Gleichheit nothwendig macht. Adel und Geistlichkeit — wie hätten sie es wohl anfangen sollen, um im Laufe der drei letzten Jahrhun-

derte zu bleiben, was sie früher waren! Der Ackerbau, sonst nur auf die Befriedigung des eigenen Bedürfnisses berechnet, hat zu einem Gewerbe werden müssen, wodurch man der ganzen Gesellschaft dient; und von dem Gewerbe ist die Idee des Mehrertrages nicht zu trennen. Auf der anderen Seite konnten jene Privilegien, welche ehemals mit dem Besitz von Grund und Boden verbunden waren, weil er zur Ausstattung eines Amtes diente, das bestimmte Pflichten in sich schloß, nicht dieselben bleiben, nachdem das Amt sich von dem Besitz des Grundes und Bodens gelöset hatte und aus dem Beamteten ein bloßer Gutsbesitzer geworden war. Alles hat sich verändern müssen; nur die Benennungen sind geblieben, und durch sie ist eine Kluft zwischen dem de facto und dem de jure gebildet worden, welche, wie sehr sie auch ängstigen mag, deshalb nicht minder ausgefüllt werden muß.

Folgte die politische Gesetzgebung genau den Veränderungen, welche im Verlaufe der Zeit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen vorgehen: so würde das, was man eine Umwälzung nennt, in sich selbst unmöglich seyn. Je weniger aber jenes der Fall ist, ja, man kann mit Wahrheit sagen, je weniger es der Fall seyn darf, da diese Veränderungen so unmerklich von Statten gehen, daß man in keinem Augenblick genau weiß, woran man mit ihnen ist: — um so mehr treten Epochen ein, wo der Widerspruch zwischen der politischen Gesetzgebung und dem gesellschaftlichen Zustande so auffallend, so unerträglich wird, daß man auf die Fortschaffung desselben bedacht seyn muß. In solchen Fällen nun

kommt alles auf die Geschicklichkeit Derer an, in deren Hände das große Werk gegeben wird. Wollen sie zu viel auf einmal, oder haben sie sich das zu lösende Problem nicht deutlich gedacht: so ist die größte Gefahr vorhanden, daß ihr Unternehmen mißlingen, und an die Stelle der Reformation eine Umwälzung treten werde. Dagegen ist die letztere in sich niemals absolut nothwendig, wie Mehrere glauben; und was zu Stande gebracht werden muß, kann — zu einer Zeit, wo man so große Mittel hat, alles zum Besten zu kehren — sogar ohne Erschütterungen zu Stande gebracht werden.

Worin bestand die Aufgabe, als im Jahre 1787 in Frankreich die Notablen zum ersten Male zusammen berufen wurden?

Dürfen die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre entscheiden, so kam es darauf an, dem französischen Reiche eine Regierung zu geben, welche dem gesellschaftlichen Zustande in diesem Reiche angemessen wäre.

In dem Laufe von drei bis vier Jahrhunderten waren die Unterthanen der suveränen Herzoge, Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte zu Unterthanen eines Einzigen geworden, der den Titel eines Königs führte; und die Nachkommen dieser suveränen Herzoge u. s. w. wurden nicht minder in dem Lichte von Unterthanen betrachtet, wiewohl sie sich Vasallen, Räthe u. s. w. nannten. Die Gesellschaft hatte hierdurch auf eine unverkennbare Weise an Beweglichkeit gewonnen; und die Vortheile dieser Beweglichkeit waren so groß, daß man sie um keinen Preis fahren lassen durfte. Bei dem Allen standen die sämmtlichen Classen der Gesellschaft in

gleicher Rechtlosigkeit da: in einer Rechtlosigkeit, welche den Grund-Charakter der alten Leibeigenschaft gebildet hatte, so daß für sie immer nur von Pflichten die Rede seyn konnte. Das Unnatürliche dieses Zustandes wurde allgemein gefühlt. Allein wie das Recht an die Stelle des bisherigen Unrechts bringen? wie es einleiten, daß das, was den Vortheil Aller ausmachte, von Allen als Vortheil empfunden würde? Obgleich der Charakter der Unterthänigkeit Allen gemein war, welche die Gesellschaft bildeten: so hatten sich doch nicht Alle gleich sehr mit demselben versöhnt; und gerade Diejenigen, die am meisten in der Zurückerinnerung an die Vergangenheit lebten, zeigten sich als die entschiedensten Feinde einer Reform, welche darauf abzweckte, dem Jahrhunderte zu geben, was des Jahrhunderts war. So konnte es nicht fehlen, daß eine große Zwietracht entstand; und so ging die Umwälzung wesentlich aus einer Verkennung der Fortschritte hervor, welche die Gesellschaft im Verlaufe der Zeit gemacht hatte, um das Endziel aller Vergesellschaftung, die Gleichheit des Rechts, zu erreichen.

Allerdings ist diese Umwälzung blutig geworden; allerdings hat sie sich durch Gräuel ausgezeichnet, die man nicht genug verabscheuen kann. Allein ist deshalb die Wahrheit auf Seiten Derer, welche behaupten, daß es nie so weit gekommen seyn würde, wenn man den Unterschied der Stände festgehalten hätte? Gerade weil dieser Unterschied sich nicht länger vertheidigen ließ, und doch vertheidigt werden sollte; gerade weil es einer Vertretung des Volkes bedurfte, diese aber von

Denen erschwert wurde, die es für möglich hielten, einen besonderen Vortheil auf Kosten des allgemeinen Vortheils zu behaupten, nahm die französische Staats-Reform die Wendung, die sie genommen hat, und artete in eine Umwälzung aus. Der sogenannte dritte Stand war am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts eben so wenig, was er in seinem ersten Ursprunge gewesen war, als Adel und Geistlichkeit noch den Charakter früherer Zeiten hatten. Um zu wissen, was im Verlaufe der Zeit aus jenem geworden war, braucht man nur die Stellung der gegenwärtigen Deputirten-Kammer mit derjenigen zu vergleichen, worin die Mitglieder des dritten Standes Philipp den Schönen bei ihrer ersten Einführung in die General-Staaten empfingen. Wahrlich, nicht deshalb hat der dritte Stand in Frankreich den Ausschlag gegeben, weil er darauf ausging, sondern weil er ihn geben mußte nach allem, was vorhergegangen war, nach allem, was ihn so hoch emporgebracht hatte, mit Einem Worte, nach der großen, aber unbemerkten Veränderung, welche ihren Charakter darin hatte, daß die Dinge nicht zu ihren Benennungen, und diese nicht zu den Dingen paßten.

Wie sehr man auch die französische Umwälzung verabscheuen möge, so muß man sich doch nicht verblenden gegen die wahren Ursachen, die sie hervorgebracht haben. Diese anfeinden und ihnen Raum geben, ist eins und dasselbe; und wer dies thut, sollte wohl bedenken, daß man einen Feind nicht dadurch besiegt, daß man ihn verleumdet, sondern dadurch, daß man ihm ins Auge blickt, und den Muth hat, ihn zu be-

kämpfen. Wenn also gewisse Personen noch immer die Miene annehmen, als sey diese Umwälzung die erste und einzige, welche Europa erlebt hat: so muß man ihnen sagen, daß sie sich irren, daß frühere Umwälzungen, obgleich ihrem Zwecke nach von der letzten wesentlich verschieden, nicht minder blutig und zerstörend gewesen sind, und daß der gesellschaftliche Zustand dennoch durch sie von irgend einer Seite gewonnen hat. Man muß aber noch weiter gehen und solche Personen darauf aufmerksam machen, daß sie durch ihre leidenschaftliche Beurtheilung der Erscheinungen ihrer Zeit nichts so sehr an den Tag legen, als ihre Kurzsichtigkeit in Ansehung der Zukunft. Das Ergebniß der französischen Umwälzung ist gewesen, daß Volk und Dynastie sich unter Bedingungen wieder vereinigt haben, welche, wofern nicht alles täuscht, die Wiederkehr der alten Staatsgebrechen unmöglich machen. Durch die Charta wird die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung festgestellt; diese Charta ist also eine Mündigkeits-Erklärung, welche allen Despotismus für die Zukunft ausschließt. Ein späteres Wahlgesetz hat die Volksvertretung auf eine Weise bestimmt, welche der Regierung den Beistand der Einsichtsvollsten und Besten im Volke sichert. Es ist fortan weder von Demokratie, noch von Aristokratie die Rede: denn die Vertretung bewegt sich zwischen diesen beiden Aeußersten; und gerade dadurch wird jedes Interesse entfernt, das sich von dem allgemeinen trennen will. Wer wagt demnach zu leugnen, daß die Franzosen Rechte erworben haben, welche sie vor der Revolution nicht hatten! und wer ist unbesonnen genug, zu

behaupten, daß dies für Frankreich und für Europa ohne große Folgen bleiben werde! Freilich kann man sagen, daß es keiner Umwälzung bedurft hätte, um alle diese Vortheile zu gewinnen; dabei aber muß die Voraussetzung gemacht werden, daß es möglich gewesen sey, Anfang und Ende der französischen Revolution mit gleicher Klarheit zu überschauen. Eins wenigstens steht fest; nämlich, daß man nach einem halben Jahrhunderte über die französische Umwälzung ganz anders urtheilen wird, als es jetzt hergebracht ist, und daß alsdann nur sehr Wenige einen Stein des Anstoßes in der Behauptung finden werden: ein Vertretungs-System, wie das französische, werde durch eine fünf und zwanzigjährige Anstrengung nicht zu theuer erkauft, und die Angelegenheit von acht und zwanzig Millionen Menschen, wenn ein besseres politisches System der Gegenstand derselben sey, lasse sich nur in einem Menschenalter beendigen.

Sollen der historische Standpunkt und die Ansicht, welche derselbe giebt, auf das sogenannte Verfassungs-Werk einen Einfluß haben: so darf man die große Begebenheit nicht aus der Acht lassen, durch welche der Prozeß der französischen Umwälzung entschieden worden ist. Da übrigens in allen Reichen und Staaten des westlichen Europa der gesellschaftliche Zustand, mit sehr geringen Abweichungen, derselbe ist, so ist auch die Aufgabe für alle dieselbe. Unstreitig kann man sich über diese Aufgabe verschieden ausdrücken; aber immer wird es darauf ankommen, Fürstenmacht und Freiheit in eine solche Harmonie zu bringen, daß sie sich nicht länger

bekämpfen. Die Monarchie, als solche, existirt nur durch die Gewalt. Nicht so die erbliche Monarchie. Da sie von einem Gesetze ausgegangen ist, so kann sie auch nur als Beschützerin des Gesetzes fortdauern. Nichts ist ihr also fremder, als die Unumschränktheit. Diese verträgt sich so wenig mit ihr, daß es schwerlich zwei Elemente giebt, welche feindlicher wären, als Erblichkeit und Unumschränktheit. Gerade darin bestand der große Mißgriff des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, daß man wähnte, jene lasse sich zu einer Grundlage von dieser machen. Keine Rettung, so lange dieser Irrthum nicht als solcher erkannt wird! Erkannt aber wird er nur in so fern, als man zu der Einsicht gelangt, daß jede Regierung, so fern sie gesetzgebend und vollziehend zugleich ist, für den gesetzgebenden Theil ihrer Verrichtungen ganz anders organisirt seyn muß, als für den vollziehenden Theil. Weil der Wille seiner Natur nach frei, und das Gesetz nur in so fern gut ist, als es aus der Uebereinstimmung der Willen hervorgeht: so muß man es nie darauf anlegen, diese Willen zu centralisiren; und weil die Macht ihrer Natur nach gebunden ist, so muß man eben so wenig darauf ausgehen, sie zu socialisiren. „Socialisire den Willen, aber centralisire die Macht:" dies ist von jeher die allgemeinste Formel für alle politischen Schöpfungen gewesen, wiewohl sie nur allzu oft vernachlässigt worden ist. In unseren Zeiten aber handelt es sich um eine solche Socialisirung des Willens, daß sie dem gesellschaftlichen Zustande entspricht, so wie er sich in den westeuropäischen Reichen — denn nur von diesen kann die

Rede seyn — durch eine Reihe von Jahrhunderten entwickelt hat. Diese nun kann keine andere seyn, als die, welche durch eine Volksvertretung entsteht. Die Volksvertretung aber ist weder demokratischer, noch aristokratischer Natur, sondern das richtige Mittel zwischen diesen beiden Extremen, welche einander bisher unablässig bekämpft haben, und sich bekämpfen werden, bis Das aufgefunden ist, was sie allein versöhnen kann. Um zu einer Volksvertretung zu gelangen, muß man vor allen Dingen von ihr trennen, was nicht zu ihrem Wesen gehört, und dies kann nur durch ein gutes Wahlgesetz geschehen, welches die Volksvertreter weder in der Classe der Reichen, noch in der der Armen aufsucht, wohl aber in der Classe der Begüterten, die ein lebendiges Interesse haben, nach guten Gesetzen regiert zu werden. Sie sind es, welche die Kammer der Abgeordneten bilden. Mit einer solchen Kammer nun würde es genug seyn, wenn nicht besondere Rücksicht auf Diejenigen genommen werden müßte, welche von dem Gesetzgebungsgeschäft nicht ausgeschlossen werden können, ohne sich zurückgesetzt und beleidigt zu achten: die nicht sehr zahlreiche Classe Derer, die sich durch großen Reichthum zur Autonomie hingezogen fühlen. Um sie nicht bloß unschädlich, sondern sogar nützlich zu machen, giebt es kein besseres Mittel, als sie in einer Pairs-Kammer zu vereinigen; und wer, als Staatsgesetzgeber, dies unterlassen wollte, würde sich eines bedeutenden Fehlers schuldig machen. Das ganze sogenannte Verfassungs-Werk läuft also darauf hinaus, dem Schönsten, was es in den modernen Staatsverfassungen giebt, der erb-

lichen Fürstenwürde, neue Stützen zu verschaffen, damit Völker und Fürsten sich nicht mehr entzweien, und die Klage der ersteren über Despotismus und Tyrannei eben so sehr wegfalle, als die Klage der letzteren über Ungehorsam und Empörung. Alle Elemente, deren es zu einer solchen Schöpfung bedarf, sind vorhanden: es kommt bloß darauf an, ihnen die passendste Stellung zu geben; und dies kann mit keinen überwiegenden Schwierigkeiten verbunden seyn, einmal, wenn man eine klare Ansicht von der Aufgabe hat, welche gelöset werden soll, zweitens, wenn man im Besitze der Formel ist, durch welche die Lösung allein gelingen kann. Jene giebt die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte; diese kann man nur durch Nachdenken über die Natur der Gesellschaft erwerben.

Antwort eines Preußen an den Obersten von Massenbach *).

Herr Oberst!

Sie haben die Gefahren geschildert, von welchen Deutschland im Westen und im Norden bedrohet ist. So etwas ist nicht ungewöhnlich; und drehete sich Ihre anziehende Schrift nur um diesen Gegenstand, so würde darin nur Das ausgesprochen werden, was mehr oder weniger alle unsere Zeitgenossen denken. Aber Sie gehen weiter, als man in Deutschland zu gehen pflegt: Sie stellen die Gebrechlichkeit von Deutschlands politischer Verfassung ins Licht, und tragen kein Bedenken, den Ausspruch zu thun, daß, so lange diese Gebrechlichkeit fortdauert, die Sonne der Freiheit nicht anhaltend über den Deutschen leuchten werde. Vielleicht erklären Sie sich mit allzu viel Kühnheit über die Politik des einen und des andern Cabinets in Deutschland; vielleicht trifft Ihre Schrift der noch größere Vorwurf, daß der Schleier, welcher die Zukunft verhüllt,

*) Veranlaßt durch die Schrift: der Obrist Massenbach an alle teutsche Männer.

hüllt, darin allzu unvorsichtig gelüpft werde. Allein, wer möchte den Ulrich von Hutten der gegenwärtigen Zeit deshalb anklagen? Ich wenigstens nicht; und zwar um so weniger, je mehr Ihr Bewußtseyn Ihnen sagt, daß Sie den Dank aller Derer verdient haben, die es mit Schillern anstößig finden, daß das politische Deutschland immer da aufhört, wo das gelehrte beginnt.

Wenn es sich nun aber um die Mittel handelt, wodurch dem politischen Jammer Deutschlands ein Ende gemacht werden soll: reichen alsdann diejenigen aus, welche Sie in Vorschlag gebracht haben?

Dies ist die Frage, welche zwischen uns Beiden verhandelt werden muß.

Lassen Sie uns nun vor allen Dingen untersuchen, in welchen Punkten wir übereinstimmen.

Sie können Sich nicht entschließen, in der Bundes-Acte, welche der Wiener Congreß gegeben hat, eine magna charta für Deutschland zu sehen. Ich auch nicht. Freilich, wenn es bloß darauf ankommt, Gebrechen gegen Gebrechen abzuwägen: so kann die Bundes-Acte leicht den Werth jener Urkunde haben, welche Großbritannien vor fünf Jahrhunderten erhielt, als Johann ohne Land durch die Großen seines Königreiches genöthigt wurde, für sich und seine Nachkommen dem Rechte zu entsagen, welches Englands Könige bis dahin genossen hatten, ohne die Genehmigung des Parliaments (d. h. des Geheimen Raths; denn ein Haus der Gemeinen gab es damals noch nicht) Subsidien zu fordern. Allein von einer solchen Vergleichung ist nicht

die Rede. Jedes Jahrhundert bewegt sich in seiner eigenen Bahn, und die Forderungen, welche es an eine politische Gesetzgebung macht, rühren wesentlich von den Bedürfnissen her, die ein Staat oder ein Reich, das fortzudauern verlangt, empfindet. Man hat die im sechzehnten Jahrhundert mit Karl dem Fünften abgeschlossene Capitulation die magna charta der Deutschen genannt; allein von welcher Beschaffenheit kann sie gewesen seyn, da sie nicht hat verhindern können, daß Deutschlands Einheit drei Jahrhundert später unterging! Ueber diesen Gegenstand ließe sich viel sagen; nur daß hier nicht der Ort dazu ist.

Sie erklären Sich auf das Stärkste gegen jenen Artikel der Bundes-Acte, worin festgesetzt ist: „daß, wo es auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundes-Einrichtungen, auf Jura singulorum oder auf Religions-Angelegenheiten ankomme, weder in der engeren Versammlung, noch im Pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden solle." Eine solche Anordnung scheint Ihnen dem liberum veto der Polen sehr nahe zu kommen. Sie haben gewiß nicht ganz Unrecht. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß jener Artikel sich durch triftige Gründe rechtfertigen läßt; und ohne darüber weitläuftig zu werden, bemerke ich bloß, daß da, wo alles im Zuschnitt verdorben ist — und Sie werden unstreitig dem Wiener Congresse mit mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in dieser Hinsicht gar nichts zu verantworten habe — man sich einrichten muß, so gut man kann.

Was Sie über die Zusammensetzung des Bundes-

tages, vorzüglich aber über die Schwierigkeit einer Vereinigung von zwei Naturen bemerken, von welchen die eine dem deutschen Vaterlande, die andere dem Fürsten, in dessen Dienste man steht, angehören soll: das mag vollkommen wahr seyn; nur daß sich in der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo Deutschland in acht und dreißig Suveränetäten zerfallen ist, schwerlich angeben läßt, wie das in lauter Particular-Verfassungen aufgegangene Reich anders in Harmonie und Einheit erhalten werden könne. Mag dies Mittel schwach seyn; mag die, dem gesammten Deutschland bestimmte zweite Natur wenig oder gar nicht wirksam werden: so muß man doch eingestehen, daß dies weder die Schuld der Abgeordneten, noch die ihrer Committenten ist, und daß, wenn dies jemals aufhören soll, mit dem ganzen Deutschland eine Veränderung vorgehen muß, die von seiner gegenwärtigen Eigenthümlichkeit wenig oder gar nichts übrig läßt.

Doch Sie kennen ein suveränes Mittel, allen diesen Gebrechen, der Bundes-Acte sowohl als des Bundestages, leicht und schnell abzuhelfen.

„Die Fürsten, sagen Sie, müssen sich — nicht zu einem Fürsten-, sondern zu einem Völkerbunde vereinigen, und alle Völker Deutschlands müssen diesen Bund schließen. Oesterreich und Preußen bilden die Bollwerke Europa's gegen Asien; das deutsche Bundesheer muß die Curtine bilden. Von dieser politischen Grundlage ausgehend, können die strategischen Wirkungslinien auf eine der Wissenschaft und Kunst höchst entsprechende Weise gezogen werden. Schon hieraus erhellet, daß es

Preußens und Oesterreichs höchstes Interesse ist, dem deutschen Staatenbunde nicht dem Scheine, sondern der That nach beizutreten. Es handelt sich also nur um die Organisation des Staatenbundes. Von allem aber, was zu diesem Endzweck geschehen muß, ist das Erste: daß alle Staaten Deutschlands die repräsentativen Verfassungen einführen, die sie ihren Rechten, ihrem Herkommen, ihren Gewohnheiten entsprechend glauben. Zu gleicher Zeit nun werde der Bundestag neu organisirt. Er bestehe aus einem Ober- und aus einem Unterhause. Das Oberhaus sey zusammengesetzt aus den siebzehn Staaten, deren Gesandten schon jetzt in Frankfurt vereinigt sind; und da der deutsche Bund, um fortdauern zu können, mit der Schweiz in dem engsten Defensiv-Verein stehen muß, so füge man zu den 69 Stimmen des Oberhauses noch 4 hinzu, welche von der, einem Königreiche gleich zu schätzenden, Schweiz herrühren. Das Unterhaus bestehe aus den Deputirten des mediatisirten hohen und ritterschaftlichen Adels, und aus den Deputirten des geistlichen, des Bürger- und des Bauernstandes. Die Zahl der Stimmführer in demselben werde auf 200 bis 250 gesetzt. Kein Stimmführer dürfe seine Stimme einem Andern übertragen. Von den aus den Stände-Versammlungen der einzelnen Staaten zu wählenden Deputirten kann keiner in das Unterhaus des Bundestages treten, der nicht integer vitae scelerisque purus ist, und der Regent jedes Staats hat das Recht, Den zurück zu weisen, der diese Eigenschaft nicht besitzt. Hierdurch wird die Furcht verbannt, daß in diese Deputirten-Kammer Männer von Mirabeau's

Moralität treten könnten. Indem der hohe und ritterschaftliche Adel Sitz und Stimme im Unterhause erhält, wird dem demokratischen Element durch das aristokratische das Gleichgewicht gehalten; und da das Unterhaus eine wahre Aristokratie d. h. eine Versammlung der Besseren aus allen Volksklassen ist: so brauchen die Könige sich vor diesem Unterhause nicht zu fürchten; sprechen doch Fürsten, Grafen und Edelleute in ihm, die den Demokratismus nicht aufkommen lassen werden. Der Bundestag, so wie er jetzt dasteht, erscheint als ein Gewölbe ohne Schlußstein. Nur in der Stimme der Völker kann es denselben erhalten; und indem diese Stimme in dem Unterhause des deutschen Parliaments ertönt, wird sie zu einer Quelle der Lichtströme, die sich über Deutschland ergießen."

Lassen Sie uns diese Grundzüge Ihrer politischen Schöpfung schärfer ins Auge fassen!

1. Sie machen einen Unterschied zwischen Völkerbund und Fürstenbund. Mit welchem Rechte? Völker verbinden sich mit Völkern immer nur durch ihre Organe; und da die Organe der Völker die Fürsten sind, so ist jeder Fürstenbund ein Völkerbund. Hier ist also nichts zu reformiren.

2. Ein Unterhaus, zusammengesetzt aus den Deputirten des mediatisirten hohen und ritterschaftlichen Adels, so wie des geistlichen, des Bürger- und des Bauernstandes, erscheint Ihnen als Das, was Deutschland erhalten muß, um sich für constituirt achten zu können. Allein, Herr Oberst, worin würde die Benennung dieses Unterhauses gegründet seyn? Ein Unter-

haus, wenn es einmal dergleichen geben soll, ist nicht wohl denkbar ohne ein Oberhaus. Dieses müßte also zuerst geschaffen werden. Oder meinen Sie, daß das Oberhaus bereits gegeben sey in denjenigen Gliedern des Bundestages, welche ihre Suveräne repräsentiren? Ich wüßte wahrlich nicht, mit welchem Rechte man diese Glieder ein Oberhaus nennen wollte, da sie in jeder Hinsicht von ihren Instructionen abhängig sind, und durchaus keine eigenthümliche Ansicht zu vertheidigen haben. Ihr Oberhaus soll ausgehen von der Wahl der Fürsten; ihr Unterhaus hingegen von der Wahl der Völker. Was meinen Sie nun wohl, daß hieraus entstehen könne? Jenes wird sich eben so unaufhörlich mit den einzelnen Staaten beschäftigen, die es repräsentirt, wie dieses mit dem gesammten Deutschland, das erst ins Leben gerufen werden soll. Ist dabei auch nur auf das Entfernteste an Harmonie zu denken? Die fehlerhafteste Ansicht, die man von dem deutschen Bundestage fassen kann, ist wahrlich die, daß man ihn in dem Lichte eines brittischen oder französischen Parlaments betrachtet. Alle Parlamente bilden den zweiten Charakter der Regierung, die Gesellschaftlichkeit; da dieser aber nur in so fern einen Werth hat, als er sich dem ersten Charakter, der Einheit, unterordnet: so weiß ich durchaus nicht, wie diese Unterordnung zu Stande gebracht werden soll in einem Staaten-Complex, wie Deutschland gegenwärtig ist. Mit Einem Worte: dem deutschen Parlamente würde die Beziehung fehlen, worin jedes Parlament stehen muß; und da diese Beziehung ihm in der gegenwärtigen Lage der Dinge sogar noth-

wendig fehlen würde: so könnte es nicht constituirt werden, ohne ganz Deutschland anti-monarchisch zu gestalten, was Sie eben so wenig wünschen werden, als ich, und jeder Andere, der nur einigermaßen weiß, was es mit Anti-Monarchieen auf sich hat. Ich mag dies nicht weiter verfolgen; Sie geben mir aber unstreitig zu, daß man es nie darauf anlegen muß, Dinge zu vereinigen, deren Vereinigung auf nicht vorhandenen Bedingungen beruhet.

3. Sie verlangen, daß die Mitglieder Ihres Unterhauses gewählt werden sollen aus den Stände-Versammlungen der einzelnen Staaten. Dagegen läßt sich an und für sich nichts einwenden. Nur das möchte ich erfahren, nach welcher Norm diese Wahl geschehen soll. Deutschlands, des werdenden Deutschlands, Vortheil zu vertheidigen, setzt Eigenschaften voraus, welche nicht alle Mitglieder einer Stände-Versammlung besitzen, mag diese eine würtembergische, oder baierische, oder sächsische, oder hannöverische u. s. w. seyn. Sie scheinen ganz und gar nicht bedacht zu haben, daß die Organe, durch welche das politische Gebäude Deutschlands seine Vollkommenheit erhalten soll, nicht eher entwickelt werden können, als bis das da ist, was ihrer Entwickelung vorangehen muß; nämlich das einige und unzertrennliche Deutschland, das bisher immer nur als Idee vorhanden gewesen ist. Sie, Herr Oberst, und ich, wie sehr wir uns Deutsche nennen mögen — sind wir es anders, als per anticipationem, und können wir jemals aufhören, Würtemberger und Preuße zu seyn? Was unseren Urenkeln aufbewahrt ist, das müs-

sen wir dahingestellt seyn lassen. Was mich betrifft — so sehr ich Deutschland alles Gute wünsche, was ihm möglicher Weise begegnen kann, so würde ich mich doch nie entschließen, in ihrem Unterhause irgend einen Platz einzunehmen, weil ich durchaus nicht absehen kann, wie ich mich auf demselben nützlich machen wollte.

4. Sie selbst fühlen dies so sehr, daß Sie damit zufrieden sind, wenn jedes Mitglied ihres Unterhauses integer vitae scelerisque purus ist. Wem dies auch viel scheinen mag, mir scheint es wenig, weil ich mit Lessing sage: man ist nicht viel, wenn man nur ein ehrlicher Mann ist. Treten Sie aber nicht in Widerspruch mit sich selbst, wenn Sie dem Regenten jedes einzelnen Staates gestatten wollen, Jeden zurückzuweisen, der die vorerwähnte Eigenschaft nicht besitzet? Was kann, was soll aus einem Unterhause werden, das auf solchen Grundlagen beruhet! Was würde aus dem brittischen Unterhause geworden seyn, wenn Englands Könige das Recht gehabt hätten, jeden mißfälligen Einzelnen, unter dem Vorwande, oder in der Ueberzeugung auszustoßen, daß er nicht integer vitae scelerisque purus sey! Wie besteht ein solches Verfahren mit der Freimüthigkeit eines Volks-Repräsentanten? Was die Todten betrifft, Herr Oberst, so dächt' ich, wir ließen sie ruhen. Sie erzeigen dem Grafen Mirabeau gewiß allzu viel Ehre, wenn Sie ihn zum Urheber der französischen Umwälzung machen; er hat daran nicht mehr Antheil, als jeder Andere, der, in dieselbe Angelegenheit verflochten, nach seiner besten Einsicht rieth, ohne für den Erfolg einstehen zu können. Nie muß man Männer dieser Art

fürchten, weil sie, unschädlich gemacht, höchst nützlich sind. In dem brittischen Unterhause hat es zu keiner Zeit an einem Mirabeau gefehlt; und doch hat bisher keiner die Regierung aus ihren Angeln zu heben vermocht.

5. Sie geben den Suveränen Deutschlands die tröstliche Versicherung, daß in Ihrem Unterhause das aristokratische Element dem demokratischen das Gleichgewicht halten werde, wenn der hohe und ritterschaftliche Adel Sitz und Stimme in diesem Unterhause erhalte. Dies will ausführlicher besprochen seyn. Von allen politischen Gesetzgebern sind Sie der Erste, welcher das aristokratische Element mit dem demokratischen in einem und demselben Hause vereinigt wissen will. Was kann aber das Ergebniß dieser Anordnung seyn? Auch in Ihrer Ansicht kann das aristokratische Element nur gegen das demokratische kämpfen; und gegen diese Ansicht läßt sich durchaus nichts einwenden, weil Aristokratie und Demokratie ihrem Wesen nach Correlata sind, und nur dadurch zum Vorschein kommen, daß die Kraft nicht ohne Gegenkraft bestehen kann. Indem aber Aristokratie und Demokratie einander nothwendig bekämpfen, wünschte ich wohl zu erfahren, was die erstere in den Stand setzt, der letzteren das Gleichgewicht zu halten. Selbst in dem Verhältniß des Herrn zum Knechte ist das Gleichgewicht eine schwierige Sache; und ist das Uebergewicht nicht auf Seiten des Herrn, so wird sich das Verhältniß nur allzu leicht umkehren. Unstreitig meinten Sie auch ein Uebergewicht, als Sie von einem Gleichgewicht sprachen. Lassen Sie uns indeß kaltblütig

untersuchen, wie groß die Wahrscheinlichkeit sey, daß Ihr hoher und ritterschaftlicher Adel in einem deutschen Unterhause das Uebergewicht behaupten werde. Ihr Unterhaus soll zusammengesetzt seyn: 1) aus dem hohen und ritterschaftlichen Adel, 2) aus Mitgliedern der Geistlichkeit, 3) aus Bürgern und Bauern. Die Mitglieder der Geistlichkeit verlieren Sie ganz aus den Augen, indem Sie von Gleichgewicht reden; unstreitig in der Voraussetzung, daß jene, wie auf den alten Reichs- oder Landtagen, auf Seiten des Adels seyn werde. Es bleiben also die Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes übrig, denen ein Gleichgewicht gehalten werden soll, damit die Demokratie nicht über die Aristokratie siege, und das Königthum bedrohet werde. Wie werden wir uns nun die Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes denken müssen? Als wirkliche Bürger und Bauern, so wie unsere Städte und Dörfer dieselben liefern; oder als Personen, welche mit ihren Einsichten weit hinausgehen über den engen Kreis des Bürgers und Bauern? Da von einer Repräsentation für ganz Deutschland die Rede ist, so werden Sie mir zugeben, daß nur die letzteren gedacht werden können; denn was sollten wohl die ersteren auf einem Bundestage, dessen Angelegenheiten ihnen eben so fremd seyn würden, als den Hottentotten die von Europa. In dieser Voraussetzung aber müssen Sie gestehen, daß das Uebergewicht Ihres hohen und ritterschaftlichen Adels nichts weniger als gesichert ist. Erstlich, was ist Demokratismus und Aristokratismus in Beziehung auf ein Reich? Zweitens, woher nähme wohl der hohe und ritterschaftliche Adel

das Mittel, den Repräsentanten des Bürger- und des Bauernstandes zu gebieten, wenn diese, was sehr leicht der Fall seyn könnte, über allen Demokratismus und Aristokratismus hinaus wären? Etwa aus seiner höheren Intelligenz, aus seiner aufgeklärteren Vaterlandsliebe, in Beziehung auf Deutschland? Was die Geschichte von ihm aussagt, ist nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß man voraussetzen könnte, er werde durch beides hervorragen und die sämmtlichen Mitglieder des deutschen Unterhauses mit sich fortreißen. Wollte er, was sonst nur allzu sehr der Fall gewesen ist, seinen besonderen Vortheil auf Kosten des allgemeinen Vortheils vertheidigen: so würde er in den Repräsentanten des sogenannten dritten Standes die thätigsten Widersacher finden; und was wäre alsdann natürlicher, als daß ihm in Deutschland dasselbe begegnete, was ihm in Frankreich begegnet ist! Ich fürchte also, Herr Oberst, daß Das, was Sie als ein kräftiges Verhinderungsmittel einer Umwälzung empfohlen haben, ein Beförderungsmittel derselben werden könnte. In Wahrheit, Ihr Vorschlag ist sehr gefährlich; und das Gefährliche scheint mir darin zu liegen, daß Sie, wie so viele Andere, sich nicht davon überzeugt haben, es verhalte sich mit den sogenannten Ständen im neunzehnten Jahrhunderte ganz anders, als im dreizehnten und vierzehnten, wo diese Benennung zuerst aufkam, und das Verhältniß von Herr und Knecht noch die ganze Gesellschaft durchdrang. Sie wollen eine Volksvertretung; und dies bringt Ihrem Herzen die größte Ehre. Allein Sie wollen dieselbe nicht durch die einzigen Mittel, welche im

neunzehnten Jahrhunderte eine Volksvertretung geben; und dies ist gerade Das, was ich Ihnen zum Vorwurfe mache. Weil durch das Gleichwägen der Aristokratie und Demokratie nie das Mindeste für eine bessere Gesetzgebung, und für eine bessere Vollziehung der Gesetze, geleistet worden ist; weil aus allen nur möglichen Gründen dadurch weder für das Eine, noch für das Andere, auch nur das Mindeste geleistet werden **kann**; weil ein Volk seinem Wesen nach weder demokratisch, noch aristokratisch ist, und immer nur auf eine Regierung dringt, welche durch ihre Form ihre Güte verbürge: so muß man bei der Bildung einer Volksvertretung vor allen Dingen der Idee einer Entgegensetzung von Ständen entsagen. Frühere Jahrhunderte können und dürfen nicht unsere Führer bei diesem wichtigen Geschäfte seyn, weil der gesellschaftliche Zustand in ihnen ein ganz anderer war, als er gegenwärtig ist. Im neunzehnten Jahrhundert muß die Volksvertretung die Demokratie eben so durchschneiden, wie die Aristokratie. Dies ist die allgemeinste Regel, welche beobachtet werden muß, wenn die constitutionelle Monarchie zum Vorschein kommen soll; dies ist das große Resultat, das die französische Umwälzung gegeben hat; und wer dem Entwickelungsgange der europäischen Menschheit in den drei letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gefolgt ist, überzeugt sich leicht, daß ein größeres Resultat unmöglich erlangt werden kann.

Ich glaube Ihnen durch diese Bemerkungen deutlich gemacht zu haben, Einmal, warum es in Deutschland kein Parlament (das Wort in seinem hergebrach-

ten Sinne genommen) geben kann; zweitens, warum es keins geben dürfe. Eben deswegen muß ich die Kühnheit bewundern, womit Sie in Ihrer Zueignung Se. Majestät den König von Preußen aufgefordert haben, die Entstehung eines solchen Parlaments für Deutschland zu veranlassen. Zwar ist diese Kühnheit aus Einem Stücke mit Ihren politischen Ideen; aber wie ist es möglich, so sehr ein Fremdling in Deutschland zu seyn, daß man alles, was die Verhältnisse in diesem Lande mit sich bringen, in einem so hohen Grade verkennen kann! Von einem Parlament für Deutschland kann nicht eher die Rede seyn, als bis sich für dies Land, wie für Frankreich, England und Spanien, eine allgemeine Regierung festgestellt hat, die den Charakter der Einheit auf das Unzweideutigste in sich trägt. Für Deutschland war eine solche Regierung niemals da, und der letzte Schatten derselben ist seit dem Jahre 1806 mit dem Kaisertitel verschwunden. Wenn Sie also Friedrich Wilhelm den Dritten auffordern, den ehemaligen Reichstag in irgend einer Gestalt zurückzuführen, wodurch das Interesse der sämmtlichen Bewohner Deutschlands gesichert werde: was thun Sie, die Sache in ihrem wahren Lichte betrachtet? Nichts mehr und nichts weniger, als daß Sie von ihm verlangen, er solle die allgemeine Anti-Monarchie an die Stelle der vielen Monarchieen bringen, welche gegenwärtig in Deutschland — gleichviel ob gut oder schlecht — neben einander bestehen. Heißt dies aber etwas anders, als den König von Preußen bitten, daß er Deutschland in allen seinen Abtheilungen revolutio-

niren möge? Schwerlich haben Sie so etwas gewollt; und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Erfüllung Ihrer Bitte keine andere Folge haben würde. Zugegeben, Herr Oberst, daß man den Organismus des deutschen Reiches — sofern von einem solchen noch die Rede seyn darf — keine Lobsprüche machen kann; zugegeben, daß dieser Organismus, so wie er sich in den gegenwärtigen Staaten-Bunde, deßen Träger der Bundestag ist, darstellt, nicht von Bestande seyn kann: muß man deshalb weniger die Zeit abwarten, wo das Bedürfniß nach etwas Besserem sich einstellt? muß man deshalb weniger der Zeit Zeit lassen?

Nur noch Eine Bemerkung, Herr Oberst, und ich habe geendigt.

Sie haben Sich seit Ihrem Aufenthalte im Königreiche Würtemberg zur Parthei der Vertheidiger des alten Rechtes gewendet; und Sie glauben mir wohl, daß ich Ihnen daraus keinen Vorwurf mache. Erklären Sie mir aber, wenn Sie es können, warum Sie, als Vertheidiger des alten Rechtes, so wenig Rücksicht nehmen auf den Zusammenhang, worin dasselbe mit einer Verfassung stand, von welcher Sie unbedenklich zugeben werden, daß sie nicht länger vorhalten konnte, als sie vorgehalten hat. Diese Verfassung — ich meine die des deutschen Reiches — ist verschwunden, und keine Macht des Himmels und der Erde wird sie jemals zurückführen. Wie soll nun aber das fortdauern, was von ihr ausging und nur von ihr beschützt werden konnte? Von welcher Art die Umwandelung ist, welcher Deutschland entgegen geht, dies mag unerörtert

bleiben; allein hält man diese Umwandelung dadurch auf, daß man sich auf alte Rechte steift, welche sich nicht behaupten lassen? Dies ist, worauf ich Sie aufmerksam machen möchte. Gerade indem Sie das alte Recht vertheidigen, und so eifrig darauf bedacht sind, eine verlorne — auf immer verlorne — Standes-Autorität wieder zu gewinnen, werden Sie, ganz gegen Ihre Absicht, zum Beförderer einer Umwälzung, die Sie verabscheuen; Ihre Schrift legt darüber ein Zeugniß ab, das der nachdenkende Leser schwerlich noch vollständiger wünschen kann. Geschähe, was Sie wollen — glauben Sie mir, Sie würden davor erschrecken und sich zuletzt damit entschuldigen müssen, daß dergleichen nicht in Ihren Absichten gelegen! Aber so geht es, wenn man die Erscheinungen, als Wirkungen bestimmter Ursachen, nicht so verallgemeinert hat, daß man weiß, wie die Extreme einander berühren und sich in ihren Wirkungen nothwendig gleich sind. Ansprüche ohne Macht sind im gesellschaftlichen Leben eben so verderblich, als Macht ohne Ansprüche; und es dürfte leicht das Charakteristische der gegenwärtigen Zeit seyn, daß die ersteren, nachdem sie ihrer Leerheit inne geworden sind, in ihren Forderungen viel weiter gehen, als sie sollten, wenn der schlafende Löwe nicht geweckt werden soll. Freilich werden Sie dies eben so wenig verhindern können, wie ich; allein, nachdem wir lange genug in der Welt gelebt haben, um über gemeine Täuschungen hinaus zu seyn, so, glaube ich, zieme es uns, weder der aristokratischen noch der demokratischen Parthei in Deutschland anzuhangen, und uns in Hinsicht alles

dessen, was diesem Lande bevorstehen mag, den Fügungen Dessen hinzugeben, der Alles zum Besten zu lenken pflegt. In Beziehung auf Deutschland, meine ich, ist dieser Quietismus so gerechtfertigt, daß er in die Reihe der Pflichten tritt, vorausgesetzt, daß man nicht zu den Thoren gezählt seyn will, welche, in dem Verhältnisse der Idee zur Wirklichkeit, lieber mit Hindernissen spielen, als dieselben überwinden wollen.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XX.

Schicksale und Untergang des Slavischen Geschlechtes.

Mit gesellschaftlichen Einrichtungen verhält es sich in vielen Fällen, wie mit Erfindungen und Entdeckungen. Sind diese einmal gemacht, so scheinen sie so leicht, daß man sich schämt, den einfachen Gedanken, welcher ihnen zum Grunde liegt, nicht auch gehabt zu haben. Auf gleiche Weise wundert man sich darüber, daß gewisse Einrichtungen von allgemein anerkannter Güte nicht immer da gewesen sind; z. B. eine Successions-Ordnung, wie die sämmtlichen Staaten Europa's sie gegenwärtig eingeführt haben. Nichts scheint natürlicher, als eine solche Einrichtung. Dies rührt aber nur davon her, daß man nicht weiß, wie dieselbe einerseits aus der tiefgefühlten Nothwendigkeit der Einheit, andererseits aus der Unmöglichkeit einer fortgehenden Theilung des Grundes und Bodens, wo dieser zur Ausstattung

der Fürstenwürde gebraucht wird, hervorgegangen ist. Nur das Territorial-Familienwesen des Mittelalters konnte diese Successions-Ordnung erzeugen; und wäre nach dem Untergange des weströmischen Reiches nicht an die Stelle der Geldwirthschaft eine Produkten-Wirthschaft getreten, so würde es mit den Gesetzen, welche die Thronfolge bestimmen, vielleicht noch immer nicht dahin gekommen seyn, wohin es zum Vortheil der Gesellschaft, wahrlich nicht ohne große Anstrengungen und Leiden, gekommen ist. So sehr hängt der menschliche Verstand in seinen Combinationen von den Veranlassungen ab, welche ihn in Bewegung setzen!

Nichts scheint also leichter, als daß Constantin der Große, nachdem er den Sitz der Regierung nach Constantinopel verlegt und die Einheit derselben über jeden Widerspruch erhoben hatte — nichts scheint leichter, sag' ich, als daß er auch die Thronfolge auf eine Weise habe regeln können, welche über die Person des jedesmaligen Throninhabers keinen Zweifel gestattet hätte. Nichts scheint sogar nothwendiger, als eine solche Feststellung der Thronfolge; denn die Flavische Familie, zu welcher Constantin gehörte, war zahlreich: er, als Haupt derselben, hatte (den weiblichen Theil der Familie gar nicht in Anschlag gebracht) drei Söhne, zwei Brüder, und durch diese sieben Neffen, von welchen fünf ein männliches Alter erreicht hatten; und sollte es unter allen diesen Personen nicht zu einem Streite über die Thronfolge kommen, so war nichts dringender, als diese so zu ordnen, daß kein Streit entstehen konnte. Gleichwohl geschah nichts zu einem solchen Endzweck. War-

um nicht? Es läßt sich schwerlich eine andere Ursache angeben, als daß man im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durchaus unfähig war, sich zu der Idee eines Regentenhauses zu erheben, welches Jahrhunderte hindurch der Nation durch sein Leben eben so angehören sollte, wie diese dem Regentenhause. Je mehr eine solche Idee in diesem Zeitalter nur aus einem wohlwollenden Herzen entspringen konnte, desto unnatürlicher war sie; und je mehr in Constantins Schöpfung Alles auf unwiderstehliche Gewalt berechnet war, desto mehr mußte die Thronfolge dem Zufalle der Ereignisse, dem Kampfe von Persönlichkeiten, überlassen bleiben. Die Lage der Imperatoren brachte es mit sich, daß keiner von ihnen sich über die Spanne Zeit erhob, welche sein individuelles Leben ausmachte; und indem jeder seinem Nachfolger eben die Kämpfe gönnte, welche er selbst zu bestehen hatte, konnte sich von der Idee des Throns nie die Idee des unrechtmäßigen Besitzes trennen, welche ihrerseits das Hervorstechende der Persönlichkeit nothwendig machte. Die Vortrefflichkeit der gegenwärtigen Successions-Gesetze leuchtet in eben dem Maaße ein, worin man dieselben zum Gegenstande seines Nachdenkens macht: durch sie ist bewirkt worden, daß von der Idee des Thrones sich sogar eine Idee des Eigenthumes geschieden hat, über welches man nach Gutdünken verfügen kann; der Thron selbst ist zu einem Fideicommiß geworden, welches seinem Inhaber die Verbindlichkeit auflegt, so zu regieren, daß es forterben könne auf seine Nachkommen. Geschlechter sind auf diese Weise an Geschlechter geknüpft, und das Leben des Regentenhauses wird auf

unberechenbare Zeiten an das Leben des Volkes gebunden. Gewiß der glänzendste Theil in der europäischen Staats-Gesetzgebung!

Bei dem Allen war Constantin nichts weniger als gleichgültig gegen die Fortdauer seiner Familie. Die Erziehung, welche er seinen Söhnen, wie seinen Neffen, geben ließ, zweckte einzig darauf ab, diese Fortdauer zu sichern; sie war so sorgfältig, wie sie in jenen Zeiten seyn konnte, und umfaßte, nach persischem Muster, eben so sehr die Erziehung des Körpers, wie die des Geistes. Kaum hatten die Prinzen seines Hauses das Jünglingsalter erreicht, so sorgte er dafür, daß jeder von ihnen Gelegenheit fand, die Regierungskunst praktisch zu erlernen. Constantin, der älteste von seinen Söhnen, wurde nach Gallien geschickt, um dies ehemalige Familien-Domän zu verwalten; Constantius erhielt den Osten zu seinem Wirkungskreise; Constans vertrat seinen Vater im westlichen Illyrikum, in Italien und Afrika. Unter den Neffen des Imperators erwähnt die Geschichte besonders des Dalmatius und des Hannibalianus. Jenem wurde die Bewachung der gothischen Gränzen anvertrauet, womit die Regierung Thraciens, Macedoniens und Griechenlands in Verbindung stand; dieser erhielt Cäsarea zu seinem Wohnsitz, und die Provinzen Pontus, Cappadocien und Klein-Armenien zu seinem Wirkungskreise. Constantin, der ihn besonders geliebt zu haben scheint, zeichnete ihn sogar durch den Königstitel und durch das Prädicat Nobilissimus aus: so sehr hatte man sich von Allem entfernt, was die römische Anti-Monarchie mit sich brachte!

Diese Auszeichnung läßt vermuthen, daß Constantin diesen seinen Neffen zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Wie es sich auch damit verhalten mochte — Eigenschaften, welche den jungen Hannibalianus dem Imperator theuer gemacht hatten, konnten ihn nicht den Ministern empfehlen. Daher die Verschwörung gegen das Leben dieser Seiten-Verwandten: eine Verschwörung, welche zu eben der Zeit angezettelt wurde, wo man die Miene annahm, als verehre man den Willen des Imperators noch nach seinem Tode. Das ganze Vorhaben wurde mit so viel Anstand und Geschicklichkeit durchgeführt, daß es zuletzt das Ansehn gewann, als habe man der Forderung des Militärs nicht widerstehen können. Dieses, von geheimen Agenten bearbeitet, mußte sich nämlich dahin erklären, daß es nur den Söhnen des geliebten Imperators die Beherrschung des römischen Reiches gestatten werde. Unterdeß erschien der junge Constantius, welchem, wegen der Nähe der östlichen Station, die Sorge für die Bestattung der Leiche übertragen war, am Hofe zu Constantinopel; und kaum hatte er von dem Palaste des Imperators Besitz genommen, so gab er die bündigsten Verheißungen wegen der Sicherheit seiner Verwandten. Dennoch war dies nur das Mittel, sie einzuschläfern und treuherzig zu machen. Die Ermordung erfolgte, als kein Widerstand mehr möglich war. Sie zu beschönigen, sprach man von einer, dem jungen Constantius durch den Bischof von Nicomedien zugesendeten Schrift, die man für das Testament des verstorbenen Imperators ausgab: einer Schrift, worin sich dieser als von seinen Brüdern

vergiftet ausgab, und seinen Sohn aufforderte, seinen Tod zu rächen. An Kunstgriffen dieser Art hat es nie gefehlt. Die Folge des angeblichen Testaments war, daß der ganze Theil der Flavischen Familie, welcher nicht zu dem Hause Constantins gehörte, aus dem Wege geräumt wurde: zwei Brüder des Imperators, fünf Neffen desselben, von welchen Dalmatius und Hannibalianus nur die ausgezeichnetsten waren, der Patrizier Optatus, vermählt mit einer Schwester des verstorbenen Imperators, und der Präfekt Ablavius, der das Vertrauen Constantins in einem sehr hohen Grade besessen hatte und durch Reichthum und Ansehn gleich furchtbar war. Mit welcher Herzlosigkeit man bei dieser Ermordung zu Werke ging, zeigte sich besonders darin, daß der junge Constantius ein Schwiegersohn seines Oheims Julius, und ein Schwager des Hannibalianus war. Von dem ganzen Geschlechte blieben nur die jüngsten Söhne des Julius Constantius, Gallus und Julianus, übrig, welche man den Händen ihrer Mörder entriß. Dies waren die nächsten Wirkungen der unbestimmt gebliebenen Thronfolge, und so ehrte man nach dem Tode einen Monarchen, der, so lange er lebte, der Gegenstand abgöttischer Verehrung gewesen war: zum ewigen Beweise, daß die Unumschränktheit selbst von Denen verabscheut wird, die für ihre ersten Stützen gelten.

Die Hinrichtung des Flavischen Geschlechtes hatte eine neue Theilung des Reiches zur Folge. Sobald sich nämlich die Söhne des verstorbenen Imperators in Pannonien besprochen hatten, wurden sie darüber einig,

so zu theilen, daß Constantin, als der älteste von ihnen, außer der Hauptstadt, die Präfektur von Gallien behielt, mit welcher die Regierung von Spanien und Britannien verbunden war; wogegen Constantius die Präfektur des Orients, und Constans die von Italien und Afrika erhalten sollten. Seltsam war es, daß die drei Brüder den Augustus-Titel von dem römischen Senat annahmen; aber hierin liegt nur der Beweis, daß für die Verhältnisse des menschlichen Lebens alles von einem festen Punkt ausgehen muß, und daß man genöthigt ist, einen solchen zu erdichten, wenn er nicht vorhanden seyn sollte. Die drei Brüder zeichneten sich durch ihre Jugend aus; denn der älteste war nur ein und zwanzig, der zweite nur zwanzig, der dritte nur siebzehn Jahr alt. Kein Wunder also, daß sie etwas für möglich hielten, was in sich unmöglich war, nämlich, daß ihre Vorsätze, und was man ihre persönliche Kraft nennen möchte, ausreichen werde, die Idee der Einheit zu überwinden, welche dem römischen Reiche seit mehr als drei Jahrhunderten so tief eingeprägt war, daß es sich von derselben nicht mehr befreien konnte.

Constantius fand bald Gelegenheit, die Gränzen des Reiches im Osten gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche Sapor, König von Persien seit dem Jahre 310, auf dieselben machte. Sapor war der Sohn des Hormuz oder Hormisdas, und der Enkel eben des Narses, durch welchen ein nachtheiliger Friede mit den Römern unter Diocletian abgeschlossen war. Obgleich im Harem erzogen, hatte Sapor die Gesinnungen eines Eroberers; er hatte sie vielleicht um so mehr, weil er darauf rech-

nen konnte, daß, nach der Theilung des römischen Reiches unter die Söhne Constantins, der Widerstand nur gering seyn könnte. Die Forderungen, welche er an den jungen Constantius machte, waren allzu beleidigend, als daß sie hätten angenommen werden können. Man griff also auf beiden Seiten zu den Waffen, und es entstand ein Krieg, welcher nicht weniger als drei und zwanzig Jahre dauerte, und mit wechselndem Erfolge bald den Römern, bald den Persern vortheilhaft war. Den meisten Widerstand leisteten die Städte, vorzüglich Nisibis. Auch lange Waffenstillstände gab es in diesem Kriege; wenigstens nöthigt die lange Dauer desselben zu einer solchen Voraussetzung.

Seit der Theilung des Reiches waren kaum drei Jahre verflossen, als die Söhne des großen Constantin unter sich uneinig wurden, und der Welt eben so sehr ihre Unfähigkeit, als ihre Begehrlichkeit, an den Tag legten. Constantin glaubte sich verkürzt durch die letzte Theilung, und forderte von seinem Bruder Constans als Ersatz für Macedonien und Griechenland die afrikanischen Provinzen zurück. Da die Unterhandlungen, welche über diesen Gegenstand gepflogen wurden, sich in die Länge zogen, Constantins Ungeduld sich aber mit keinem Aufschub vertrug: so kam es zu dem seltsamsten Kriege, der jemals von zwei mächtigen Monarchen geführt worden ist. Constantin drang an der Spitze eines zusammengerafften Haufens in das Domän seines Bruders ein und verheerte die Gegend von Aquileja. Constans, ohne seinen Wohnsitz zu verlassen, übertrug seinen Generalen die Sorge für die Vertheidigung seines

Staats; und diese Generale waren von allen Mitteln so entblößt, daß sie dem Angriffe höchstens gleiche Kräfte entgegenstellen konnten. Es war ein bloßer Partheigänger-Krieg. Dennoch gelang es den Generalen des Constans, ihn schnell zu beendigen. Durch eine verstellte Flucht lockten sie den gallischen Augustus in einen Wald, wo sie ihn umzingelten und niederhieben. Sein Leichnam, welcher einige Zeit darauf in einem kleinen Flusse gefunden wurde, erhielt zwar eine fürstliche Bestattung; doch widerfuhr ihm diese Ehre nur, damit Constans sich mit desto besserem Rechte Galliens, Spaniens und Britanniens bemächtigen könnte. Zwar hätte Constantius Theil an dieser Erbschaft nehmen sollen; da er aber mit der Vertheidigung seines eigenen Domäns vollauf beschäftigt war, so weigerte sich Constans, mit ihm zu theilen, und blieb auf diese Weise in dem unbestrittenen Besitz von mehr als zwei Dritteln des römischen Reiches.

In diesem jungen Fürsten scheint nichts gewesen zu seyn, was ihm die Achtung oder Zuneigung seiner Unterthanen hätte erwerben oder erhalten können. Durch seinen Stolz beleidigend, war er anstößig durch seine Sitten, und die heftige Leidenschaft, welche er für junge Germanen gefaßt hatte, war kaum bekannt geworden, als sie ihn zum Gegenstande des Abscheues machte. Zehn Jahre nach dem Tode des jungen Constantin entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, deren Haupturheber der comes sacrarum largitionum Marcellinus und der General der Leibwache Magnentius waren. Constans hatte damals seinen Wohnsitz in Autun auf-

geschlagen. An einem Tage nun, wo er in einem benachbarten Walde gewohnten Vergnügungen nachhing, gab Marcellinus ein großes Fest, zu welchem alle Staats- und Hofbeamten eingeladen waren. Der Schmaus wurde bis in die Nacht verlängert, und alles aufgeboten, was die Gäste zu den freisinnigsten Reden verleiten konnte. Plötzlich öffneten sich hierauf die Thüren des Eßsaals, und Magnentius, der sich vor wenigen Augenblicken entfernt hatte, trat, mit dem Purpur und dem Diadem bekleidet, in das Zimmer zurück. Wer nicht im Geheimniß war, erschrak; allein indem Ueberraschung, Berauschung, ehrgeizige Erwartung und gegenseitiges Mißtrauen, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, für Alle gleich mächtig wirkten, wagte es Keiner, dem Usurpator die Zustimmung zu versagen. Ganz allgemein wurde Magnentius als Imperator und Augustus begrüßt, die Truppen leisteten auf der Stelle den Eid der Treue; und, wie die furchtsamen Bewohner des Palastes, so huldigten die Bewohner der Hauptstadt. Schon wurden Anstalten zur Ermordung des Constans getroffen, als er, zu rechter Zeit gewarnt, die Flucht ergriff, weil aller Widerstand vergeblich gewesen seyn würde. Seine Absicht war, sich nach Spanien zu begeben und sich in dem nächsten Hafen einzuschiffen; ehe er aber die Pyrenäen ersteigen konnte, wurde er am Fuße derselben, in der Nähe von Helena, von einem Geschwader leichter Reiterei eingeholt, dessen Anführer ihn in einem Tempel niederhieb.

So endigte der dritte Sohn Constantins des Großen. Von den drei Brüdern war nur Constantius noch

übrig, der, mit der Besiegung Sapors beschäftigt, sehr wenig Aussicht hatte, sein angestammtes Recht zu vertheidigen. Die Herrschaft des Magnentius wurde mit hergebrachter Bereitwilligkeit in den beiden großen Präfecturen von Gallien und Italien anerkannt; und was ihm für den Augenblick noch mehr zu Statten kam, war die ungemeine Thätigkeit, womit die Gemahlin des Hannibalinus für ihn wirkte.

Die Einwohner von Illyricum gehorchten seit längerer Zeit dem Befehle Vetranio's, eines alten Generals, der, durch die Einfachheit seiner Sitten beliebt, für einen der treuesten Anhänger des Hauses Constantins galt, und es unstreitig war, so weit gute Vorsätze reichen. Vetranio hatte bereits das Versprechen gegeben, daß er dem letzten Sohne seines verstorbenen Herrn bis zum Tode getreu bleiben werde, als die Augusta Constantina bei ihm erschien, ihm mit eigener Hand das Diadem aufsetzte, und durch den leichten Sieg, den sie über seine Grundsätze davon trug, alle die Hoffnungen zu erfüllen wähnte, um welche sie durch den Tod ihres Gemahls war betrogen worden. Von ihr bethört, schloß der Greis ein Bündniß mit Magnentius; und wenn die Lage des Constantius schon vorher bedenklich gewesen war, so wurde sie es jetzt bis zur höchsten Gefährlichkeit.

Wollte er nicht mit den beiden Usurpatoren theilen und ihnen demnächst unterliegen, so mußte er die Fortsetzung des persischen Krieges seinen Generalen überlassen und nach Europa zurückgehen.

Er war zu Heraklea in Thracien angelangt, als

die Abgeordneten des Magnentius und Vetranio vor ihm erschienen. An ihrer Spitze stand eben der Marcellinus, welcher die Haupttriebfeder in der Verschwörung gegen den Imperator Constans gewesen war. Ihm lag es ob, das Wort zu führen; und dies that er mit der Gewandtheit eines in Staatsgeschäften wohlerfahrnen Mannes. Seine Vollmachten berechtigten ihn zu dem Anerbieten von Freundschaft und Bündniß, welche befestigt werden sollten durch eine doppelte Vermählung zwischen dem Imperator Constantius und der Tochter des Magnentius auf der einen, und zwischen dem Magnentius und der Constantina auf der andern Seite. Dabei sollte dem Imperator des Osten der Vorrang tractatenmäßig bewilligt werden. Sollte aber Constantius, verleitet durch Stolz oder Familiengeist, diese Bedingung verwerfen, so lautete der Auftrag dahin, dem Imperator ein lebhaftes Bild von der Macht zu entwerfen, welche den beiden Fürsten zu Gebote stehe, und ihn daran zu erinnern, daß die Größe seines Hauses gerade durch diese Macht gegründet worden sey. Marcellinus machte das Eine wie das Andere geltend, und die Wirkung seiner Rede auf das Gemüth des Constantius war nicht zu verkennen. Dieser erklärte sich indeß nicht auf der Stelle; und als er am folgenden Tage die Bedingungen des Friedens verwarf, geschah es mit der Erklärung, daß eine Erscheinung des großen Constantin in der letzten Nacht es also verlangt habe. Entlassen wurde nur Einer von den Abgeordneten; die übrigen blieben, als der Vorrechte des Völkergesetzes unwürdig, in Ketten zurück. Der Krieg

war hierdurch erklärt, und auf beiden Seiten rüstete man sich nach äußerstem Vermögen.

Um obzusiegen, schien dem Constantius nichts so nothwendig, als seine beiden Gegner zu entzweien. Vetranio's Charakter erleichterte einen solchen Plan; er war allzu lange ein treuer Anhänger des Flavischen Geschlechtes gewesen, als daß es nicht hätte gelingen sollen, dies als seine Schwäche zu benutzen. Kaum hatte Constantius ihm den Antrag machen lassen, daß er sein rechtmäßiger Gehülfe seyn sollte, wenn er den Magnentius aufgäbe, als der alte General sich eine Zusammenkunft an der Gränze in der Nähe von Sardica gefallen ließ. Bestochene Unterbefehlshaber betrieben dieselbe noch mehr; und sobald sie erfolgt war, huldigte ein Heer von zwanzig tausend Mann Reiterei und eben so viel Fußvolk, mit Verleugnung des bisherigen Oberbefehlshabers, dem Sohne Constantins, der, anstatt den bethörten Vetranio zu seinem Gehülfen zu ernennen, seine Gnade darauf beschränkte, daß er ihm das Leben ließ, und ihn nach Prusa verbannte.

Auf diese Weise hatte Constantius ein Heer erworben, welches er seinem Gegner entgegen stellen konnte. Dennoch trug er Bedenken, den Streit zur Entscheidung zu bringen. Da Magnentius gegen ihn in Anzuge war, so hätte er leicht die fruchtbaren Gegenden von Nieder-Pannonien, zwischen der Drau, der Sau und der Donau, zum Kriegesschauplatz machen können. Allein, seinen Versicherungen nach, wollte er den Kampf nur in den Gefilden von Cibalis zur Entscheidung bringen; und, ohne die geringsten Anstalten dazu zu treffen,

verschanzte er sich auf eine unangreifbare Weise. Es war jetzt an dem Magnentius, den allzu vorsichtigen Imperator aus seinen Verschanzungen zu locken, und kein Mittel blieb für diesen Zweck unbenutzt. So verstrich der größte Theil des Sommers im Jahre 351, und Magnentius gewann durch seine kühnen Bewegungen so sehr die Oberhand, daß man an der Sache des Imperators verzweifelte. Er selbst verzweifelte nicht minder, da er sich herabließ, dem Mörder seines Bruders Friedensvorschläge machen zu lassen, nach welchen er die Suveränetät über die Provinzen jenseits der Alpen abtreten wollte. Glücklicher Weise für ihn ging Magnentius in seinem Uebermuth so weit, daß er ihm die Schwäche seiner Regierung zum Vorwurf machte, und ihm Verzeihung anbot, wenn er dem Purpur entsagen wollte. In einer solchen Lage blieb dem Constantius nichts anderes übrig, als Muth aus der Verzweiflung zu schöpfen. Das Glück begünstigte ihn durch den Abfall des Sylvanus, eines fränkischen Generals von großem Rufe, der zu ihm überging. Unmittelbar darauf setzte Magnentius seine Operationen in der Bestürmung von Mursa oder Esseck fort, einer Stadt an der Drau, welche immer als ein wichtiger Punkt in den hungarischen Kriegen betrachtet worden ist.

Die Besatzung vertheidigte sich mit großer Standhaftigkeit, als das Heer des Constantius zu Hülfe kam. Die Umgegend von Mursa ist eine Ebene von beträchtlicher Ausdehnung. Hier bildete sich das Heer des Imperators so, daß sein rechter Flügel sich an die Drau stützte, während der linke durch seine zahlreiche Reiterei

weit hinaus reichte über den rechten des feindlichen Heeres. Constantius selbst ermahnte seine Soldaten zur Tapferkeit, und begab sich darauf in eine benachbarte Kirche, die Entscheidung seinen Generalen überlassend. Es geschah, was sich seitdem sehr oft wiederholt hat: daß die einmal begonnene Schlacht sich fortbewegte, bis sie zum Stillstand kam. Nichts entschied sie mehr zum Vortheil des Constantius, als die überlegene Reiterei, welche den Gegner in allzu große Verlegenheiten setzte, als daß er lange hätte widerstehen können. Zwar vertheidigte sich Magnentius aufs Aeußerste; und darf man den Angaben der Geschichtschreiber trauen, so belief sich die Zahl der Erschlagenen auf nicht weniger als funfzig tausend: doch, als alle Widerstandskraft erschöpft war, warf er Purpur und Diadem von sich, und entfloh nach Italien.

Es wäre nicht unmöglich gewesen, durch eine rasche Verfolgung dem Kriege in sehr kurzer Zeit ein Ende zu machen; allein die Nähe des Winters gab der Indolenz des Constantius einen bequemen Vorwand, die Fortsetzung des Krieges bis zum nächsten Frühling zu verschieben. Magnentius, welcher Anfangs Willens war, die Eingänge Italiens zu vertheidigen, gab diesen Plan auf, sobald er des Abscheues inne geworden, welchen die Bewohner dieser Halbinsel gegen ihn gefaßt hatten. Hart verfolgt auf dem Zuge nach Gallien, trug er in der Gegend von Pavia einen Vortheil davon, welchen er für bedeutend genug hielt, um eine Friedensunterhandlung darauf zu stützen. Doch, wiewohl sogar Bischöfe sich für ihn verwendeten, blieb

Constantius dem einmal gefaßten Vorsatze getreu, mit dem Mörder seines Bruders keinen Frieden zu machen; und indem er alles aufbot, was den Rebellen in Gallien beschäftigen konnte, erzwang er sich einen Weg über die Cottianischen Alpen. Jetzt war Magnentius mit seinen Mitteln zu Ende. Die wenigen Truppen, welche ihm noch übrig geblieben waren, machten kein Geheimniß aus ihrer Geneigtheit zum Abfall; und um einer Auslieferung zuvorzukommen, stürzte er sich in sein eigenes Schwert. Diesem Beispiele folgte sein Bruder Decentius. Marcellinus hatte seinen Tod mit so vielen Anderen in der Schlacht bei Mursa gefunden; wer aber sonst noch Theil an der Verschwörung genommen hatte, wurde durch Tod oder Verbannung dafür gestraft. So endigte sich diese Umwälzung, welche in sich selbst nichts weiter war, als das Mittel, die Einheit des Reiches durch die Einheit des Regenten zu befestigen; denn schwerlich würde sie entstanden seyn, hätten Constantins Söhne nicht geglaubt, in der Theilung des Reiches dem Naturgesetz trotzen, oder dasselbe nach ihrem Vortheil beugen zu können.

Constantius war jetzt wieder Alleinherrscher in dem großen Römerreiche; aber das Verhältniß, worin er durch seine persönliche Kraft zu demselben stand, war in nichts verbessert. Von dem Osten und dem Westen gleich sehr in Anspruch genommen, und weder dem einen, noch dem andern gewachsen, mußte er, unmittelbar nach der Entfernung Vetranio's und der Besiegung des Magnentius, darauf bedacht seyn, einen Gehülfen zu finden, der die Last der Alleinherrschaft mit ihm theilte.

theilte. Schon vor seiner Abreise nach dem Westen hatte Constantius sich genöthigt gesehen, seinen Vetter Gallus, den ältesten von den geretteten Söhnen des Julius Constantinus, zu seinem Stellvertreter im Osten zu ernennen; ihm war Antiochien zum Wohnsitz angewiesen und die eine Schwester des Constantius zur Gemahlin gegeben worden. Doch es hatte sich nur allzu bald gezeigt, daß Gallus Pflichten übernommen hatte, welche mit seinen Geistesanlagen eben so sehr in Widerspruch standen, wie mit seinen Gesinnungen gegen den Augustus. Mürrisch, reizbar, der Herrschsucht seiner Gemahlin nicht gewachsen, übrigens bis zur Unmenschlichkeit eifersüchtig auf seine Vorrechte, war Gallus in der Tyrannei so weit gegangen, als es sich von einem Jüngling erwarten ließ, welcher aus dem Kerker, ohne alle Vorbereitung, auf den Thron gelangt war. Als nun eingeleuchtet, daß er den Osten nicht länger verwalten könne, hatte Constantius gewöhnliche Hofkünste aufgeboten, ihn von Antiochien nach Mailand zu ziehen; und als Gallus in die ihm gelegte Falle gegangen war, hatte sich das Mißverhältniß zwischen dem Augustus und dem Cäsar auf der Reise nach Italien durch eine Verhaftung gelöset, auf welche eine Hinrichtung zu Pola in Istrien gefolgt war. Es hatte sich also aufs Neue gezeigt, wie schwach die Bande der Verwandtschaft sind, wenn entgegengesetzte Interessen sich bekämpfen.

Da indeß die erste Ehe des Constantius unfruchtbar geblieben war, und auch die zweite mit Eusebien, einer eben so schönen als liebenswürdigen Frau aus Thessalonica in Macedonien, kinderlos zu bleiben schien: so hatte der

Augustus, so fern er eines Reichsgehülfen bedurfte, nur die Wahl zwischen seinem Vetter Julian, dem Bruder des Gallus, und zwischen einem Fremden, den er an Kindesstatt annehmen konnte. Weder das Eine, noch das Andere schien gefahrlos. Eusebia sprach für den Vetter, während die Verschnittenen warnten. Lange getheilt zwischen beiden, entschloß sich Constantius endlich, den jungen Julian aus den lieblichen Fluren Joniens, wo er den Musen lebte, nach Mailand zu ziehen, mehr um seine persönliche Bekanntschaft zu machen, als weil er fest beschlossen hatte, einen verunglückten Versuch an ihm zu wiederholen. Julian, in mehr als Einer Hinsicht der reinste Gegensatz seines Bruders, fand einen Beifall, auf welchen er nicht gerechnet hatte; und da Eusebia sich seiner standhaft annahm, so verminderten sich die Bedenklichkeiten des Constantius von Tage zu Tage. Die Gemahlin des Augustus vermittelte für ihren Schützling einen halbjährigen Aufenthalt in Athen, das noch immer nicht aufgehört hatte, ein Centralpunkt der Kunst und Wissenschaft zu seyn. Da gerade während dieses Zeitraums neue Unruhen in Gallien ausbrachen, die Fortschritte des Königs Sapor aber die Gegenwart des Constantius an der Ostgränze erheischten: so fand die Erhebung Julians zum Range eines Cäsar nicht länger Anstand. Der Augustus selbst stellte ihn zu Mailand dem Heere vor, welches die getroffene Wahl durch gewohnte Beifallsbezeigungen billigte. Nicht lange darauf ging Julian nach Gallien, wo er seinen Wohnsitz in dem gegenwärtigen Paris aufschlug, welches sich damals noch auf die kleine Insel des Seinestroms be-

schränkte. Constantius verweilte noch mehrere Monate in Italien. Er besuchte von Mailand aus die alte Hauptstadt des Reiches, ehe er sich entschloß, gegen die Sarmaten zu Felde zu ziehen, welche in Verbindung mit den Quaden die illyrischen Provinzen zu beunruhigen angefangen hatten. Dieser Krieg war von kurzer Dauer, und in den Friedensunterhandlungen bewies Constantius eine Einsicht, welche ihm zur größten Ehre gereichte. Er gab nämlich den vertriebenen Edlen Sarmatiens ihr verlornes Eigenthum zurück, und um den Leichtsinn, der zu allen Zeiten die Grundlage ihres Charakters ausmachte, zu mäßigen, erhob er den Vornehmsten aus ihrer Mitte (einen gewissen Zizais, der sich durch Gestalt und Würde auszeichnete) auf den Thron, und ertheilte ihm alle die Ehrenzeichen, die im vierten Jahrhundert die Stelle der heutigen Orden vertraten, und zu Unterpfändern der Treue und Abhängigkeit dienten.

Der römische Imperator verweilte noch zu Sirmium in Illyrien, als ein Abgesandter des Königs von Persien daselbst erschien, um ihm Friedensanträge zu machen. Zwei von den Ministern des Constantius, der Präfekt Musonianus und der Dux Cassianus, hatten sich mit dem Satrapen Tamsapor in eine geheime Unterhandlung eingelassen, und die Schwäche des römischen Reiches in einem so hohen Grade verrathen, daß Sapor, der sich als den rechtmäßigen Nachfolger des Darius Hystaspes betrachtete, die Abtretung von Armenien und Mesopotamien unter dem Vorwande forderte: die alte Gränze des persischen Reiches im Westen sey der

Strymon, ein Fluß Macedoniens. Ohne die Zurückgabe jener beiden Provinzen, meinte er, sey kein dauerhafter Friede zwischen Persien und dem Römerreiche möglich; und werde seine Forderung nicht erfüllt, so habe er beschlossen, zu den Waffen zu greifen und seine gerechte Sache auf dem Wege der Gewalt durchzusetzen. Die Botschaft des Königs von Persien wurde in Ueberlegung genommen, und die Antwort, welche Constantius dem Abgesandten ertheilte, war: daß, ob er gleich einem billigen Frieden nicht abgeneigt sey, er dennoch Bedingungen verwerfen müsse, die ihm unzulässig geschienen zu einer Zeit, wo seine Gewalt auf die engen Gränzen des Osten beschränkt gewesen. Also entlassen kehrte der persische Abgesandte zu seinem Herrn zurück. Constantius ermangelte indeß nicht, eine Gesandtschaft nach Ktesiphon, dem gewöhnlichen Aufenthalts-Orte Sapors, zu schicken, welche den Auftrag hatte, den König von Persien zur Annahme billiger Friedensbedingungen zu bewegen. Sie bestand aus einem Comes, einem Notarius, und einem Sophisten, von welchen der Erste die Würde des Imperators zur Schau trug, der Zweite die Feder zu führen bestimmt war, der Dritte den Sprecher machte. Was sie ausgerichtet haben würden, wäre nicht ein gewisser Antoninus, ein geborner Syrer, die Seele des persischen Staatsraths gewesen, steht dahin. Doch diesem Antoninus ging es nicht besser, als es Eingewanderten zu gehen pflegt: je mehr er ein Fremdlig in Persien war, desto mehr mußte er den Patriotismus übertreiben; und indem er den Ehrgeiz Sapors durch die Vorstellung ei-

nes glücklichen Erfolges stachelte, desto vergeblicher waren die Friedensunterhandlungen. Der Krieg nahm also seinen Anfang. Sapor, von dem Syrer Antoninus geleitet, brach in Mesopotamien ein; aber er fand Gegenanstalten, welche den Uebergang über den Euphrat bei Thapsacus bedenklich machten. Da Antoninus rieth, stromaufwärts zu gehen, damit der Uebergang erleichtert würde, so kam man bei Amida an. Vergeblich forderte Sapor die Uebergabe dieser Stadt: sie wurde verweigert, und ein Pfeil, welcher die königliche Tiara streifte, brachte den Entschluß hervor, die Stadt zu nehmen, es koste was es wolle. Die Belagerung derselben dauerte zwei und siebzig Tage, und als endlich, nach ungeheuren Anstrengungen, die Eroberung gelungen war, machte Sapor die Entdeckung, daß er die Blüthe seines Heers (nicht weniger als 30,000 Mann) darüber eingebüßt hatte. Die Fortsetzung des Krieges wurde bis zum nächsten Frühling verschoben, und in dem neuen Feldzuge war die Kraft der Perser bereits so erschöpft, daß Sapor, den großen Entwurf einer Eroberung des römischen Osten aufgebend, sich mit der Bezwingung von zwei befestigten Städten Mesopotamiens begnügen mußte; nämlich von Singara und Begabde, von welchen jenes in einer sandigen Wüste, dieses auf der Halbinsel, welche der Tigris bildet, gelegen war. Selbst diese schwachen Erfolge würden schwerlich Statt gefunden haben, wenn die ungewisse Politik der Eunuchen an dem Hofe des Constantius nicht einen fortgehenden Wechsel in den Generalen bewirkt hätte. Wo Halbmenschen die Schiedsrichter über die

Einsicht und Tugend von Männern geworden sind, da giebt es keinen kräftigen Widerstand mehr, und kühner Angriff wird zu einem todeswerthen Verbrechen. Gegen das Ende des Feldzuges scheiterte Sapor an der Festung Virtha oder Takrit, damals von unabhängigen Arabern vertheidigt, und seitdem bis auf die Zeiten Tamerlan's für unüberwindlich geachtet.

Während dies im Osten vorging, erwarb sich der Cäsar Julian das Verdienst, Gallien gegen die Angriffe der Germanen sicher zu stellen. Eusebia hatte den Werth dieses Jünglings sehr richtig beurtheilt; und wenn der Maaßstab aller Einsichtsvollen ihres Geschlechts — die Anlage zum Idealen — auch der ihrige war, so muß man gestehen, daß sie nicht leicht irren konnte. Einsamkeit und Beschäftigung mit den Meisterwerken der Griechen, vorzüglich des Homer und Platon, hatten dem Geiste Julian's eine Richtung gegeben, welche ihn für immer von der Bahn gewöhnlicher Fürstensöhne entfernte. Wessen Herz voll ist von Liebe für das Gute und Schöne, der kann dem Ruhme nachstreben; doch jede andre Leidenschaft bleibt ihm fremd, und ohne alle Anstrengung ist er mäßig in Genüssen, unermüdlich in der Arbeit und in der Erfüllung übernommener Pflichten. Ungern hatte er Athen verlassen, ungern war er dem Rufe gefolgt, der ihn auf den Thron der Welt zu führen versprach; doch nur weil er der eigenen Kraft mißtrauete, und noch nicht wußte, wie leicht man sich in dem Einzelnen zurecht findet, wenn man im Besitz des Allgemeinen ist. Bei den ersten Waffenübungen, welche mit ihm vorgenommen wur-

den, zeigte er sich so ungeschickt, daß er voll Unmuths ausrief: „o Platon, Platon, welche Aufgabe für einen Philosophen!" Ein Jahr darauf stand er bereits an der Spitze des Heeres, in der Ueberzeugung, daß, welche Fehler er auch begehen möchte, sie doch geringer seyn würden, als die seiner eifersüchtigen oder ungetreuen Generale. Was Gallien damals von den Germanen litt, verdankte es der unweisen Politik des Constantius, der, um in dem Kampfe mit Magnentius obzusiegen, jene nach Gallien gelockt hatte. Nach vollbrachter That wollten sie nicht weichen, weil ihnen das Versprechen gegeben war, daß sie alles behalten sollten, was sie erobern würden. Vielleicht würde Constantius nachgiebig gegen sie gewesen seyn, wenn sie sich auf dem linken Rheinufer angesiedelt hätten, und gehorsame Unterthanen geworden wären. Dies aber lag nicht in ihrer Denkungsweise. Nur benutzen wollten sie Gallien, nicht es besitzen. Fünf und vierzig blühende Städte waren von ihnen geplündert, und zum Theil in Asche gelegt worden, als endlich ihre Vertreibung zu einer Aufgabe wurde, die von dem jungen Fürsten gelöset werden sollte. Zwei Völkerschaften mußten vertrieben werden: die Allemannen und die Franken, von welchen jene sich im Elsaß und in Lothringen, diese sich in dem heutigen Brabant, damals Toxandria genannt, niedergelassen hatten. Von diesen Punkten aus machten beide jährlich Streifereien in das Innere Galliens; und schon war es dahin gekommen, daß das platte Land verlassen war, und nur die befestigten Städte in dem Umkreise von dreißig Meilen bewohnt wurden. Die Le-

gionen, ohne Sold, ohne Vorräthe, ohne Waffen sogar, zitterten bei der Annäherung der Barbaren, und leisteten nur noch selten irgend einen Widerstand.

So fand Julian die Lage der Dinge. Zu Vienne erfuhr er die Befreiung von Autun durch die Entschlossenheit einiger Veteranen. Er stellte sich sogleich an die Spitze einer geringen Zahl von Bogenschützen und Reiterei, um den Abzug der Germanen zu beunruhigen, und, immer die kürzeren Wege wählend, langte er glücklich in der Nähe von Rheims an, wo das römische Heer sich versammeln sollte. Von hier aus aufbrechend, drang er nach dem Rhein vor. Die Allemannen, des Landes kundig, störten zwar diesen Marsch, und nicht weniger als zwei Legionen wurden das Opfer der Unvorsichtigkeit, womit Julian vorgedrungen war; indeß verlor er den Muth nicht, und glücklicher im nächsten Treffen, erreichte er Cöln, einen Standpunkt, von welchem sich die Schwierigkeiten dieses Krieges übersehen ließen. Die Macht des Feindes war nichts weniger als gebrochen; und sollte Gallien von ihm nicht länger beunruhigt werden, so war vor allen Dingen nöthig, stärkere Kräfte in Bewegung zu setzen. Zu diesem Endzweck begab sich Julian nach Sens, wo er den Winter hindurch den nächsten Feldzug gegen die Allemannen vorzubereiten gedachte. Kaum daselbst angelangt, sah er sich von eben diesen Allemannen belagert. Seine Lage ward um so bedenklicher, weil Marcellus, General der Reiterei in Gallien, ihn seinem Schicksale überließ. Dennoch rettete er sich durch seine Unerschrockenheit und durch den Muth, welchen er der Besatzung von Sens

einflößte. Die Barbaren gaben die Belagerung nach dreißig Tagen auf. Marcellus wurde zwar abgerufen; als es aber noch in demselben Jahre (357) zu einer ernstlichen Unternehmung gegen die Allemannen kam, machte Julian sehr bald die Entdeckung, daß Marcellus nicht der einzige Treulose seines Heers gewesen. Barbatio, General des Fußvolks, sollte das Unternehmen gegen die Allemannen von Oberitalien aus unterstützen; er zog sich aber in dem entscheidenden Augenblick von Basel, wo er angelangt war, zurück, und gab den Allemannen Raum zu einem überlegenen Angriff. Nichts desto weniger nahm Julian die Schlacht bei Strasburg an, in welcher Chnodomar, der König der Allemannen, aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen wurde. Julian, ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, wendete sich von jetzt an gegen die Franken, deren feste Punkte an der Maas er noch denselben Winter in seine Gewalt brachte. Ehe sie sich im nächsten Frühlinge vereinigen konnten, verbreiteten sich Julians Legionen von Cöln bis an den Ocean. Ein Friede war die unmittelbare Wirkung dieser Art von Angriff. Die Chamavier zogen sich hinter den Rhein zurück; die salischen Franken erhielten Erlaubniß, in Toxandrien zu bleiben, wiewohl unter der Bedingung, daß sie sich Aufseher gefallen ließen. Gallien auf eine längere Zeit sicher zu stellen, trug Julian das Schrecken seiner Waffen drei Mal nach Deutschland, von wo aus er dreißigtausend Gallier zurückführte, welche den bisherigen Siegern als Sklaven gedient hatten. Die Städte Galliens wurden wieder aufgebaut; und derselbe Mann, welcher die Unabhängigkeit

der Gallier gerettet hatte, wendete seine ganze Sorgfalt auf die innere Verwaltung, deren Gebrechen unerträglich geworden waren. Und gerade als Gesetzgeber und Richter entwickelte Julian Fähigkeiten, die nur in Demjenigen begreiflich werden, dessen Herz für allgemeine Wohlfahrt schlägt, und dessen Kopf für die Ideale des Guten, Schönen und Gerechten glüht.

Ein Fürst von Julians Charakter war das Schrekken der Verschnittenen am Hofe des Constantius. So viel Selbstständigkeit vertrug sich mit ihrer Sicherheit höchstens so lange, als der Augustus lebte. Eben deswegen mußten sie eilen, eine Thronfolge zu verhindern, welche ihrer unseligen Thätigkeit ein schnelles Ende zu machen drohete. Da, wo viele Millionen um eines Einzigen willen vorhanden sind, oder als vorhanden gedacht werden, wird man nie Bedenken tragen, die reinste Tugend in das abscheulichste Verbrechen zu verwandeln, wenn die Sicherheit dieses Einzigen dergleichen erfordert. In den ersten Jahren von Julians Verwaltung hatte man sich damit begnügt, ihn den Affen in Purpur, oder den philosophischen General zu nennen, der in Platons Schule gelernt habe, wie man die Germanen schlagen müsse. Nach und nach hatte der Ruhm des Siegers diesen Spöttern ein Stillschweigen aufgelegt, das ihnen keine andere Wahl ließ, als seine Triumphe über die Allemannen und die Franken der Weisheit des Imperators zuzuschreiben. Als aber, nach den ersten sechs Jahren, im ganzen römischen Reiche nur von Julians Thaten die Rede war, und die öffentliche Meinung den Constantius gänzlich in den Schatten stellte:

da schienen ernsthafte Maaßregeln nöthig zu werden, um ein Ansehn zu retten, von welchem man glaubte, daß es nur allzu sehr gefährdet sey. Constantius selbst war allzu schwach, um sich nicht alles gefallen zu lassen, was seine Verschnittenen beschlossen hatten. Diese wollten an dem Julian dieselbe List wiederholen, deren Opfer Gallus geworden war; sie vergaßen aber, daß ein Mann, der seine Bildung einem widrigen Schicksal verdankt, nie treuherzig genug ist, glatten Worten zu glauben. Julian hatte sich die Wirkungen seines Verfahrens allzu gut berechnet, um nicht auf seiner Huth zu seyn, und der List elender Verschnittenen die Stirn zu bieten *). Bald entwickelte sich ein anziehender

---

*) Es scheint nöthig, über die Rolle dieser Menschenklasse, welche, ohne ganz ausgestorben zu seyn, in den neueren Staaten Europa's ihren politischen Einfluß gänzlich verloren hat, das Eine oder das Andere zu sagen. Sie ist so alt, wie die großen Reiche des Orients; und wenn die Angabe der Alten, daß Semiramis sie gestiftet, Glauben verdient, so hat sie bereits 19 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ihre Rolle gespielt. In Xenophons Cyropädie sind die Gründe angegeben, welche den Cyrus bestimmten, seine Person der Wachsamkeit von Verschnittenen anzuvertrauen. Es lassen sich aber noch andere Gründe hinzudenken; und dies muß um so mehr erlaubt seyn, da Xenophon in das Wesen der orientalischen Monarchieen bei weitem nicht tief genug eingedrungen ist. Was die Polygamie mit sich brachte, soll hier unerörtert bleiben; wir bleiben bei der Regierungsform des Orients stehen. Treue Rathgeber zu finden, ist für unumschränkte Monarchen immer eine sehr schwierige Aufgabe gewesen. Es scheint also, daß man auf den Gedanken gerathen sey, dies Bedürfniß durch die Castration von Personen zu befriedigen, die, um dem Monarchen völlig ergeben zu seyn, von dem menschlichen Geschlechte abgesondert werden mußten. Ganz kann man seinen

Kampf, in welchem es sich nicht bloß um die Ablegung des Purpurs, sondern auch auf eine unverkennbare Weise um das Leben des Cäsars handelte.

Aufgefordert, die tapferen Legionen, durch welche Gal-

Endzweck nicht verfehlt haben; denn, wäre dies der Fall gewesen, so würde man von diesem Irrthume eben so zurückgekommen seyn, wie von so vielen anderen; auch läßt sich durch Thatsachen beweisen, daß Eunuchen sich ihrem Herrn mit einer Hingebung aufgeopfert haben, die man bei Menschen nur bewundern kann. Die Eunuchen des Orients erhielten also ihr Daseyn durch die schlechte Beschaffenheit der Staats-Gesetzgebungen im Orient, namentlich durch den Despotismus, den die alten Reiche theils vermöge ihrer Größe, theils vermöge des geringen Grades politischer Aufklärung in sich schlossen. In Europa konnte nicht eher von ihnen die Rede seyn, als bis die Römer diesen Erdtheil mit dem Orient in Verbindung gesetzt hatten. Einen längeren Zeitraum waren die Eunuchen nur ein Gegenstand des Luxus; ungefähr eben so, wie die Zwerge und Mohren es jetzt noch sind. Domitian und Nerva verboten ihre Vervielfältigung: ein Beweis, daß sie angefangen hatten, ein allgemeiner Gegenstand der Nachfrage zu seyn. Diokletian gebrauchte sie zuerst zu politischen Zwecken, weil er eingesehen hatte, daß er, als unumschränkter Monarch, auch hierin dem Beispiele der persischen Könige folgen müsse. In Constantins politischer Schöpfung waren sie bereits ein wesentlicher Bestandtheil; und weil sie dies wußten, so machten sie sich bald so nothwendig, daß ein geistreicher Schriftsteller (Ammianus Marcellinus) von dem Eusebius, dem Lieblingsverschnittenen des Constantius, sagen konnte: „der Imperator habe etwas über ihn vermocht." (Lib. XVIII. c. 4.) Je größer ihr Ansehen wurde, und je ängstlicher sie ihren Herrn bewachten: desto mehr wurden sie verabscheut und gehaßt. Sie waren die Jesuiten des 17ten Jahrhunderts. Verdrängt durch den Umsturz des westlichen Römerreichs, kamen sie nicht eher wieder zum Vorschein, als bis das in majorem Dei gloriam der römischen Kirche, wodurch so viele andere Scheußlichkeiten ausgeglichen wurden, auch diese wieder in Gang brachte, um dem Cultus einen höheren Schwung zu geben.

liens Unabhängigkeit wieder erobert war, an den Augustus abzugeben, damit sie gegen die Perser gebraucht werden möchten, weigerte sich Julian, indem er die mißliche Lage der ihm anvertrauten Provinzen geltend machte; und als er durch seine Vorstellungen nichts bewirkte, benutzte er die Anhänglichkeit des Heers an seiner Person, und die Abneigung desselben von einem fernen Kriege, um sich zum Augustus des westlichen Römerreichs aufzuwerfen. Jetzt, als Rebell dastehend, bewies er eine Entschlossenheit, welche zu seiner Lage paßte. Er verlangte von dem Constantius die förmliche Abtretung von Gallien, Spanien, Italien, Afrika und Britannien; und da er voraussehen konnte, daß sein Vetter nie in diese Forderung willigen würde: so traf er seine Anstalten zum Krieg mit bewundernswürdiger Ueberlegenheit des Geistes. Den Angriff des Constantius zuvorzukommen, versammelte er sein Heer bei Basel. Hier wurde dasselbe in zwei Corps getheilt. Mit dem einen drang Nevitta, Anführer der Reiterei, zwischen Rhätien und Norikum nach Illyrien; mit dem andern gingen Jovius und Jovinus, über die Alpen und das nördliche Italien, eben dahin ab. Die Generale erhielten den Befehl, sich bei Sirmium zu vereinigen und daselbst den Augustus zu erwarten. Julian selbst stellte sich an die Spitze von dreitausend Freiwilligen, mit welchen er den Schwarzwald durchzog, bis er, mitten in einem feindlichen Lande, zwischen Regensburg und Wien anlangte, wo eine Flotte von leichten Fahrzeugen in Bereitschaft lag. Sich derselben bemächtigend, schiffte er sich mit seinen Truppen ein, und ehe man in Illy-

rien die Nachricht von seinem Uebergange über den Rhein erhalten hatte, landete er bereits bei Bononien, wenige Meilen von Sirmium. Lucilian, welcher mit dem Titel eines Generals der Reiterei in Illyrien befehligte und leichte Gegenanstalten getroffen hatte, sah sich von dem Dagalaiphus, einem der gewandtesten Officiere Julians, verhaftet, ehe er zu irgend einer Besinnung gekommen war. Vor den jungen Augustus geführt, machte er einige Bemerkungen über das Abenteuerliche seines Unternehmens; doch Julian bat ihn, dergleichen für den Constantius aufzusparen, und fügte hinzu, er habe ihn nicht vor sich gelassen, um seinen guten Rath zu vernehmen. Muthig vordringend, wurde er allenthalben mit Entzücken empfangen. Er verweilte wenig Tage in Sirmium, um die Ankunft seines Heeres abzuwarten; und kaum war Nevitta angelangt, als er wieder aufbrach, um den Paß von Succi zu besetzen, welcher, in gleicher Entfernung von Sirmium und Constantinopel gelegen, die Provinzen Dacien und Thracien von einander trennte, und von der ersteren aus wesentliche Schwierigkeiten darbot. Die Vertheidigung dieses Passes wurde dem Nevitta anvertrauet. Jetzt im Wesentlichsten gesichert, knüpfte Julian neue Unterhandlungen mit dem Constantius an. Doch dieser, voll von seinem Vorrechte, und eben deswegen nur um so schwächer gegen die Einflisterungen seiner Verschnittenen, verwarf alle Bedingungen; und da mit dem Könige von Persien gerade ein Waffenstillstand abgeschlossen war, so glaubte er um so leichter obsiegen zu können. In dem Lager von Hierapolis theilte er seinem Heere den Entschluß

nach Europa zurückzugehen, mit, und die Art, wie er über den bevorstehenden Krieg sprach, ließ vermuthen, daß er denselben in dem Lichte einer Jagd betrachtete. Ein gewisser Theodotus, Vorstand des Raths von Hierapolis, bat mit Thränen in den Augen, daß seine Stadt mit dem Haupte des besiegten Rebellen geschmückt werden möchte. Auf Postwagen wurde eine auserlesene Schaar fortgeschafft, um, wo möglich den Paß von Succi zu besetzen; doch sie kamen zu spät. Andere Anstalten zur Behauptung der Suveränetät waren im Gange, als, ganz unerwartet, das Schicksal den bevorstehenden Bürgerkrieg verhinderte. Constantius, von einem leichten Fieber erschüttert, war in der kleinen Stadt Mopsucrene, wenige Meilen von Tarsus, angelangt, als er plötzlich in einem Alter von fünf und vierzig Jahren starb. Die Dinge gewannen hierdurch eine andere Gestalt. Zwar boten die Verschnittenen alles auf, um den furchtbaren Julian vom Throne auszuschließen; aber es fehlte an einem Manne, der Muth gehabt hätte, sich mit dem Besieger der Allemannen und Franken zu messen. Julian selbst hatte kaum die Nachricht von dem Hintritt seines Vetters erhalten, als er nach Constantinopel eilte, und überall als rechtmäßiger Imperator empfangen wurde. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, langte daselbst der Leichnam des Constantius an, und mit großer Erbauung sah man den jungen Imperator den Leichenzug nach der Kirche der Apostel begleiten — ohne Diadem, in einem Traueranzuge, zu Fuß, nur der Verbindlichkeiten eingedenk, welche sein Vetter ihm auferlegt hatte.

Indeß zeigte sich auf der Stelle, daß der Hof von Constantinopel für den neuen Imperator nicht gemacht war. Ein Mann, der sich in die Sitten kleiner Staaten verliebt hatte, seinen höchsten Vorzug in Bedürfnißlosigkeit setzte, und, vermöge aller Anlagen seines Geistes und Herzens, seinen Zwecken nur auf den einfachsten und kürzesten Wegen zustrebte — wie hätte der sich, ohne seiner Eigenthümlichkeit zu entsagen, mit irgend einer Freiheit in den zusammengesetzten Formen bewegen können, welche das Ceremoniel des üppigen Hofes von Constantinopel vorschrieb! Gab es irgend einen Geist, für welchen Diocletian's und Constantin's Schöpfungen unbegreiflich waren: so war es der Geist Julians. Er verlangte bald nach seiner Ankunft in Constantinopel einen Bartscheerer — und siehe, es stellte sich ihm ein vornehmer Beamter dar, der, außer einem bedeutenden Gehalte und nicht geringen Nebeneinkünften, Vergütigung für zwanzig Bediente und eben so viel Pferde erhielt. Einem Krieger, der sein Leben in so vielen Schlachten Preis gegeben hatte, mußte die Gefahr, die ihm von einem Bartscheerer bevorstand, eben so lächerlich vorkommen, wie die, welcher er dadurch entging, daß er die Wahl zwischen einer Anzahl von Köchen und Mundschenken hatte, und daß ein Heer von Eunuchen seine besondere Leibwache bildete. Nicht schnell genug konnte er von diesem Gesindel befreiet werden, welches das Mark des Landes verzehrte, größere Ausgaben verursachte, als alle Legionen zusammen genommen, übrigens in seinem Hochmuth so weit ging,

daß

daß es Aufmerksamkeiten verlangte, die selbst einem Fürsten gegenüber lästig sind *).

Die Reform des Hofes war bald zu Stande gebracht; sogar mit Uebereilung und Uebertreibung, weil man annehmen muß, daß die Würde eines Staats-Chefs durch andere Mittel aufrecht erhalten seyn will, als die eines Philosophen von dem Schlage des Diogenes. Eine Reform des Staates schloß sich an die des Hofes an. Um die unter der Regierung des Constantius begangenen Verbrechen zu bestrafen, veranstaltete Julian eine Commission, welche ihren Wohnsitz zu Chalcedon aufschlug. Eigentlich handelte es sich um eine Abstellung der bisherigen Mißbräuche; da diese aber in reinen Monarchieen in veränderter Gestalt immer wieder zum Vorschein kommen, so ist es in ihnen hergebracht, daß man seine Zuflucht zu dem Schrecken nimmt. Sechs Richter, an deren Spitze Sallustius, der Präfekt des Orients, stand, urtheilten, nach unbeschränkter Vollmacht, über das Betragen der vornehmsten Diener des Constantius; und wenn der Geist der Billigkeit und Mäßigung aus dem Präsidenten und seinem Collegen Mamertinus sprach, so zeigten die militärischen Mitglieder der Commission eine Unerbittlichkeit und Strenge, welche an Grausamkeit gränzte. Auf eine schimpfliche Weise wurde Eusebius, der Lieblings-Eunuch des Constantius, hingerichtet. Gleiches Schicksal hatten die

*) Es war hergebracht, einem Eunuchen, dem man auf der Straße begegnete, zu grüßen; und, war man zu Pferde, so erforderte der Anstand, daß man abstieg.

beiden Eunuchen Paulus und Apodemius, von welchen der erstere lebendig verbrannt wurde, um den von ihm bedrückten Wittwen und Waisen Genugthuung zu geben. Auch Ursulus, der Schatzmeister des Reiches, fiel in die Hände dieser Commission, deren militärische Mitglieder Forderungen rächten, welche zu befriedigen ihm die Pflicht verboten hatte *). Die beiden Consuln Taurus und Florentius sahen sich wegen des Widerstandes, den sie dem anrückenden Julian geleistet hatten, genöthigt, die Gnade der Commission anzuflehen. Beide wurden nicht auf gleiche Weise schuldig befunden; und dasselbe Gericht, welches den Taurus zum Exil nach Italien verurtheilte, verdammte den Florentius zum Tode. Ehe die Commission aus einander ging, wurden noch der Vice-Präfekt Gaudentius und der Dux Artemius zu Antiochien hingerichtet, ohne daß sie eines andern Verbrechens beschuldigt werden konnten, als ihrer Anhänglichkeit an den Constantius. Man sieht aus allen diesen Zügen, wie das persische Staatswesen nicht nach Europa verpflanzt werden konnte, ohne dieselben Wirkungen hervorzubringen, welche den Geist der morgenländischen Regierungen zu allen Zeiten bezeichnet haben; man sieht aber zugleich, wie unzureichend die Individualität eines Fürsten ist, wenn es darauf ankommt, ein großes Reich nach feststehenden Gesetzen zu regieren, deren Ergebniß eine allgemeine Gerechtigkeit seyn soll.

---

*) Die Hinrichtung dieses Ursulus mußte sehr allgemein als ungerecht empfunden werden, da Ammianus Marcellinus von ihr sagt: Ursuli vero necem ipsa mihi videtur flevisse justitia.

Julian's Leben in Constantinopel war das eines fürstlichen Sonderlings, welcher unvereinbare Eigenschaften vereinigen will. Antimonarchist nach allen seinen Grundsätzen und Gesinnungen, ließ er sich gleichwohl von seiner Eitelkeit bereden, den Monarchen in dem ungeheuren Römerreiche zu machen. Seine Mäßigkeit, seine Enthaltsamkeit, seine Arbeitsamkeit und das allgemeine Wohlwollen, womit er das Reich in allen seinen Theilen umfaßte, verdienten allerdings ein unbedingtes Lob; dagegen zeigten seine cynischen Sitten, und sein Verkennen sowohl des Reiches, dessen Verwaltung ihm zu Theil geworden, als des Jahrhunderts, in welches seine Wirksamkeit gefallen war, daß er als Imperator weit hinter seinem Oheim Constantin zurückstand. Es läßt sich sogar nicht berechnen, wie groß die Verwirrung im römischen Reiche geworden seyn würde, wenn er auch nur zehn Jahre regiert hätte; und wie aufrichtig auch der Abscheu seyn mochte, womit er die Benennung eines Despoten oder Herrn (dominus), in welche sich die Römer seit mehr als zwei Jahrhunderten gefunden hatten, von sich wies: so war doch nie ein Fürst mehr zur Tyrannei geneigt, weil Niemand ein größeres Vertrauen in die Richtigkeit seiner Vorstellungen setzte, und zugleich mit gröberen Vorurtheilen gegen die Erscheinungen seiner Zeit erfüllt war.

Eine solche Behauptung will vertheidigt seyn.

Unter den römischen Imperatoren steht Julian so einzig da, daß man Mühe hat, ihn für das zu halten, was er war. Gleichgültig gegen die Ehren und die Genüsse seines hohen Standes, erfüllte er die Pflichten

desselben mit der Pünktlichkeit eines Sklaven. Nachdem er wenige Stunden auf hartem Lager gerastet, ging er an sein tägliches Geschäft, bei welchem Abwechselung seine einzige Erholung war. An einem und demselben Tage gab er fremden Abgesandten Gehör, wohnte er Opfern bei, und schrieb oder dictirte Briefe in ungemessener Zahl an seine Generale, seine Präfekten, seine Freunde und die verschiedenen Städte seines Reiches. Hatte er beim Vortrage über eingegangene Bittschriften zu entscheiden, so geschah es mit einer Schnelligkeit, welcher seine Schreiber nicht zu folgen vermochten. So groß war die Schnellkraft seines Geistes, daß er zu einer und derselben Zeit seine Hand zum Schreiben, seine Stimme zum Dictiren und sein Ohr zum Lauschen gebrauchen konnte. Während sein Werkzeuge ruheten, flog Er von einer Arbeit zur andern; und nach einem schnellen Mittagsessen begab er sich in seinen Büchersaal, wo er den Studien oblag, bis die Erscheinung neuer Geschwindschreiber ihn an die Fortsetzung seiner Berufsarbeit erinnerte. Immer gleich aufgelegt zur Arbeit, hielt er nur die Augenblicke für verloren, die er im Circus zubringen mußte, um der Sitte seiner Vorgänger nicht ganz ungetreu zu werden; doch verkürzte er dieselben, so viel er immer konnte, sogar mit Verletzung aller Würde und alles Anstandes. Durch dieses Geizen mit der Zeit gab er seiner kurzen Regierung eine solche Ausdehnung, daß, wenn die Uebereinstimmung der verschiedensten Schriftsteller und die übrig gebliebenen Geisteswerke des Imperators selbst, irgend einen Zweifel zuließen, man sich weigern

würde, zu glauben, von dem Tode des Constantius bis zum Ausmarsch seines Nachfolgers nach Persien, seyen nur sechzehn Monate verflossen.

Doch an dem Außerordentlichen klebt nicht selten das Seltsame; und weil die Liebe für das Alterthum sehr viele neuere Schriftsteller bestimmt hat, den Imperator Julian, der hierin ihres Gleichen war, für einen der größten Regenten auszugeben: so sey es erlaubt, neben der Lichtseite auch die Schattenseite seines Charakters zu zeigen *).

Es ist eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß der Geist einzelner Menschen in die Vergangenheit zurückstrebt, weil die Gegenwart ihn nicht befriedigt; das Wesen der Gesellschaft, welches nie der Gegenwart allein angehört, scheint dies mit sich zu bringen. Was im neunzehnten Jahrhunderte bei so vielen Köpfen, welche nicht historisch gebildet sind, vorwaltet (ich meine die Vorliebe für abgewichene Jahrhunderte): dasselbe offenbarte sich auch im vierten Jahrhunderte bei allen Denen, die, weil sie den eigenthümlichen Geist ihrer Zeit nicht zu fassen vermochten, ihm durch ihre ausschließende Bewunderung der Vorwelt entgegen strebten. Die Philosophie hatte in diesen Zeiten eine seltsame Wendung genommen. So lange es einen Polytheismus gab, war sie die Bekämpferin desselben gewesen;

*) Bekanntlich hat Montesquieu hiermit den Anfang gemacht. Man sehe sein Werk sur la grandeur des Romains Chap. XVII. und seinen Esprit des Loix, in der Stelle, welche von Julian ausführlicher handelt.

und, im Großen genommen, konnte sie als die Mutter der neuen Lehre, welche die Welt in der Gestalt des Christenthums durchdrang, betrachtet werden. Doch sobald die neue Lehre übermächtig geworden war, und sich der Geister mit Gewalt zu bemächtigen drohete, kehrte die Philosophie zu dem Polytheismus zurück, dem sie eine Consequenz andichtete, welche ihm niemals eigen gewesen war.

Auf eine eigenthümliche Weise nun wurde Julian in diesen Widerspruch verwickelt. In einem Alter von sechs Jahren der Wuth seiner Verfolger entrissen, brachte er sein Knabenalter in den Städten Joniens und Bithyniens zu; und während der Bischof Eusebius es für seine Pflicht hielt, ihn in den Lehren des Christenthums zu unterrichten, erwarb sich der Eunuch Mardonius das Verdienst, ihn mit dem Inhalt der Iliade und Odyssee bekannt zu machen. So wurde der erste Grund zu dem Widerspruch gelegt, von welchem sich Julian in der Folge nicht befreien konnte. Die Einsamkeit des festen Schlosses von Macellum, unweit Cäsarea, wohin der Argwohn des Constantius ihn, wie seinen Bruder Gallus, verwies, trug gewiß nicht wenig zur Befestigung dieses Widerspruches bei; und die Vorliebe für den Polytheismus, welche in dem Knaben nur auf der Freude an Homers heiteren Dichtungen beruhete, verstärkte sich in dem heranwachsenden, durch ein beklagenswerthes Schicksal zum Nachdenken hingezogenen Jüngling durch die Vergleichung der Wirkungen, welche Polytheismus und Christenthum hervorgebracht hatten; wobei, wie sich ganz von selbst versteht, keine

Rücksicht genommen war auf die besondere Beschaffenheit der politischen Systeme, je nachdem sie monarchisch oder anti-monarchisch waren. Obgleich zu einer fortgesetzten Beschäftigung mit den Lehren des Christenthums angehalten, und zur Ausübung derselben gezwungen, warf er sich schon jetzt zum Vertheidiger des Polytheismus auf, so oft sich eine Gelegenheit dazu fand; und weil es dazu eines Vorwandes bedurfte, so nahm er diesen von dem Umstande her, daß die stärkere Sache sich selbst vertheidige, die schwächere hingegen eines Aufwandes von Verstand und Gelehrsamkeit bedürfe. Die Erhebung seines Bruders zu dem Range eines Cäsars verschaffte ihm ein höheres Maaß von Freiheit; und der Aufenthalt in Joniens Städten setzte ihn in Verbindung mit mehreren von jenen Sophisten, welche, aus ursprünglicher Liebe für den von ihnen mißverstandenen Platon, das schwere Geschäft übernommen hatten, mit Hinwegsetzung über den buchstäblichen Sinn alter Volksmeinungen, durch allegorische Auslegungen Einheit und Zusammenhang in die Anschauungen der Vorwelt zu bringen. Unter ihnen zeichnete sich besonders Aedesius, der Nachfolger des göttlichen Jamblichus, aus, welcher, seiner Versicherung nach, im Besitz eines Schatzes war, den er höher achtete, als die Herrschaft der Welt. Von ihm lernte Julian die Kunst, Sinn in Unsinn zu bringen, und sich mit allen Wahnbegriffen des Polytheismus auszusöhnen. Da indeß Aedesius bereits ein hohes Alter erreicht hatte, und die Ungeduld seines Schülers von Tage zu Tage neue Aufschlüsse über Einzelnes verlangte, die Jener entweder

nicht zu geben vermochte, oder aus Furcht vor dem Hofe nicht geben wollte: so stellten sich bald zwei von seinen Zöglingen dar, die Julians Durst nach Aufklärung zu stillen versprachen. Diese waren Chrysanthes und Eusebus, zwei feine Betrieger, welche sich in die einmal übernommene Rolle, einen Fürsten vom Flavischen Geschlechte zu mysticiren, theilten, bis sie ihn dahin gebracht hatten, sich der Leitung eines gewissen Maximus zu unterwerfen, den sie den Meister in der Wissenschaft der Theurgie nannten. Von seinen Händen wurde Julian in einem Alter von zwanzig Jahren zu Ephesis heimlich eingeweihet. Der Tod des Gallus, und seine Abberufung nach Mailand, machten diesen ernsthaften Spielereien ein Ende. Doch wurden sie nicht lange darauf zu Athen von Neuem begonnen; denn als Julian, durch die Gunst der Eusebia, sich einen Aufenthalt zu Athen erwirkt hatte, war eine seiner ersten Angelegenheiten, sich in die eleusinischen Geheimnisse einweihen zu lassen: eine Gefälligkeit, die man einem Prinzen am allerwenigsten zu versagen pflegt. Was für die Vorsteher solcher Anstalten bloßes Gewerbe war, das man sich einträglich zu machen suchte, dasselbe war für Julian eine Angelegenheit des Herzens und des Verstandes. Mehr als jemals getäuscht, kam er in Gallien an, wo er übte, was er bisher gelernt hatte, wenn gleich mit einiger Schonung des Hofes, der ihn mit Argus-Augen betrachten ließ. Vergeblich forderte er den Vorsteher der eleusinischen Geheimnisse auf, nach Gallien zu kommen, um daselbst durch Opfer und Riten das Werk seiner Heiligung zu

vollenden: ein solches Unternehmen schien zu Athen allzu gefährlich. Indeß fuhr Julian fort, den alten Göttern Griechenlands zu opfern; und während sein Vetter Constantius die Sache der Arianer so sehr zu der seinigen machte, daß er das Reich durch die von ihm veranstalteten Concilien erschöpfte, sah man, im stärksten Gegensatze mit dem Streite über Homo=usie und Homoi=usie, an den Ufern der Seine den Umsturz des christlichen Kirchenthums durch die Zurückführung des Polytheismus vorbereitet werden.

Kaum hatte Julian den Thron seines Vetters bestiegen, als er dem Zwange, den er sich bisher hatte anthun müssen, ein Ende zu machen beschloß. Von den Gründen, welche den großen Constantin bestimmt hatten, das Christenthum zur Staats=Religion zu erheben, war kein einziger für ihn vorhanden; weil er aber die Schwierigkeiten einer rückgängigen Bewegung begriff, so glaubte er, allen Nachtheilen, welche für ihn selbst aus einem veränderten System entspringen konnten, dadurch zu begegnen, daß er die Rolle eines Beschützers des Christenthums in die eines nachsichtigen Fürsten verwandelte, der dasselbe dulden wollte. Doch das Wort Duldung war ohne Sinn für Menschen, welche die Wahrheit zu vertheidigen glaubten; und es war um so mehr ohne Sinn, weil Der, aus dessen Munde es kam, seine Eigenthümlichkeit und das wahre Gepräge seines Geistes in dem Schutze vertheidigte, den er dem Polytheismus gewährte. Bald zeigten sich die Folgen eines so unüberlegten Verfahrens in den Verboten, welche an die Vorsteher christlicher Gemeinden ergingen,

und in den Aufmunterungen, welche die Polytheisten erhielten. Der Imperator selbst legte seine Vorliebe für die letzteren so sehr an den Tag, daß er immer nur ihren Festen beiwohnte, und, um denselben neuen Glanz zu geben, auch den stärksten Aufwand nicht scheute. So wie die christliche Welt der polytheistischen im römischen Reiche seit den letzten zwei Jahrhunderten gegenüber stand, konnte aus diesem Verfahren nichts Anderes hervorgehen, als Unheil; und, wenn in irgend einer Angelegenheit, so zeigte Julian in dieser die Flachheit seiner Beurtheilung, gar nicht ahnend, daß, wie groß auch die Vorrechte eines Monarchen seyn mögen, ihm dennoch nicht gestattet ist, den Gewissen seiner Unterthanen Zwang anzuthun. Er hatte nicht den Muth eines Diokletian, den Christen gegenüber; er konnte ihn nicht haben, nach allem, was seit ungefähr sechzig Jahren für die christliche Kirche durch seine Vorgänger geschehen war: aber um so unverzeihlicher war der Mißgriff, den er beging; und alles, was sich zu seiner Vertheidigung sagen läßt, läuft darauf hinaus, daß er nicht einsah, wie ein Regent, um die allgemeine Vernunft in seinem Staate darzustellen, vor allen Dingen vermeiden muß, sich der partiellen mit irgend einer Leidenschaft anzunehmen. Und so war Julian bei allen schätzbaren Eigenschaften, die er besaß, nichts weniger, als das Muster der Regenten; und die freie Huldigung, welche er in seinen Cäsarn *) dem Marcus Antonius

*) Dies ist der Titel eines von den Hauptwerken Julians; und in demselben werden die Imperatoren des römischen Reiches

darbringt, beweiset auf das Schlagendste, daß er sich des Abstandes, worin er sich von diesem ausgezeichneten Regenten befand, sehr deutlich bewußt war, und die Lobsprüche, welche ihm in unseren Zeiten gemacht worden sind, verachtet haben würde, wenn sie je zu seiner Kenntniß hätten gelangen können.

Vielleicht darf man den persischen Krieg, der Julians kurze Laufbahn beendigte, als eine natürliche Wirkung des Mißgriffs betrachten, der durch den Versuch einer Zurückführung des Polytheismus begangen war. Es stand in Julians Gewalt, diesen Krieg zu vermeiden; denn Sapor achtete den Besieger der Franken und Allemannen allzu sehr, als daß die Friedensvorschläge, die er ihm machen ließ, nicht hätten aufrichtig seyn sollen. Julians Antwort auf diese Vorschläge war aber mehr in dem Geiste eines Consuls der römischen Republik, die, um fortdauern zu können, sich vergrößern mußte, als in dem eines Imperators des römischen Reiches, welches unter der Last seiner Größe erlag. Er ließ nämlich dem Könige der Perser erwiedern: „an eine Friedensunterhandlung sey nicht zu denken, so lange die Trümmer von Mesopotamiens Städten rauchten, und die Absendung neuer Abgesandten sey überflüßig, da er

einer strengen Würdigung unterworfen. Sein Misopogon ist eine Satyre auf die Einwohner von Antiochien, die nichts mit ihm zu schaffen haben wollten. Außerdem sind mehrere Reden, eine bedeutende Anzahl von Briefen, und Fragmente einer ausführlichen Widerlegung des von ihm nicht begriffenen Christenthums auf uns gekommen. In allen malt sich die Lebendigkeit seines Geistes und die Eitelkeit des Schriftstellers.

beschlossen habe, in eigener Person am persischen Hofe zu erscheinen.“ Instinctmäßig kennen die Menschen ihre Stärke; und indem Julian so sprach, wußte er sehr wohl, daß er weit mehr für die Verrichtungen eines Heerführers, als für die eines Regenten paßte. Alles lag ihm daran, den König von Persien zu überraschen, und im vierten Jahrhundert die Rolle Alexanders des Großen zu wiederholen. Generale wurden ernannt, eine furchtbare Armee von mehr als hunderttausend Mann zusammengebracht, die nöthigen Verpflegungsanstalten getroffen; und kaum waren seit dem Tode des Constantius acht Monate verflossen, so befand sich Julian auf dem Wege von Constantinopel nach Antiochien. Er würde von hier aus sogleich nach der persischen Gränze vorgedrungen seyn, hätten seine Freunde nicht die Nothwendigkeit eines Halts geltend gemacht, theils um die erschöpfte Kraft der gallischen Legionen wieder herzustellen, theils um den Truppen des Orients eine Mannszucht einzuimpfen, an welcher es ihnen nur allzu sehr fehlte. So entstand Julians Aufenthalt in Antiochien, der, während seiner sechsmonatlichen Dauer, so reich an den seltsamsten Auftritten war und die Veranlassung zu dem Misopogon gab, wodurch sich der fürstliche Schriftsteller wegen ausgestandener Neckereien, durch ein ironisches Bekenntniß seiner Fehler und durch eine bittere Satyre an den weibischen Sitten Antiochiens, rächte. Hier machte er die längst gewünschte Bekanntschaft des Libanius, dieses berühmtesten Sophisten seiner Zeit, der allen Einladungen nach Constantinopel widerstanden hatte, und auch an dem Hofe Ju-

lians zu Antiochien nur dann erschien, wenn er förmlich eingeladen war *).

Die Geschichte des persischen Krieges gehört diesen Untersuchungen nur in so fern an, als sie den Charakter Julians ins Licht setzt und den Untergang des Flavischen Hauses darstellt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Julian in diesem Kriege große Feldherrn-Talente entwickelte. Den Erfolg seines Unternehmens zu sichern, schickte er, nachdem er bei Hierapolis angelangt war, ein Heer von dreißigtausend Mann, unter der Leitung des Procopius und des Sebastianus, nach Nisibis, mit dem Auftrage, die Gränze im Norden zu sichern, und dann, durch Medien und Adiabene vordringend, sich unter den Mauern von Ktesiphon, der Hauptstadt des persischen Reiches, mit ihm zu vereinigen. Er selbst wendete sich mit dem Hauptheere rechts, und erreichte am dritten Tage, über die kahle Ebene von Carrhä hin, die Ufer des Euphrat bei Nicephorium, von macedonischen Königen gegründet. Von hier verfolgte er den Strom, bis er die Thürme von Circesium entdeckte. Jetzt an der äußer-

---

*) Libanius scheint der Voltaire seiner Zeit gewesen zu seyn: von allen Seiten bemüheten sich die Großen um seine Achtung; und die Aufmerksamkeit, welche Julian ihm schenkte, ist um so auffallender, da, bei einer Vergleichung der Schriften von Beiden, der Vorzug so sehr auf Julian's Seite ist. Libanius galt für einen geistreichen Mann, bloß weil man in Zeiten lebte, wo das Gemüth ausgestorben war, und die Redensart die Stelle des Gedankens vertrat. In den Zeiten des Perikles würde man wegen seiner Stümperei um einen Ausdruck verlegen gewesen seyn.

sten Gränze des römischen Gebiets, betrat er den persischen Boden da, wo der Chaboras in den Euphrat fällt. In drei Colonnen ging er durch Mesopotamien. Die mittlere, aus lauter Fußvolk bestehend, wurde von dem Oberfeldherrn *) Victor, die rechte, aus Fußvolk und Reiterei zusammengesetzt, von dem tapfern Nevitta, die linke von dem Hormisdas, einem persischen Prinzen vom Geschlechte der Sassaniden, geführt. Es war derselbe Boden, welchen der jüngere Cyrus vor mehr als sieben Jahrhunderten betreten hatte, um seinen Bruder vom Throne zu stoßen; und die Schwierigkeiten des Marsches hatten sich in nichts verändert. Ueber die sandigen Ebenen Mesopotamiens hinaus, kam man in ein bebautes Land; und hier stellte sich zuerst die Stadt Anatho, von Arabern bewohnt, den Blicken der Römer dar. Ihr Fürst wollte Anfangs Widerstand leisten, ließ sich aber zu einer Unterwerfung bewegen. Tilutha, eine zweite Stadt, war so vortheilhaft gelegen, daß sie nicht genommen werden konnte. Schon fingen arabische und persische Streif-Corps an, das römische Heer zu umschwärmen; doch thaten sie demselben keinen wesentlichen Abbruch, weil sie für den Angriff allzu schwach waren. Bei dem Vorrücken durch Assyrien zeigte Julian, daß er wohl im Stande war, Verheerungen, welche auf die Rechnung des Königs von Persien gesetzt werden mußten, an unschuldigen Unterthanen zu rächen; schreckliche Verwüstungen bezeichneten seine Bahn. Um so tapferer widerstanden die Städte. Perisabor mußte erstürmt,

*) Magister utriusque militiae.

Maogamalcha durch Untergrabung seiner Mauern genommen werden. Schon befand man sich im Angesicht von Ktesiphon, und das römische Heer war noch immer voll guten Muths und voll Bereitwilligkeit, die Befehle eines Imperators zu vollziehen, der jede Beschwerlichkeit, jede Entbehrung mit dem gemeinsten Soldaten theilte. Die Hauptstadt war vorzüglich durch ihre Lage geschützt; und sollten alle Schwierigkeiten überwunden werden, so konnte dies nur durch einen Kanal geschehen, der den Euphrat mit dem Tigris verband, und die römische Flotte aus jenem in diesen versetzte. Einen solchen Kanal hatte Trajan in einer früheren Periode graben lassen, und sich durch denselben zum Meister von Ktesiphon gemacht. Wiewohl die Perser ihn verschüttet hatten, hielt es doch nicht schwer, die Spuren desselben wieder aufzufinden; und sobald er wieder hergestellt war, lief die Flotte in den Tigris ein. Die hohen Ufer dieses Flusses boten eine neue Schwierigkeit dar; und diese war um so bedeutender, da sie durch das Daseyn von schwerer Reiterei, geschickten Bogenschützen und ungeheuren Elephanten vermehrt wurde. Schon wankte die Entschlossenheit der römischen Generale; doch Julian, der nicht auf halbem Wege umkehren wollte, blieb unerschüttert, und seine Mittel reichten hin, den Uebergang zu bewirken. Was auf dem jenseitigen Ufer Widerstand leisten wollte, wurde in die Mauern von Ktesiphon geworfen, und nur die Verwundung des Oberfeldherrn Victor verhinderte den gleichzeitigen Einzug der Römer in die Hauptstadt. Als aber der erste Schrecken vorüber war, zeigte sich der Geist des Mor-

genlandes in seiner ganzen Stärke bei den Bewohnern von Ktesiphon; denn nichts vermochte, sie zu einer Capitulation zu bewegen. Von Wällen und Mauern geschützt, trotzten sie jeder Gefahr; und Julian's Lage wurde von diesem Augenblick an mißlich. Erstürmen ließ sich eine Stadt von Ktesiphons Umfange nicht, ohne einen beträchtlichen Theil des Heeres aufzuopfern; und wenn er sich dazu entschloß, so mußte er sich darauf gefaßt machen, in der nächsten Schlacht zu unterliegen. Es kam hinzu, daß Procopius und Sebastianus seine Erwartungen täuschten: beide Generale hatten sich entzweiet; und die Folge davon war, daß keiner von ihnen bei Ktesiphon erschien. Auch der König von Armenien hatte die wenigen Truppen, die er zu diesem Feldzug geliefert, zurückgenommen, sey es aus Haß gegen den Heiden Julian, sey es aus Furcht vor dem König von Persien. Da nun nichts im Stande war, die Einwohner von Ktesiphon zu einer Verkennung des Vortheils ihrer Lage zu reizen: so wurde beschlossen, die Belagerung dieser Hauptstadt aufzugeben, tiefer ins Land zu dringen, und die große Angelegenheit durch eine Hauptschlacht zu entscheiden, für deren glücklichen Ausgang die Wahrscheinlichkeit sprach.

Sapor, überrascht, hatte Mühe gehabt, ein Heer auf die Beine zu bringen, das er seinem Gegner entgegenstellen konnte; die Entfernung der meisten Satrapen hatte diese Wirkung hervorgebracht. Doch nach und nach hatten sich, selbst von den Gränzen Indiens und Scythiens her, die Satrapen in Sapors Lager eingestellt; und dieser war gerade mit den Anstalten zu einem

Marsche nach Assyrien beschäftigt, als Julian den Entschluß faßte, ihm entgegen zu gehen, und, etwa in Arbela's Gefilden, eine Schlacht zu liefern, welche das Schicksal des persischen Reiches entscheiden sollte. Er verbrannte zu diesem Endzweck seine Flotte, die er nicht länger vertheidigen konnte, und warf sich, von einem Ueberläufer geführt, in das Land zwischen dem Tigris und den Gebirgen Mediens. Hier würde er alles, was die Unterhaltung seines Heers erforderte, gefunden haben, hätten die Perser dieser Gegenden nicht, sey es aus Gehorsam gegen Sapors Befehle, oder aus eigenem Antriebe, das platte Land verlassen, ihre Vorräthe vernichtet, und selbst ihre Ernte in Brand gesteckt: was in einer früheren Periode die Scythen gethan hatten, um ihre Unabhängigkeit von den Persern zu behaupten, dasselbe wiederholten jetzt die Perser, den Römern gegenüber. Fortschritte ließen sich unter diesen Umständen nicht machen; kaum aber hatten sich die Römer nach dem Tigris zurückgewendet, als hinter ihnen ein Staub aufstieg, der die Nähe des Feindes verkündigte. Sie machten Halt, schlugen ihre Zelte auf, befestigten ihr Lager, und brachten die Nacht in anhaltender Unruhe zu. Am folgenden Morgen sahen sie sich auf allen Seiten mit persischer Reiterei umgeben. Dies war aber nur die Vorhut des persischen Heeres, das mit jedem Augenblick näher rückte. Genöthigt zur Fortsetzung des Rückzuges, hatten die Römer mehr als Einen Anfall auszuhalten. Ihre Tapferkeit zeigte sich hier zwar im vortheilhaftesten Lichte; das Treffen von Maronga, welches sie den Persern lieferten, konnte bei-

nahe für eine Schlacht gelten: so groß war der Verlust, welchen Sapor an seinen Anführern und an seinen Elephanten litt! Indeß war ihre Einbuße nicht viel geringer, und in der Schwüle eines assyrischen Sommers lös'te sich die Tapferkeit der Gallier und Germanen um so schneller auf, da es an allen Erfrischungen und selbst an Lebensmitteln fehlte. Den 26sten Juni des Jahres 363 marschirte das Heer durch ein unebenes Land, dessen Hügel überall von den Persern besetzt waren. Verzweiflung herrschte unter den Soldaten; doch hatten sie, gestärkt durch das Beispiel ihres Imperators, noch immer nicht der Hoffnung entsagt, an die Grenze des römischen Reiches kommen zu können. Julian selbst führte die Vorhut, als ihm gemeldet wurde, daß die Nachhut im grimmigsten Kampfe begriffen wäre. Er flog auf der Stelle dahin, wo die Gefahr am größten war, und seine Gegenwart reichte hin, die Nachhut zu befreien. In eben diesem Augenblick aber wurde die Vorhut angegriffen. Auch hier wollte er Hülfe bringen, als der Mittelpunkt des linken Flügels durch einen heftigen Anfall von persischer Reiterei und Elephanten gedrängt wurde. Genöthigt, sich zu verweilen, traf er solche Anstalten, daß er des glücklichen Ausganges gewiß seyn konnte; und schon schien alle Gefahr vorüber zu seyn, als ein Wurfspieß, der die Haut seines Arms verletzte, durch seine Rippen drang und den unteren Theil seiner Leber durchschnitt. Seine Umgebung fing ihn auf, und brachte ihn, außerhalb des Schlachtgetümmels, in ein Gezelt. Er athmete noch mehrere Stunden; und wenn Ammianus Marcellinus

über diesen Punkt Glauben verdient, so tröstete er sogar die Umstehenden durch eine wohlgesetzte Rede über seinen Hintritt. Der Kampf der Römer mit den Persern dauerte bis zum Eintritt der Nacht, wo die Perser wichen. Inzwischen hatte Julian seinen Geist aufgegeben, und sein Heer in einer Lage zurückgelassen, welche um so abscheulicher war, da keiner von seinen Generalen sich für berechtigt hielt, an seine Stelle zu treten. Das schreiende Bedürfniß leistete hier, was in einer wohlgeordneten Monarchie durch feste Successions-Gesetze geleistet zu werden pflegt; denn als der alte Sallustius sich weigerte, den Purpur anzunehmen, erklärten sich einige Stimmen für den Jovian, der den Imperator nur als erster Domesticus begleitet hatte *).

So endigte Julian, der letzte von dem Stamme des Constantius Chlorus. Die ganze Familie der Flavier, welche ein vorhaltiges Fürstengeschlecht zu bilden versprach, starb mit ihm aus; und dies war weit entfernt, ein Zufall zu seyn: denn hätte Constantin in der von ihm ausgehenden Schöpfung auch die Zukunft umfaßt, so würde es ihm nicht an Mitteln gefehlt haben, seinem Geschlechte eine lange Dauer zu geben. Doch dies lag nicht in der Denkungsweise eines Monarchen, der, weil er seiner Persönlichkeit alles zu verdanken hatte,

*) Ein solcher Domesticus führte am Hofe von Constantinopel den Titel eines Primus oder Primicerius, hatte den Rang eines Senators, und stand auf gleicher Linie mit dem Dux, wenn er auch nur Tribun war. Siehe Cod. Theodos. Lib. VI. tit. XXIV.

keinen andern Maaßstab für die erfolgreiche Wirksamkeit eines Monarchen besaß. Die Natur der Gesellschaft wurde wegen dieser beschränkten Ansicht durch die Ermordung der Brüder Constantins gerächt. Uebrigens war Julian ganz dazu gemacht, die erbliche Monarchie auf eine Probe zu bringen, die sie nicht bestehen konnte in einem Reiche, wo so Vieles ihr entgegen wirkte. Geistliche und militärische Schriftsteller haben mit gleicher Partheilichkeit über diesen Imperator geurtheilt, wie verschieden auch ihr Urtheil ausgefallen ist, da jene sich von dem Hasse, diese von der Liebe leiten ließen *). Wie fern Julian für die Verwaltung des Innern taugte, ist oben angedeutet worden. Als Feldherr, der zugleich Suverän war, beging er gewiß einen unverantwortlichen Fehler durch die Verwandlung des persischen Krieges in einen Eroberungs- oder Angriffs-Krieg; denn, wenn ihm alles auch auf das Vollkommenste gelungen wäre — wie hätte er einem Reiche gewachsen bleiben wollen, das seine Gränzen im Westen durch die sandige Region Afrika's, im Osten durch den Indus erhalten haben würde? Ist, wie an anderen Sterblichen, so auch an Monarchen nur die Vernunft zu loben, so müssen alle Lobsprüche, die man der Thätigkeit und der Ergebung Julians machen kann, vor dem Vorwurf verstummen, der ihn als

*) Der leere Schwätzer Libanius kommt hier gar nicht in Betrachtung; für ihn war alles Wort und Redensart ohne Gedanken oder Gefühl.

wahnsinnigen Eroberer trifft. Wie unglücklich würde er das römische Reich gemacht haben, wenn sein Plan gelungen wäre!

(Fortsetzung folgt.)

Hatten die Alten einen Begriff von verfassungsmäßiger Monarchie?

Es fehlt weder der griechischen, noch der römischen Literatur, am wenigsten aber der letzteren, an Lobreden auf Monarchen; allein es fehlt beiden gänzlich an Lobreden auf die Monarchie. Diese, als bloße Idee genommen, scheint etwas gewesen zu seyn, wozu sich der Verstand der alten Schriftsteller niemals hat erheben können. Nicht, daß Einzelne von ihnen die Nothwendigkeit derselben nicht empfunden hätten; aber diese Nothwendigkeit war ihnen verhaßt, war ihrer Denkungsweise so entgegen, daß sie sich ihr nie mit Freiheit unterwarfen.

Die aufgeworfene Frage würde ganz überflüssig seyn, gäbe es unter den Geisteswerken der Griechen nicht wenigstens Eins, das man nur in dem Lichte einer Lobrede auf die Monarchie betrachten kann. Dies ist Xenophons Kyropädie: ein Werk, das weit richtiger benannt seyn würde, wenn der Titel mehr die Schöpfung, als die Erziehung, des Kyros ankündigte. Selbst die Alten haben nie gewußt, was sie aus diesem Werke machen sollten; und dies ist nur ein Beweis mehr für unsere Behauptung, daß sie im Allgemeinen unfähig

waren, das Wesen der Monarchie zur Anschauung zu bringen. Platon und Cicero stimmen darin überein, daß die Kyropädie nur in dem Lichte eines politischen Romans betrachtet werden dürfe *); allein, was ist ein politischer Roman, und was verhindert, daß man in demselben sich nicht für eine Regierungsform erkläre, deren Werth von Zeitgenossen und Landsleuten verkannt wird?

Xenophons Schicksale machen es, wie ich glaube, nur allzu deutlich, daß er, als ein geborner Athener, der Monarchie vor jeder anderen Regierungsart den Vorzug gab. Erstlich ist es nicht wohl möglich, in einer Anti-Monarchie zu leben, ohne die Gebrechen derselben stärker zu empfinden, als sie von Personen empfunden werden, welche, von Jugend auf, der Monarchie angehört haben. Zweitens kann man nicht einen längeren Zeitraum hindurch Heerführer gewesen seyn, ohne die Vortheile kennen gelernt zu haben, welche die Einheit der Macht gewährt. Drittens, und dies ist die Hauptsache, kann man von seinem Vaterlande, um politischer Meinungen willen, nicht zurückgesetzt werden, ohne sich in denselben zu bestärken. Hätte Xenophon nicht den jüngeren Kyros in dessen Unternehmen gegen den Artaxerxes als Freiwilliger begleitet, und hätte dies nicht die wichtigsten Folgen für ihn gehabt: so würde die Welt nie eine Kyropädie kennen gelernt ha-

*) Der letztere sagt in dem ersten Briefe an seinen Bruder Quintus: Cyrus ille a Xenophonte non ad historiae fidem scriptus, sed ad effigiem justi imperii, etc.

ben. Auf dem Zuge nach der Hauptstadt Persiens lernte er eine Welt kennen, welche durch den Gegensatz, worin sie zu der griechischen stand, anziehend genug für ihn werden mußte. Indeß ist zu glauben, daß die persische Welt ihm keine Achtung abgewann; der Schluß seines Werkes läßt darüber keinen Zweifel bestehen, indem er sagt: „ich behaupte, daß die jetzigen Perser, wie die mit ihnen vereinigten Völker, irreligiöser gegen die Götter, pflichtvergessener gegen die Blutsverwandten, ungerechter gegen Andere, und weibischer im Kriege sind, als sie in früheren Zeiten waren." Ueberhaupt war das, was er in Persien sah und hörte, nichts weniger als geeignet, ihn für die Monarchie zu begeistern: seine Begeisterung hatte keine andere Quelle, als die Idee; und wenn er diese Idee an der Person des älteren Kyros entwickelte, so geschah es unstreitig, weil diese ihm als der schicklichste Gegenstand erschien *).

Was Herodot von dem älteren Kyros sagt, beweiset auf das Unwidersprechlichste, daß dieser König bereits zwei Jahrhunderte nach seinem Tode zu einer *mythischen* Person geworden war, von welcher man zwar im Allgemeinen wußte, daß sie das Perserreich

*) Unter den Werken Xenophons giebt es zwei, welche sich gleichfalls auf die Monarchie beziehen. Das eine führt den Titel *Agesilaus*, und ist eigentlich eine Lobschrift auf diesen lacedämonischen König, der Xenophons persönlicher Freund gewesen zu seyn scheint. In dem andern, *Hieron* betitelt, werden die Freuden und Leiden des Monarchenlebens gegen einander abgewogen, wiewohl nach dem Maaßstabe, welchen ein so kleiner Staat, wie Syrakus, für dies Leben giebt.

gestiftet hatte, übrigens aber nichts Bestimmtes angeben konnte. Gerade einer solchen Person nun bedurfte Xenophon, um an ihr seine Idee einer monarchischen Verfassung zu entwickeln. Je mehr Kyros eine historische Person gewesen wäre, desto weniger hätte er für Xenophons Zweck getaugt; denn einer historischen Person darf man nichts aufdringen, was ihr nicht zukommt. Mag das Werk des Ktesias, der Xenophons Zeitgenosse war, und in Persien, wie man gesagt hat, aus Urkunden schöpfte, die Fabeln Herodots berichtigt haben; so bleibt doch eine doppelte Frage übrig: einmal, ob das eben genannte Werk dem Xenophon zu Gesichte gekommen; zweitens, ob er im mindesten geneigt gewesen, es zu benutzen. Je mehr freien Spielraum er zur Dichtung behielt, desto lieber mußte es ihm seyn. Unstreitig ist die allgemeine Grundlage der Kyropädie historisch; ist man aber hierüber einverstanden, so darf man nicht fragen, welche von dem Xenophon angeführte, besondere Thatsachen als wahr angenommen werden können, und welche nicht? Sein Zweck war gar nicht, Geschichte zu schreiben, sondern in einer anziehenden Erzählung das Wesen der Monarchie zu enthüllen.

Die Frage kann also immer nur seyn: Wie stellte sich die Monarchie der Einbildungskraft Xenophons dar? und an diese Frage kettet sich dann die zweite: in wie fern hatten die Alten einen Begriff von einer verfassungsmäßigen Monarchie?

Beide Fragen können nur dadurch beantwortet werden, daß man anführt, wie Xenophon seinen Kyros das Perserreich gestalten läßt.

Er sagt:

*) „Nach der Eroberung von Babylon beschloß Kyros, sich so einzurichten, wie es sich für einen König schickte. Nachdem er mit seinen Freunden hierüber Rücksprache genommen hatte, bezog er das königliche Schloß in Babylon. Hier wurden die von Sardes herbeigefahrnen Schätze niedergelegt. Unmittelbar nach seinem Einzuge brachte Kyros der Hestia, dem waltenden Zeus und den übrigen, von den Magiern in Vorschlag gebrachten Göttern, die schicklichen Opfer; und sobald dies abgemacht war, schritt er zu den anderweitigen Einrichtungen."

„Die Ueberlegung, daß er in der größten der bekannten Städte unter feindselig Gesinnten seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe, um über eine große Menschenmasse zu herrschen, führte ihn auf die Idee einer Leibwache. Da er nun wußte, daß Machthaber nicht leichter überwältigt werden, als beim Essen und Trinken, im Bade, im Gemach und im Schlafe: so dachte er auf Mittel, sich für alle diese Lagen mit den treuesten Leuten zu umgeben. Sehr richtig aber urtheilte er, daß, wer einen Andern noch mehr liebt, als den der Wache Bedürftigen, nie vollkommen treu seyn wird; wer also Frau und Kinder, oder auch andere Gegenstände der Liebe hätte, der, meinte er, werde von Natur gezwungen, diesen unter allen Umständen den Vorzug zu geben. Die Verschnittenen hingegen, als aller dieser Beziehungen beraubt, würden, wie er glaubte,

*) Lib. VII. c. 5.

diejenigen am höchsten schätzen, die sie am meisten bereichern, sie mit Würden bekleiden, und ihnen, wenn Kränkungen erfolgten, zu Hülfe kommen könnten: lauter Dinge, worin ihn niemand übertreffen konnte. Auch das brachte er in Anschlag, daß, da die Verschnittenen in der Meinung Anderer sehr tief stehen, sie eines Herrn, der sich ihrer annehme, um so bedürftiger seyen; denn man nehme sich leicht etwas heraus gegen einen Verschnittenen, wenn man durch nichts davon abgehalten werde, da hingegen ein dem Herrn ergebener Verschnittener leicht zu Ehren gelange. Jene allverbreitete Meinung, daß die Verschnittenen kraftlos und feig wären, schien ihm ungegründet. Er bewies dies aus den Erscheinungen des Thiergeschlechts. Die unbändigsten Pferde hörten, gewallacht, zwar auf zu beißen und wild zu seyn, aber ihre Brauchbarkeit für den Krieg leide darunter keinesweges. Auf gleiche Weise büßten geschnittene Stiere zwar ihre Wildheit und Stößigkeit ein, aber die Fähigkeit zu arbeiten verlören sie dadurch nicht; und geschnittene Hunde wären ihren Herren nur um so treuer, ohne zur Bewachung des Hofes und zur Jagd minder brauchbar geworden zu seyn. Auf gleiche Weise nun würden, des Geschlechtstriebes beraubte Menschen zwar zahmer, aber doch nicht sorgloser in Hinsicht erhaltener Befehle, auch nicht unbrauchbarer zum Reiten und Lanzwerfen, nicht einmal minder ehrsüchtig; denn sie bewiesen, in Kriegen sowohl als auf Jagden, daß der Ehrtrieb in ihnen nicht aussterbe. Von ihrer Treue gegen den Herrn hätten sie durch Selbstentleibung die auffallendsten Proben gegeben, und niemand zeige

bei Gefährlichkeiten, in welche der Herr gerathen, mehr Treue und Entschlossenheit, als ein Verschnittener. Glaube man übrigens, die Leibesstärke gehe auf diesem Wege verloren, so könne dies wahr seyn; doch der Säbel mache im Kriege den Schwachen dem Starken völlig gleich. Aus diesen Gründen machte er, von den Thürstehern an, alle seine Bedienten zu Verschnittenen."

„Da ihm aber einleuchtete, daß eine solche Wache gegen die große Zahl der feindselig Gesinnten nicht ausreiche: so sah er sich unter den Uebrigen nach anderen treuen Beschützern der königlichen Burg um; und da er wußte, daß die Perser zu Hause ein kümmerliches Leben führten und, wegen der Unfruchtbarkeit ihres Bodens, anhaltend und mit Aufwand eigener Kräfte zu arbeiten genöthigt wären: so glaubte er, diesen werde der Dienst an seinem Hofe am besten gefallen. Er wählte daher aus ihrer Mitte zehntausend Trabanten, welche seinen Palast, wenn er in demselben verweilte, bei Tag und bei Nacht umgeben mußten; und ging er aus, so mußten sie ihn allenthalben begleiten. Weil er ferner einsah, daß Babylon, er möchte gegenwärtig oder verreiset seyn, einer starken Besatzung bedürfe, so legte er eine hinreichende Truppenzahl in die Stadt, und befahl den Einwohnern derselben, den Sold dafür zu bezahlen; denn seine Absicht war, sie so arm als möglich zu machen, damit sie desto besser in Zaum gehalten werden könnten. Die Leibwache, die er sich selbst zulegte, und die Besatzung, die er der Stadt gab, werden noch jetzt beibehalten."

„Es kam ihm darauf an, das Reich nicht bloß zu erhal-

ten, sondern es auch, wo möglich, zu vergrößern. Indem er nun glaubte, seine Soldaten seyen nicht in eben dem Maaße tapferer, als sie der Zahl nach geringer wären, denn die Unterthanen: hielt er es für gut, die tapferen Männer bei sich zu behalten, die ihm unter dem Beistande der Götter die Herrschaft verschafft hatten, und dafür zu sorgen, daß sie die Uebungen in der Tapferkeit fortsetzten. Damit es aber nicht das Ansehn gewinnen möchte, als wolle er es ihnen befehlen — damit sie vielmehr durch sich selbst zu der Einsicht gelangten, daß es so am Besten sey, und sich folglich aus freiem Antriebe in der Tugend übten: berief er die persischen Edlen nebst Allen, welche ihm würdig schienen, an den Beschwerlichkeiten und an den Vortheilen Theil zu nehmen, und redete die Versammlung also an."

""Freunde und Kampfgenossen! Vor allen Dingen sey den Göttern Dank dafür gesagt, daß sie uns das Glück verliehen haben, dessen sie uns würdig hielten. Wir haben jetzt ein großes und gutes Land; wir haben auch Leute, die es bebauen, um uns zu ernähren. Wir besitzen Häuser und Hausgeräth, und keiner von euch braucht zu glauben, das, was er besitzt, gehöre einem Andern an, als ihm selbst; denn es ist ein ewiges Gesetz unter Menschen, nach welchem dem Eroberer einer Stadt die Leiber und Güter der Bürger gehören. Was ihr habt, besitzt ihr nicht durch Ungerechtigkeit; wohl aber habt ihr aus Menschenliebe nicht genommen, was ihr Jenen gelassen habt. Was nun aber unser künftiges Betragen betrifft, so bin ich der Meinung, daß, wenn wir uns der Trägheit und den Wollüsten schlechter

Leute ergeben, welche den Grundsatz haben, Arbeit sey Elend, und ein müßiges Leben der höchste Genuß, wir bald dahin gelangen werden, uns selbst verachten zu müssen und auf das Erworbene Verzicht zu leisten. Um künftig tapfer zu bleiben, ist nicht genug, daß man es gewesen sey; man muß sich anhaltend darin üben. So wie nämlich andere Künste abnehmen, wenn sie vernachlässigt werden, und so wie selbst gesunde Leiber, wenn man sich der Trägheit ergiebt, ungesund werden: eben so arten auch Mäßigung, Enthaltsamkeit und Stärke, wenn man sie zu üben unterläßt, in Laster aus. Wir müssen uns also zusammennehmen, um nicht in dem Genusse des Augenblicks zu versinken. Allerdings ist es ein großes Werk, sich ein Reich zu erwerben; doch ein noch weit größeres ist es, das einmal erworbene zu erhalten. Erwerbung ist nicht selten die Folge eines kühnen Unternehmens; Erhaltung des Erworbenen aber ist ein Werk der Weisheit, das nicht zu Stande gebracht werden kann, ohne sehr viel Sorgfalt, sehr viel Enthaltsamkeit. Wir haben also jetzt weit mehr Ursache, uns in der Tugend zu üben, als sonst, ehe wir diese Güter besaßen; denn das wissen wir, daß je mehr einer besitzt, desto mehr wird er beneidet, desto mehr hat er von den Nachstellungen seiner Feinde zu befürchten, vorzüglich wenn er, wie dies mit uns der Fall ist, seine Güter und seine übrigen Vorzüge von Personen hat, die sie wider Willen entbehren. Davon können wir freilich überzeugt seyn, daß die Götter mit uns seyn werden; denn nichts haben wir durch ungerechte Nachstellungen erworben, wohl aber dadurch, daß wir solche bestraften.

Bei dem allen müssen wir uns aufs Beste einrichten. Dies aber geschieht nur dadurch, daß wir uns der Herrschaft würdiger zeigen, als unsere Unterthanen. An Hitze und Kälte, an Speise und Trank, an Arbeit und Schlaf, muß man freilich auch Knechte Theil nehmen lassen, wiewohl so, daß man sich bestrebt, auch hierin einen Vorzug vor ihnen zu besitzen. Allein an Kriegeswissenschaft und Kriegesübung müssen sie schlechterdings keinen Antheil haben, da sie für uns den Acker bebauen und uns Tribute geben sollen; wir müssen vielmehr in Uebungen dieser Art einen Vorzug suchen, mit der Ueberzeugung, daß die Götter den Menschen dergleichen als Mittel zur Freiheit und Glückseligkeit gewähren. So wie wir nun jene der Waffen berauben, so müssen wir selbst nie ohne Waffen seyn, nie vergessend, daß, wer mit den Waffen vertraut ist, alles besitzt, was er will. Wollte jemand denken, wozu nützt es, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, wenn man noch immer Hunger und Durst, Sorgen und Arbeit ertragen soll: so muß man ihn daran erinnern, daß Güter um so mehr Genuß gewähren, je größer der Zusatz von Arbeit ist, den sie erhalten. Arbeit ist nämlich ein Zugemüse für Tapfere; und auch das kostbarste Gut wird unschmackhaft, wenn man seiner nicht bedurft, wenn man es gar nicht begehrt hat. Wenn uns nun die Gottheit jene Güter, nach welchen die Menschen am meisten streben, ertheilt hat, wir aber es unsere Sorge seyn lassen, den angenehmsten Gebrauch davon zu machen: so ist es gewiß, daß Der den meisten Genuß hat, der nur dann isset, wenn ihn hungert, nur dann trinkt, wenn ihn

durstet, nur dann ausruhet, wenn seine Kräfte erschöpft sind. Deshalb rathe ich, daß wir die Pflichten eines tugendhaften Mannes erfüllen; denn nur alsdann werden wir unsere Güter aufs Beste und Angenehmste genießen, und das Härteste, was wir erleben können, nie erfahren. Wahrlich, es ist lange nicht so unangenehm, keine Güter zu erlangen, als es ist, ihrer beraubt zu werden. Bedenket auch, daß es eines Vorwandes bedürfte, um künftig schlechter zu seyn, als wir bisher waren. Welches aber könnte dieser Vorwand seyn? Etwa, daß wir die herrschende Classe bilden? Allein, seit wann ist es dem Herrscher erlaubt, schlechter zu seyn, als der Unterthan? Oder etwa, weil wir jetzt glücklicher zu seyn scheinen, als ehemals? Aber wer hält dem Reichen das Laster zu gut? Oder weil wir Knechte besitzen, die wir bestrafen, wenn sie nichts taugen? Aber wie kann jemand, der selbst nichts taugt, einen Anderen wegen seines schlechten Betragens bestrafen? Bedenkt auch das, daß wir eine Menge Diener zur Bewachung unserer Häuser und Leiber unterhalten wollen. Wäre es nun nicht schändlich, wenn wir uns fremde Beschützer unserer Wohlfahrt halten, uns selbst aber nicht beschützen wollten? Vor allen Dingen muß man die Ueberzeugung haben, daß es keine bessere Art des Schutzes giebt, als wenn man selbst tapfer und gut ist. Die Tugend muß also unsere beständige Gefährtin seyn, da ein Mensch, der keine Tugend hat, nicht werth ist, irgend ein anderes Gut zu besitzen. Und was verlange ich, meine Freunde, wenn ich euch auffordere, die Tugend zu üben und Fertigkeit in derselben zu erlangen?

gen? Nichts Neues, sondern nur das, was in Persien die Edlen thun, wenn sie sich in den Regierungssälen befinden. Richtet also euer Augenmerk auf mich, und gebt Acht, ob ich meine Pflichten erfülle. Ich hinwiederum will euch beobachten; und wer seine Pflicht vollkommen thut, der soll von mir geehrt und belohnt werden. So wollen wir denn auch unsere Kinder erziehen; denn wir selbst werden dadurch besser, wenn wir uns bemühen, unseren Kindern die besten Beispiele zu geben, und diese können schwerlich aus der Art schlagen, wenn sie nichts Unanständiges sehen und hören, und täglich angehalten werden, sich der Tugend und Ehrbarkeit zu befleißigen.''''

„Die Freunde des Kyros waren hiermit einverstanden; und man beschloß, daß die Vornehmsten beständig bei Hofe seyn und dem Kyros ihre Dienste anbieten sollten, bis er sie entließe. Und dies beobachten die Unterthanen des Königs von Persien bis auf den heutigen Tag; denn was in dieser Erzählung als von dem Kyros herrührend mitgetheilt worden ist, das haben die Könige von Persien als ein bewährtes Mittel angenommen, sich der Oberherrschaft auf immer zu versichern. Es verhält sich damit aber nicht anders, als mit anderen Dingen. Ist ein Fürst vortrefflich, so werden die Gesetze heiliger beobachtet; ist er schlecht, so vernachlässigt man sie.''

*) „Kyros aber schuf noch eine Menge anderer Aemter: Einnehmer für die Abgaben, Auszahler der

*) Lib. VIII. c. 1.

Gehalte, Aufseher über die öffentlichen Werke, Bewahrer der Schätze und Besorger der nothwendigen Bedürfnisse. Selbst Aufseher über die Pferde und Hunde stellte er an, damit diese Thiere aufs Beste abgerichtet würden. Die Aufsicht über Diejenigen, deren Mitwirkung zur allgemeinen Wohlfahrt er für nothwendig hielt, übernahm er selbst, weil er dies als seine Pflicht ansah. Denn er wußte, daß er, wenn es eine Schlacht gelten sollte, aus diesen die Anführer wählen mußte, wie auch die Häupter größerer Abtheilungen, und den Feldherrn selbst. Eben so glaubte er, aus der Mitte dieser Vornehmen nur die Befehlshaber der Städte und die Satrapen der Völker bestellen zu müssen; ferner die Gesandten, welche von der größten Wichtigkeit für ihn waren, sofern er seine Zwecke auch ohne Krieg erreichen wollte. Ueberhaupt meinte er, es stehe schlecht um einen Staat, dem es an tüchtigen Männern fehle; hingegen müsse alles aufs Beste von Statten gehen, wo es nicht an solchen fehle. Hierauf war denn auch seine größte Sorge gerichtet, und um solche Männer in größerer Fülle zu erzeugen, stellte er den Grundsatz auf, daß die Tugendübung für alle gleich sehr Pflicht sey; denn er glaubte, daß man Andere nur in so fern zu großen und schönen Thaten anreize, als man sich selbst dazu aufgelegt fühle."

„Um aber die wichtigsten Dinge selbst besorgen zu können, mußte er sich Muße verschaffen. Da sein großer Staat großen Aufwand erforderte, so durfte er die Einkünfte nicht aus der Acht lassen; da er aber sehr viel Güter besaß, so lag am Tage, daß er sich nicht

um das Einzelne bekümmern konnte, wenn er die Sorge für das Allgemeine nicht aufgeben wollte. Indem er nun überlegte, wie der Staatshaushalt wohl so einzurichten sey, daß er Muße gewönne, stellte sich ihm die Ordnung im Kriegeswesen dar, nach welcher der Rottenführer unter dem Hauptmann, dieser unter dem Obersten, dieser aber unter dem Feldherrn steht, so daß, wenn auch noch so viele Tausende vorhanden sind, der Feldherr seinen Befehl nur den Obersten zukommen zu lassen braucht, wenn etwas im Heere geschehen soll. Dieselbe Einrichtung traf er bei der Verwaltung des Staatshaushalts, und behielt sich nur die oberste Aufsicht vor. Ob er nun gleich nur mit Wenigen zu reden nöthig hatte, so wurde doch im Staatshaushalt nichts vernachlässigt, und er gewann bei weitem mehr Muße, als Mancher, der nur ein Haus oder ein Schiff zu regieren hat. Und nachdem er seine eigenen Angelegenheiten so geordnet hatte, empfahl er seinen Freunden dieselbe Methode."

„Hierauf fing er auch an, Acht zu haben auf das Betragen Derer, welche den größten Antheil an seiner Ehre haben sollten. Wenn Einige, die ihre Güter durch Andere bewirthschaften konnten, nicht bei Hofe erschienen, so erkundigte er sich genau nach der Ursache ihres Ausbleibens; denn er glaubte, daß Die, welche sich daselbst einfänden, nicht so leicht etwas Böses oder Unanständiges begehen würden, theils wegen der Nähe, worin sie sich in Ansehung des Fürsten befänden, theils weil sie wüßten, daß den Gutgesinnten ihre Aufführung nicht verborgen bleiben werde. Von den Abwesenden

hingegen nahm er an, daß sie sich aus Zügellosigkeit, oder Ungerechtigkeit, oder Nachlässigkeit entfernt hielten. Um nun diese zu einer regelmäßigen Erscheinung am Hofe zu nöthigen, bediente er sich mehrerer Zwangsmittel. Zuweilen befahl er einigen seiner Vertrauten, sich der Güter des Ausbleibenden unter dem Vorwande zu bemächtigen, als ob sie ihnen nicht gehörten. Dies bewog denn Jene, sogleich bei Hofe zu erscheinen, um sich über Vergewaltigung zu beklagen; und Kyros ließ es alsdann an sich kommen, ehe er ihnen Gehör ertheilte, und noch länger zögerte er, ehe er den Streit entschied. Hierdurch glaubte er, Jene zu fleißigeren Aufwartungen zu gewöhnen, ohne sie durch harte Strafen gegen sich zu erbittern. Dies war aber nur Eine Art von Zurechtweisung. Eine andere bestand darin, daß er den Anwesenden immer die leichtesten und einträglichsten Verrichtungen übertrug, den Abwesenden aber gar keine Vortheile zuwendete. Das stärkste Zwangsmittel aber bestand darin, daß er Dem, der durchaus nicht gehorchen wollte, seine Güter nahm, und diese einem Andern ertheilte, von welchem er glauben konnte, daß er auf den ersten Wink in Bereitschaft seyn würde. Auf solche Weise erhielt er, anstatt des unbrauchbaren Freundes, einen brauchbaren; und noch jetzt forscht der König von Persien nach, wenn einer am Hofe fehlt, der seiner Pflicht gemäß da seyn sollte."

„Was nun Diejenigen betrifft, welche sich regelmäßig einstellten: so glaubte er, sie nicht besser zu allem Guten und Rühmlichen antreiben zu können, als wenn er selbst, ihr Fürst, sich bestrebte, seinen Untergebenen

zu zeigen, daß er mit allen Tugenden geschmückt sey. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß, wenn die geschriebenen Gesetze die Menschen bisweilen besseren, der Fürst gleichsam ein sehendes Gesetz sey, weil er nicht bloß gute Verordnungen machen, sondern auch die Ungehorsamen sehen und strafen könne. Dies bewog ihn, daß er sich jetzt, wo er um so viel glücklicher geworden, als einen eifrigen Verehrer der Götter bewies. Seinen Verordnungen nach mußten die Magier früh Morgens den Göttern Loblieder anstimmen und Opfer darbringen; und diese Verordnungen sind noch immer unter den Persern in Kraft. Die übrigen Perser ahmten hierin leicht dem Könige nach, indem sie glaubten, sie würden um so glücklicher werden, wenn sie die Götter, nach dem Beispiele ihres allerglücklichsten Fürsten, verehrten; auch glaubten sie sich dadurch bei dem Kyros beliebter zu machen. Kyros aber hielt diese Götterfurcht seiner Unterthanen für einen großen Vortheil für sich selbst; er dachte nämlich über diesen Punkt wie die Seefahrer, welche auf dem Meere lieber in Gesellschaft frommer, als ruchloser Leute seyn mögen. Außerdem meinte er: wenn Alle, welche er an seiner Ehre und an seinem Glücke Theil nehmen ließ, gottesfürchtig wären, so würden sie um so weniger ihren Pflichten gegen ihn, als ihren gemeinschaftlichen Wohltoater, entgegen handeln. Er bewies auch bei jeder Gelegenheit, daß er es zu schätzen wußte, wenn jemand weder seinen Freund, noch seinen Kampfgenossen beleidigte, sondern nur das Gerechte und Billige vor Augen hatte. Dabei glaubte er, daß, um Andere mit Schamhaftig

keit zu erfüllen, kein Mittel wirksamer wäre, als wenn er selbst eine solche Schamhaftigkeit zeigte, daß er weder etwas Unanständiges thäte, noch sagte. Dies schloß er aus folgenden Erscheinungen: Die Menschen empfinden für den Schamhaften, auch wenn er nicht Fürst, sondern ein bloßer Privatmann ist, den man gar nicht zu fürchten braucht, weit mehr Achtung, als für den Schamlosen; und auch das schöne Geschlecht erwirbt sich durch Schamhaftigkeit mehr, als durch alle übrigen Vorzüge, die Achtung der Männer. Um aber seiner Umgebung den unbedingtesten Gehorsam gegen seine Befehle einzuflößen, zeigte er bei jeder Gelegenheit, daß er Die, welche einen solchen Gehorsam bewiesen, mehr ehre, als Andere, welche Proben von den größten und beschwerlichsten Tugenden abgelegt hatten. Groß in der Selbstbeherrschung, bewog er durch sein Beispiel alle Anderen, diese Tugend zu üben; denn wenn man sieht, daß Derjenige sich mäßigt, der am meisten das Recht hat, sich etwas heraus zu nehmen, so werden sich die Geringeren um so mehr in Acht nehmen, ihrem Uebermuth den Zügel schießen zu lassen. Den Unterschied zwischen Schamhaftigkeit und Selbstbeherrschung stellte er so, daß er von jener sagte, sie vermeide öffentliche Unanständigkeiten, von dieser, sie hüte sich auch vor den verborgenen. Er glaubte auch, die Enthaltsamkeit werde allgemeiner geübt, wenn er zeige, daß er durch ein gegenwärtiges Vergnügen sich von der Tugend nicht abziehen lasse, sondern sich die Folgen der Ergetzlichkeiten durch vorhergegangene Arbeiten erst zubereite. Durch ein solches Betragen bewirkte er an seinem Hofe,

daß die Geringern sich gegen Vornehmere bescheiden und nachgiebig betrugen, und sich überall anständig begegneten. Man bemerkte Keinen, den der Zorn außer sich setzte, oder die Freude ausgelassen machte; man mußte vielmehr gestehen, daß die feinste Sitte vorherrschte."

„Wen er zu Kriegesdiensten geschickt machen wollte, den führte er auf die Jagd; denn er war der Meinung, daß diese eine treffliche Vorübung sey und vorzüglich den Reiter ausbilde, der, indem er das Wild verfolgt, nur um so fester schließen muß, je ungleicher der Boden ist. Durch die Jagd übte er seine Freunde auch in der Enthaltsamkeit und in der Ertragung von Hunger und Durst, Kälte und Hitze."

„Aus Dem, was ich bisher mitgetheilt habe, geht hervor, daß Kyros nur Den der Oberherrschaft würdig achtete, der besser war, als seine Untergebenen; aber auch das ist daraus klar, daß, indem er seine Hofleute zu allen guten Uebungen anhielt, er für sich selbst die größte Fertigkeit in der Enthaltsamkeit und in den Kriegeskünsten erwarb. War er nicht durch Staatsgeschäfte gefesselt, so führte er sie auf die Jagd; und selbst wenn er zu Hause bleiben mußte, jagte er die Thiere, welche in den Parken unterhalten wurden. Er selbst aß nicht eher, als bis er sich stark bewegt hatte; und auch die Pferde wurden nicht eher gefüttert, als bis sie müde getummelt waren. Zu dieser Jagd lud er selbst die Könige von seiner Umgebung ein; und die Folge davon war, daß sowohl er selbst, als die Vornehmsten seines Reiches, sich eine vorzügliche Geschicklich-

keit in allen guten Künsten erwarben. Er selbst stellte sich als Muster dar; indem er aber Diejenigen, welche der Tugend am eifrigsten nachstrebten, mit Geschenken, Befehlshaberstellen, höherem Range und allen nur möglichen Ehrenbezeugungen belohnte, erweckte er bei Allen den Ehrgeiz, seine Achtung zu verdienen."

„An dem Kyros aber ist auch das noch zu bemerken, daß er der Meinung war, ein Fürst müsse nicht bloß dahin streben, wahre Vorzüge vor seinen Unterthanen zu haben, sondern sich auch gewisser Blendwerke gegen diese bedienen. Zu diesem Endzweck wählte er die medische Tracht für sich und seine Umgebung; denn er hielt dafür, daß sie nicht bloß gewisse Körpergebrechen verberge, sondern auch den Körperbau in dem vortheilhaftesten Lichte zeige. Ihre Schuhe sind so beschaffen, daß man leicht etwas unterschieben kann, um größer zu scheinen, als man ist. Seine Leute mußten die Augen bemalen, um schönäugiger zu scheinen; und auch schminken mußten sie sich, um die natürliche Gesichtsfarbe dadurch zu erhöhen. Zugleich hielt er darauf, daß sie in Anderer Gegenwart weder ausspeien, noch sich die Nase schneuzen, noch sich umwenden durften, um etwas zu beobachten, gleichsam als wenn sie nichts bewunderten; denn er hielt dafür, daß dies alles dazu beitrage, die Vornehmeren gegen die Verachtung der Geringeren sicher zu stellen. Doch bereitete er nur Diejenigen also vor, welchen er einmal obrigkeitliche Aemter anvertrauen wollte. Wer zur Knechtschaft bestimmt war, hatte an solchen Uebungen keinen Antheil, und durfte nicht einmal Waffen tragen. Nur dafür sorgte

er, daß es diesen Unfreien nicht an Speise und Trank gebrach, wenn sie einmal von den Freien bei ihren Uebungen gebraucht wurden. Sie durften, wenn sie das Wild auf die Ebene trieben, Speise mit sich nehmen, obgleich kein Freier sich dergleichen untersichen durfte. Auf Reisen führte er sie, wie das Lastvieh, zur Tränke, und wenn es Mittag war, so wartete er, bis sie gegessen hatten, damit der Hunger sie nicht allzu sehr quälte. Dafür nannten sie ihn denn, eben sowohl wie die Großen, ihren Vater, ob er gleich nur dafür sorgte, daß sie immer Knechte bleiben möchten."

*) „Während seines Aufenthalts in Babylon beschloß er, die überwundenen Völker mit Satrapen zu versehen. Indeß war sein Gedanke, daß die Commandanten der Festungen, und die Militär-Befehlshaber in den Provinzen nur von ihm abhangen sollten; und zwar gebrauchte er diese Vorsicht, damit, wenn einmal ein Satrap, geblendet von seinem Reichthum oder von der Menge seiner Untergebenen, übermüthig würde und nicht länger gehorchen wollte, er seine Widersacher in seiner eigenen Provinz finden möchte. Bei diesem Vorhaben hielt er es für gut, seine Freunde zu versammeln und es ihnen vorher bekannt zu machen, damit Die, welche als Statthalter abgehen sollten, genau wüßten, woran sie wären; denn er meinte, sie würden es sich auf solche Weise lieber gefallen lassen, als wenn sie erst nach angetretener Statthalterschaft mit dieser Einrichtung bekannt würden. — Den abgehenden Statthaltern befahl

*) Lib. VIII. c. 6.

er, so viel als immer möglich, alles so einzurichten, wie sie es bei ihm gesehen hätten. Sie sollten sich aus den Persern und Bundesgenossen, die mit ihnen in die Provinz zögen, Reiterei und Streitwagen errichten; und wer von diesen Persern und Bundesgenossen Ländereien und Paläste erhalten, der sollte verpflichtet seyn, bei Hofe zu erscheinen, frugal zu leben und dem Satrapen hold und gewärtig zu seyn. Der Satrap aber sollte die Kinder seiner Vasallen an seinem Hofe erziehen lassen, so wie es bei ihm geschähe, und seine Leute oft auf die Jagd führen, um sie dadurch, so wie sich selbst, zu Kriegesübungen geschickter zu machen. Wer von euch, setzte er hinzu, mir, nach Verhältniß seiner Macht, die meisten Streitwagen und die besten Reiter wird darstellen können, den werde ich als einen guten Freund und eine feste Stütze des Reiches ehren. Weiset auch bei euch, wie es bei mir hergebracht ist, dem Tapfersten die oberste Stelle an; und was euren Tisch betrifft, so richtet ihn so ein, daß er nicht bloß für euch und euer Haus hinlange, sondern auch reichlich genug besetzt sey, um davon euren Freunden mitzutheilen. Leget auch Thiergärten an, und heget Wild in denselben; esset aber nicht eher, als bis ihr gearbeitet habt, und lasset euren Pferden nicht eher Futter geben, als bis sie getummelt sind. Als Einzelner bin ich nicht im Stande, eure Vorzüge durch menschliche Tapferkeit zu beschützen; ich muß tapfere Leute zu Hülfe nehmen, um euch mit ihnen beizustehen, und auf gleiche Weise müßt ihr mit den in euren Provinzen befindlichen Tapfern mir Beistand leisten. Bedenket auch, daß ich das, was ich euch be-

fehle, nicht Sklaven auftrage. Was ich euch befehle, das übe ich selbst."

„Es wird noch eine andere Erfindung von ihm angeführt, welche mit der Größe des Reiches im engsten Zusammenhange stand, und durch welche er auch aus den entferntesten Gegenden von dem Stande der Sachen schnell unterrichtet werden konnte. Er untersuchte nämlich, welche Strecke ein starkes Pferd in Einem Tage zurücklegen könne, ließ in den nöthigen Entfernungen Pferdeställe erbauen, und versah dieselben mit Pferden und Leuten, denen die Wartung anvertrauet war. An jedem dieser Orte nun bestellte er auch einen Mann, um eingehende Briefe anzunehmen und sie weiter zu fördern, auch die ermüdeten Pferde in den Stall zu ziehen und an ihrer Stelle frische zu geben. Selbst des Nachts gingen diese Boten, und der Tagbote wurde von dem Nachtboten abgelöset. Auf solche Weise konnten die Boten schneller ihre Bestimmung erfüllen, als fliegende Kraniche; und war dem auch nicht so, so war dies doch die schnellste Art, wie ein Mensch zu Lande fortkommen kann. Vortrefflich war diese Einrichtung, so fern auf die eingelaufenen Nachrichten sogleich Vorkehrungen getroffen werden konnten."

* * *

So Xenophon in dem Bilde, das er uns von den Einrichtungen des Kyros entwirft.

Ob Kyros wirklich der Urheber dieser Einrichtungen war, ist kaum ein Gegenstand der Frage. Das

Medisch-Bactrische Reich war lange vor Kyros da; und da man voraussetzen muß, daß dieses Reich, welches dem Perser-Staate in der Cultur sehr überlegen war, seine Einrichtungen seit vielen Jahrhunderten gehabt habe: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Kyros beibehielt, was er vorfand, und was er abzuändern weder die Macht, noch die Geschicklichkeit hatte. Das Schicksal der cultivirten Staaten Asiens ist zu allen Zeiten eins und dasselbe gewesen: nämlich, von solchen Völkern verschlungen zu werden, welche zwar in der Cultur hinter ihnen zurück waren, aber dafür desto frischeren Muth hatten. Die Perser, lange den Medern unterwürfig, waren ein Bergvolk in den gebirgigen Theilen der Landschaft Persis, und führten, wo nicht ganz, doch gewiß dem größten Theile nach, ein nomadisches Leben. Sie waren, wie die sämmtlichen Hirtenvölker Asiens, in Stämme getheilt, die sich, der Lebensart nach, aufs Wesentlichste von einander unterschieden; denn drei waren Kriegerstämme, drei trieben Ackerbau, und vier nomadisirten. Herrschender Stamm war der der Pasargaden. Zu diesem gehörte Kyros; und, wie in späteren Zeiten Dschingis-Khan zum Oberhaupt aller Mogolischen Horden gewählt wurde, so scheint auch Kyros zum Oberhaupt aller persischen Stämme zu einer Zeit gewählt worden zu seyn, wo das medische und das babylonische Reich in Verfall waren und einer Auffrischung bedurften, welche nur minder verderbte Hirtenvölker geben konnten. Unstreitig war Kyros ein unternehmender Mann, wenn gleich nichts weniger als das, was Xenophon aus ihm machen möchte, indem er ihm Weltansichten und eine

Sittenlehre unterschiebt, die nur in der Schule des Sokrates erworben werden konnten.

Gehen wir nun auf eine Zergliederung der Schöpfung des Kyros ein, so ist in der That nichts lächerlicher, als daß eben der Mann, der, allen seinen Grundsätzen zu Folge, sich jeder Eroberung hätte enthalten sollen, nach der Bezwingung von Babylon seine Herrschaft vorzüglich dadurch zu sichern und zu befestigen sucht, daß er sich mit einer Leibwache von Verschnittenen umgiebt. Dies ist einer von den großen Widersprüchen, welche nothwendig entstehen, wenn man die Thatsachen der Geschichte noch zu etwas mehr gebrauchen will, als wozu sie vorhanden sind. Es lag gewiß von je her in der Organisation der größeren Reiche des Orients, daß die Könige ohne diese Menschen-Classe nicht fertig werden konnten; der militärische Despotismus, ohne welchen diese Reiche nicht bestehen konnten, brachte es mit sich, daß die Chefs ihre persönliche Sicherheit am wenigsten der Krieger-Kaste anvertrauen durften. Es ist also an und für sich nichts dagegen einzuwenden, daß Kyros, nachdem er aufgehört hatte, bloßes Oberhaupt der persischen Stämme zu seyn, seine Zuflucht zu den Eunuchen nimmt; aber daß der Xenophontische Kyros dies thut, ist nicht zu verzeihen, weil es ihn in Widerspruch mit sich selber setzt. Ließ er sich auf Verschnittene ein, so war kein Grund vorhanden, dem Harem zu entsagen: einer Institution, welcher die Verschnittenen unstreitig ihre Entstehung verdanken. Warum aber spricht Xenophon nicht auch von dem Harem des Kyros? Der Grund ist klar. Neben dem Ha-

rem hätte nicht die Rede seyn können von Enthaltsamkeit, Selbstbeherrschung und anderen Tugenden; der Widerspruch würde allzu auffallend gewesen seyn und griechische Leser empört haben. Doch betrachten wir dies als eine Kleinigkeit!

Nach Xenophon hatte das von Kyros gestiftete Reich folgende Gränzen: gegen Morgen das rothe Meer, gegen Mitternacht den Pontus Euxinus, gegen Abend Kypros und Aegypten, gegen Mittag Aethiopien. Man irrt schwerlich, wenn man dies Reich für so groß annimmt, als Spanien, Frankreich und Deutschland zusammengenommen. Diese bedeutende Ländermasse zerfiel allerdings in Provinzen; aber war die Abtheilung so getroffen, daß die Einheit der Regierung gesichert blieb? Dies scheint nicht der Fall gewesen zu seyn. Der eigentlichen Satrapien gab es, nach Xenophon, nur sechs; denn er erzählt, Megabyzes sey nach Arabien, Artabatas nach Kappadocien, Artakamas nach Groß-Phrygien, Chrysantas nach Lydien und Jonien, Adusios nach Karien, und Pharnuchos nach dem hellespontischen Phrygien und nach Aeolien gesendet worden; und er fügt hinzu, Kilikien, Kypros und Paphlagonien hätten keine Satrapen erhalten, weil sie gegen Babylon freiwilligen Beistand geleistet. Die Provinzen, welche von Satrapen regiert wurden, waren nichts weniger als gesichert; dies beweiset die Geschichte aller dieser Satrapien, in welchen Abfall und Empörung an der Tagesordnung waren. Aber wie stand es nun in denen Provinzen, die, wie es scheint, keine eigentlichen Satrapen hatten? Wodurch war in ihnen die Autori-

tät des Königs gesichert? Wollen wir annehmen, daß die Militär-Chefs hier für alles eingestanden haben: wo bleibt alsdann die effigies justi imperii des Cicero? Da, wo man von dem Grundsatz ausgeht, daß Unterthanen nicht genug danieder gehalten werden können, wenn sie in den Schranken des blinden Gehorsams bleiben sollen, mag die Regierung sich immerhin eine väterliche nennen, oder von dem Sklavensinne der Unterdrückten so genannt werden: sie ist und bleibt, wo nicht eine tyrannische, doch eine despotische Regierung, die nur allzu bald dahin gelangt, der Herrschaft, welche sie ausüben möchte, entsagen zu müssen. In Wahrheit, es ist auffallend, daß Xenophon seinen Helden Dinge sagen läßt, die nie über seine Lippen hätten kommen sollen, z. B. über die Behandlung der Einwohner von Babylon, und über die der ackerbauenden Unterthanen. Doch beim rechten Lichte besehen, mochte der Unterschied in den Gesinnungen eines Aristokraten von Xenophons Schlage, und eines Königs von Persien, der so eben seine Eroberungen vollendet hatte, so groß nicht seyn; und das einzige Merkwürdige bleibt, daß Xenophon am Schlusse seiner Kyropädie mit einer Art von Bedauern sagen konnte: gleich nach dem Tode des Kyros hätten sich seine Söhne über die Herrschaft entzweiet, und Städte und Völker wären abgefallen, und alles habe sich verschlimmert. Wie konnte es denn anders kommen? War denn das Reich nicht viel zu groß, als daß ein Einziger die Seele des Ganzen hätte seyn können? und waren die Mittel, dieses Ganze zusammen zu halten, nicht viel zu schwach, als daß sie

nicht hätten unwirksam werden müssen, sobald sie aufhörten, zerstörend zu seyn? Denn das ist das Schicksal aller Militär-Staaten, daß sie in sich zerfallen, sobald es dahin gekommen ist, daß das Militär keine feindselige Tendenz mehr hat: eine Erscheinung, die sich nach den ersten Menschenaltern einzustellen pflegt.

Was dem unterrichteten Leser der Kyropädie am meisten auffallen muß, ist die große Aehnlichkeit zwischen den Einrichtungen und Sitten der Perser, und denen der alten Germanen. Dieselbe Stamm-Verfassung, dieselben Hofverhältnisse, dieselbe scheinbare Hörigkeit bei einem fortdauernden Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit; und eben deswegen auch dieselben Erscheinungen in dem einen und dem andern Reiche! Man glaubt sich in das Mittelalter versetzt, wenn man das siebente und achte Buch der Kyropädie lieset. Hier hat Xenophon nichts erfunden. Wie unbegreiflich ihm auch die Thatsachen der persischen Welt seyn mögen, so hat er sie doch nicht in einem solchen Grade entstellen können, daß sie verwischt worden wären. Sein Kyros ist freilich nichts weiter, als ein griechischer Philosoph auf dem persischen Throne — ungefähr das, was Xenophon gewesen seyn würde, wenn ihm das Schicksal zur Beherrschung eines großen Reiches berufen hätte: aber die persische Welt steht in ihrer Eigenthümlichkeit da, und diese Eigenthümlichkeit ist um so anziehender, je weniger sich ihre Aehnlichkeit mit dem Wesen der alten germanischen Welt verkennen läßt. Es fehlt nicht an anderen Spuren, um zu der Vermuthung zu gelangen, daß Perser und Germanen gleichen Ursprung

gehabt haben, und die große Aehnlichkeit der Sprache beider Völker wird vielleicht unter allen Umständen den Ausschlag geben müssen; wenn dem aber auch nicht so wäre, so würde der Inhalt der Kyropädie ausreichen, die Einheit des Ursprungs von Persern und Germanen darzuthun.

Um nun zu der Frage zurückzukehren, welche die Ueberschrift dieses Aufsatzes ausmacht: so müssen wir bemerken, daß die Alten von Dem, was man in unseren Zeiten durch den Ausdruck „constitutionelle Monarchie" bezeichnet, gar keine Ahnung hatten. Denn wenn darunter nur die Regierungsform verstanden werden kann, welche, Einheit und Gesellschaftlichkeit in ihren Grund-Charakteren vereinigend, die Gewalt nur um des Rechten willen übt, und folglich nicht das Rechte durch die Gewalt setzet: so brachte selbst die Natur der alten Staaten es mit sich, daß man sich nicht zu der Idee einer solchen Regierungsform erheben konnte. Noch jetzt bemerken wir, daß, um diese Idee zu verwirklichen, nichts so nothwendig ist, als eine gewisse Größe der Staaten, welche man in die Versuchung gerathen könnte, „die eben rechte" zu nennen. Sind nämlich die Staaten allzu klein, so gerathen Verwaltung und Vertretung (Einheit und Gesellschaftlichkeit) leicht in eine so innige Berührung, daß an kein bleibendes Verhältniß zwischen beiden zu denken ist; und sind die Staaten allzu groß, so fällt jeder Conflikt zwischen Verwaltung und Vertretung ganz von selbst weg, weil die erstere nicht freien Spielraum genug bekommen kann. Folgt man der Geschichte, so macht man leicht die Entdeckung, daß alle

Anti-Monarchie, oder sogenannte Republik, aus dem Stadt-Wesen, alle Monarchie hingegen aus dem Horden-Wesen hervorgegangen ist. Jenes, auf einen engen Raum beschränkt, reizte zum Genusse des höchsten Grades von Freiheit, der sich mit diesem engen Raum vertrug; dieses, unbeschränkt durch den Raum, machte die Unterwerfung unter den Willen eines Einzigen zur absoluten Pflicht, weil sonst nicht auf Fortdauer zu rechnen war. Ohne den Gegensatz von Stadt- und Horden-Wesen würde also das menschliche Geschlecht nie so entgegengesetzte Regierungsarten kennen gelernt haben, wie Monarchie und Anti-Monarchie sind Das Erobern ist die Sache des Horden-Wesens; und wenn man von dem römischen Reiche absieht, das seine Entstehung dem Erweiterungstriebe einer einzelnen Stadt verdankte, so sind alle großen Reiche durch den Unternehmungsgeist der Horden-Anführer gestiftet worden. Staaten, in welchen sich die Regierung so ausbildet, daß sie ein Zusammengesetztes aus Einheit und Gesellschaftlichkeit wird, sind also diejenigen Vergesellschaftungen, in welchen Stadt- und Horden-Wesen zur Harmonie gediehen sind. Hieraus aber ist klar, warum im Alterthum Monarchie und Anti-Monarchie sich gegenseitig unbegreiflich bleiben mußten, und warum man es folglich nie darauf anlegen konnte, beide mit einander zu vereinigen. Nur allzu sehr fühlte man in den Anti-Monarchieen die Nothwendigkeit der Einheit, in den Monarchieen die Nothwendigkeit der Gesellschaftlichkeit; aber man verzweifelte an der Vereinigung von beiden. Ueberhaupt ist dies ein Gedanke, den nur die neuere

Zeit geben konnte, in Kraft der Fortschritte, welche seit drei Jahrhunderten in der Natur-Philosophie gemacht worden sind: Fortschritte, die sich nicht länger verkennen lassen, und wesentlich auf der Ueberzeugung beruhen, die man gewonnen hat, daß, wie in der physischen, so auch in der moralischen Welt, Kraft ohne Gegenkraft, Wirkung ohne Gegenwirkung undenkbar ist.

Bemerkungen über die neueste Preisaufgabe der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Die Aehnlichkeit zwischen der Sphinx der alten, und zwischen den Akademieen der Wissenschaften der neueren Zeit läßt sich schwerlich verkennen. Jene gab Räthsel auf, die gelöset werden sollten; diese thun desgleichen in ihren Preisfragen, die allenfalls für noch etwas mehr als bloße Räthsel gelten können. Die erstere belohnte den Oedipus mit einem Königreiche; die letzteren haben freilich keine Königreiche zu verschenken, aber sie belohnen mit Lobsprüchen und Ducaten.

Die Verschiedenheit zwischen der Sphinx der alten, und zwischen den Akademieen der neueren Zeit stellt sich nicht eher dar, als bis man Rücksicht nimmt auf das Betragen von beiden in dem Falle, daß ihre Räthsel ungelöset blieben. Die Sphinx zerfleischte; und dies war allerdings um so grausamer, da sie nicht hätte vergessen sollen, daß es unter allen Umständen weit leichter ist, zu fragen, als zu antworten, und da zugleich nichts Unanständigeres gedacht werden kann, als den unbefangenen Wanderer, wie sie that, von einem Hinterhalte aus zu überfallen, und dann mit Witzproben zu ängstigen.

Die Akademieen der Wissenschaften gehen weit menschlicher zu Werke; denn erstlich überfallen sie Keinen mit ihren Räthseln, und geben sogar ziemlich lange Bedenkzeit; zweitens werden sie nie böse, wenn ihre Räthsel ganz unbeantwortet bleiben; drittens machen sie gar kein Aufheben, wenn die Beantwortung nicht nach ihrem Sinne ist.

Bacon *) will das Abweichende dieses Verfahrens darin finden, daß die Räthsel der Sphinx mehr praktischer als theoretischer Natur gewesen seyen; und er kann leicht Recht haben. Denn soll in der Erzählung von dem Auftritte zwischen der Sphinx und dem Oedipus irgend ein Sinn enthalten seyn: so muß man annehmen, der thebanische Staat selbst sey die Sphinx gewesen. Nämlich auf folgende Weise. Der Staat war in Unordnung gerathen, und Alle, die es versucht hatten, ihn in Ordnung zu bringen, waren darüber zu Grunde gegangen, wie es bei Umwälzungen zu geschehen pflegt. Zuletzt kam die Reihe an einen besonnenen Mann, der, durch das Schicksal seiner Vorgänger gewitzigt, von dem Grundsatze ausging, daß man allmählig zu Werke gehen und nichts übereilen müsse. Ihm — sein Name war Oedipus (Dickfuß) — gelang, was den Uebrigen fehlgeschlagen war; und da die wiederhergestellte Ordnung eines Beschützers bedurfte, so wurde er auf die natürlichste Weise vor der Welt König von Theben. Aus den Händen der Sphinx konnte er das Königreich nicht erhalten; denn

*) In der Abhandlung de sapientia Veterum c. XXVIII.

selbst die Fabel führt von ihm an, daß er die Sphinx getödtet und ihren Leichnam auf einem Esel fortgeschafft habe: ein vortrefflicher Zusatz, um die Unumschränktheit zu schildern, womit Oedipus, nachdem er alles zum Gehorsam gebracht hatte, über Theben regierte.

Andere finden die Ursache der größeren Leutseligkeit moderner Sphinxe nicht sowohl in dem Unterschiede zwischen Praxis und Theorie, als vielmehr in der Unbestimmtheit jener Räthsel, die man Preisaufgaben zu nennen pflegt. „Ein tüchtiges Räthsel, sagen sie, muß gelöset seyn, ehe es aufgegeben werden kann. Wer fühlt in dem Falle, den die Fabel vorhält, nicht sogleich, daß die Antwort des Oedipus die einzig richtige ist! und wie hätte sie es seyn können, wenn die Frage nicht deutlich gedacht gewesen wäre! Verhielte es sich nun auf gleiche Weise mit den Aufgaben, welche von den Akademieen der Wissenschaften ausgehen: so würden diese unstreitig ein wenig strenger seyn. Doch weil die Räthsel der Akademieen in der Regel keine gelöseten Räthsel sind, d. h. weil man in den Preisaufgaben sehr häufig nur einen Versuch macht, ob man einen richtigen Gedanken gehabt habe, oder nicht: so bleibt nach eingegangener Antwort nichts anderes übrig, als hübsch mild und artig zu seyn, damit es nicht scheinen möge, als habe man bloßen Scherz getrieben. Die Alten verstanden sich selbst in ihren Fabeln auf die Natur der Dinge: sie lessen die Sphinx zerfleischen, weil ihre Räthsel nicht gelöset worden sind; dafür aber lassen sie auch den Leichnam der besiegten Sphinx auf einem Esel davon getragen werden. Eins bringt das Andere mit sich.

Doch solche Extreme haben nicht den Beifall der Neueren. Sie bleiben in einer anständigen Mitte; und selbst, indem sie das Richteramt üben, nehmen sie ihre Stellung noch immer so, daß sie weder beleidigen, noch beleidiget werden können, und daß es auf die gefälligste Weise zweifelhaft bleibt, mit welchem Rechte sie sich zu Richtern aufwerfen."

Worauf sich auch die Leutseligkeit der modernen Sphinxe, Akademieen der Wissenschaften genannt, gründen möge: die Aufgabe, auf deren richtige und umfassende Antwort die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt den Preis von Einhundert Thalern gesetzt hat, verdient es wohl, daß man sie näher beleuchte.

Es soll ausgemittelt werden:

1) welchen Einfluß der Befreiungskrieg der Jahre 1813 bis 1815 auf die Entwickelung der Menschheit in ihrer reinen Idee gehabt hat;
2) in wie fern die Menschheit durch denselben dieser reinen Idee näher gebracht ist, oder sich weiter von derselben entfernt hat;
3) aus welchen Erscheinungen des bürgerlichen Lebens sich dieses erkennen lasse, und in welchen Ländern Europa's solche vorkommen, die ein Vor- und ein Rückschreiten beurkunden.

Hierüber einige Bemerkungen zu machen, wird um so mehr erlaubt seyn, je gewöhnlicher es ist, daß Akademieen Preisfragen stellen, in welchen die Natur der Dinge eben so sehr verkannt wird, als die Grenzen des menschlichen Geistes. Sollen die Wissenschaften gedeihen, so ist vor allen Dingen nöthig, daß man sich nicht über

das Mögliche täusche; denn wo so etwas Statt findet, da wird Alles zu Tand.

Ich frage also zunächst: „Was ist Entwickelung der Menschheit in ihrer reinen Idee?"

Der Ausdruck, den man hier gebraucht hat, ist weit davon entfernt, so verständlich zu seyn, als er wohl seyn sollte. Man versuche, ihn in das Französische, oder in jede andere Sprache zu übersetzen; und man wird sogleich finden, wie unvollkommen er ist.

Das Wort Menschheit wird in einer doppelten Bedeutung gebraucht: Einmal, für menschliches Geschlecht; zweitens für das, was man durch Humanität zu bezeichnen pflegt. Welche von diesen beiden Bedeutungen soll nun gelten? Unstreitig die letztere, weil der Zusatz „in ihrer reinen Idee" dadurch allein einen Sinn erhält.

Allein, wenn diese Bedeutung den Vorzug erhalten muß, wie kommt man alsdann zu der Frage: welchen Einfluß der Befreiungskrieg auf die Entwickelung der Menschheit in ihrer reinen Idee gehabt habe. So wenig die Humanität einen Krieg erzeugen kann, eben so wenig kann der Krieg die Humanität entwickeln; beide sind Entgegengesetzte, die einander nur abstoßen können. Ein Krieg ist ein vortreffliches Mittel, das Staatsbürgerliche in dem Menschen zu entwickeln, und diese Wirkung bringt er um so sicherer hervor, je länger er anhält; allein das Staatsbürgerliche ist auch in vielen Punkten das Entgegengesetzte des Menschlichen, wenn gleich dieses nicht anders, als in dem Staatsbürgerlichen, zum Vorschein treten kann. Muß das Wort Menschheit noch in einer anderen Bedeutung genommen

werden, so gestehe ich, daß mir dieselbe ganz unbekannt ist. Zwar bin ich im Stande, zu ahnen, daß etwas gemeint sey, was, unabhängig von Zeit und Umständen, die Idee der plastischen Natur in Ansehung des menschlichen Geschlechts ausdrückt; allein alsdann begreife ich wiederum nicht, wie man einen Krieg damit in Verbindung bringen und fragen konnte, in wie fern dieser Krieg zur Entwickelung dieser Idee beigetragen habe: denn entweder diese Idee ist da; und alsdann braucht sie nicht entwickelt zu werden: oder sie ist nicht da; und alsdann ist ihre Entwickelung unmöglich. In dem einen, wie in dem anderen Falle, ist die Aufgabe kein Gegenstand der Beantwortung.

Es bleibt also schwerlich etwas Anderes übrig, als den Ausdruck Menschheit in dem Sinne zu nehmen, worin er gleichbedeutend ist mit menschlichem Geschlechte. Hier aber stellen sich besondere Schwierigkeiten für die Beantwortung der aufgeworfenen Frage dar. Unstreitig giebt es eine Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, wie unbekannt uns auch die Gesetze seyn mögen, nach welchen sie erfolgt. Soll nun angegeben werden, welchen Einfluß eine so einzelne Begebenheit, wie die Befreiungskriege von 1813 und 1815, auf die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes haben: so darf man nicht vergessen, daß dasselbe nicht bloß durch bedeutende Räume von einander getrennt, sondern auch durch Sprachen, Sitten und Gesetze sehr wesentlich geschieden ist; nicht vergessen, daß es in Asien, Afrika und Amerika zahlreiche Völker giebt, bis zu welchen die glorreiche Kunde von einer wiederholten

Einnahme der Hauptstadt Frankreichs gar noch nicht erschollen ist, oder (wenn dies übertrieben seyn sollte) welche gegen Das, was in Europa vorgeht, eben so gleichgültig sind, wie die Europäer gegen die Umwälzungen in Japan, China, den Staaten des inneren Afrika, und denen der Südsee-Inseln; nicht vergessen endlich, daß es mit dem Interesse an den wichtigsten Ereignissen nicht anders geht, als mit der Bewegung des Schalls, welche, nach Maaßgabe der Entfernung, immer schwächer wird. Das ganze menschliche Geschlecht in allen seinen großen und kleinen Abtheilungen, muß Demjenigen vorschweben, welcher bestimmen will, wie die genannten Freiheitskriege auf die Entwickelung der Menschheit eingewirkt haben. Wer aber kann hierüber etwas bestimmen! Wer ist allgegenwärtig genug, um alle die Beziehungen aufzufassen, worin die ungleichartigsten Völker zu Europa stehen, und um zu beurtheilen, ob es unter diesen nicht einzelne gebe, welche weit davon entfernt sind, den Begebenheiten der Jahre 1813 und 1815, wie über alles wichtig sie auch den Europäern erscheinen mögen, irgend eine ernste Einwirkung auf sich zu gestatten! Wäre es denn so ganz unmöglich, daß sich die Europäer, in ihren verschiedenen Abtheilungen, über die Größe des Ergebnisses täuschten? Wäre es ganz unmöglich, daß ihnen nach zehn, zwanzig, dreißig Jahren in Ansehung desselben begegnete, was ihnen so oft begegnet ist, wenn die Erinnerung an gemachte Anstrengungen noch ganz frisch war, nämlich zu übertreiben? Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt würde aus vielen anderen Gründen, zugleich aber

auch aus diesem, wohl gethan haben, wenn sie sich die einfache Frage vorgelegt hätte: ob sie nach etwa funfzig Jahren die Aufgabe noch eben so stellen würde, wie sie dieselbe in dem Jahre 1817, nicht zwei volle Jahre nach dem Abschluß des letzten Pariser Friedens, gestellt hat *).

Selbst wenn man von dem Einfluß der Befreiungskriege der letzten Zeit auf die Entwickelung der Menschheit nach ihrem ganzen Umfange absieht, und sich auf die Beurtheilung dieses Einflusses auf die Entwickelung desjenigen Theils des menschlichen Geschlechtes beschränkt, den man die europäische Menschheit zu nennen pflegt: wie schwer bleibt es noch immer, zu einem Ergebniß zu gelangen, das Allen als wahr einleuchtet, und sich dadurch wie von selbst vertheidigt! In der sittlichen Welt werden alle Wirkungen zu Ursachen neuer Wirkungen. Die Befreiungskriege der Jahre 1813 und 1815 stehen also nach ihrer Vollendung freilich als Ursachen da; wer ermißt aber, wie sie auf jedes einzelne Volk von Europa einwirken, und was der Erfolg dieser Einwirkung seyn werde! Will man sich nicht bloßen Vermuthungen hin-

---

*) Bacon sagt in der oben angeführten Abhandlung: Aenigmatum S p h i n g i s in universum sunt duo genera: aenigmata de natura rerum, atque aenigmata de natura hominis. Similiter in praemium solutionis duo sequuntur imperia: imperium in naturam, et imperium in homines. Verae enim Philosophiae naturalis finis proprius et ultimus est in res naturales, licet schola, oblatis contenta et sermonibus tumefacta, res et opera negligat et fere projiciat. Dies wird hier nur angeführt, um den Akademieen, in Hinsicht ihrer Preisaufgaben, wo möglich, eine andere Richtung zu geben.

geben, will man irgend einen festen Boden für sein Raisonnement gewinnen: so muß man stehen bleiben bei den Thatsachen, welche Niemand leugnet, und den Gedanken festhalten, daß das Menschliche sich nur im Staatsbürgerlichen offenbaren kann, weil der gesellschaftliche Zustand für den Menschen zugleich der natürliche ist. Hier nun muß man sogleich bekennen, daß die Gestalt Europa's durch jene Freiheitskriege aufs Wesentlichste verändert worden ist. Durch sie ist bewirkt worden, daß der Suverän von Portugal zwar das Recht erhalten hat, nach Lissabon zurückzukehren, aber aus überwiegenden Gründen in Rio Janeiro zurückgeblieben ist, nämlich um die Gefahren zu bestehen, von welchen Brasilien in dem Aufstande der spanisch-amerikanischen Provinzen gegen das Mutterland bedrohet war: ein Entschluß, welcher die Folge gehabt hat, daß ein europäisches Königreich zu einer amerikanischen Provinz geworden ist. Durch sie ist bewirkt worden, daß Spanien seine alte Dynastie zurückerhalten hat, wiewohl so, daß die Fesseln des kirchlichen Despotismus, von welchen es sich befreien wollte, zu eben der Zeit wieder hergestellt sind, wo es seine amerikanischen Colonieen unabtreiblich verliert. Durch sie ist bewirkt worden, daß Frankreich, indem es seine alte Dynastie zurückerhalten hat, fähig geworden ist, die Idee einer Volksvertretung vollkommener, als bis dahin, zu entwickeln, so daß in seinem politischen Systeme Kraft und Gegenkraft auf eine Weise verbunden sind, welche den Despotismus entfernt, und die Güte der Gesetze verbürgt. Dieselben Befreiungskriege haben Großbri-

tanniens Herrschaft vermehrt, aber seiner National-Schuld eine Größe gegeben, die sie nur allzu bedenklich macht. Für Deutschland haben diese Kriege die Wirkung hervorgebracht, daß es in acht und dreißig Souveränetäten zerfallen ist, welche durch das schwächste aller Bande zusammengehalten und zur Einheit hingeleitet werden. Italien hat seine alten Beherrscher zurückbekommen, aber es fühlt, daß es nicht mehr ist, was es sonst war; und indem der Pabst nach Rom zurückgekehrt ist, wird die europäische Welt aus der Zeit in die Vergangenheit zurückgezogen, wo sie weder leben will, noch leben kann. Die nordischen Mächte haben, theils unter sich, theis in Beziehung auf das übrige Europa, ihre Verhältnisse verändert: Norwegen, von Dänemark geschieden, ist mit Schweden vereinigt worden, und durch die Errichtung des Königreichs Polen ist Rußland über die Weichsel vorgedrungen. Nur die Türkei ist unverändert geblieben. Dies sind die Wirkungen der Befreiungskriege von 1813 und 1815; dies die stätigen Größen, deren Für- oder Gegeneinanderwirken die künftigen Schicksale von Europa bestimmen muß. Wer aber ist kühn genug, über diese Schicksale schon jetzt etwas festsetzen zu wollen!

Der Gang der Natur in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts ist so groß, daß bis jetzt noch keine Einbildungskraft ausgereicht hat, ihn zu fassen; ihre Wege sind nicht selten die umgekehrten von denjenigen, die der Mensch für die einzig richtigen hält. Eben deswegen irrt man sich so leicht in der Beurtheilung der Erfolge. Es kommt hinzu, daß der Mensch so

geneigt ist, in Ansehung der Zeit keinen Unterschied zu machen zwischen Dem, was sie für Einzelne, und Dem, was sie für Völker wirkt. Ein Zeitraum von wenigen Jahren — wie wichtig ist er für die Entwickelung des Individuums! Wie unwichtig aber ist eben dieser Zeitraum für die Entwickelung eines Volks, oder einer Gesellschaft von Völkern! Dies hätte die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt wohl bedenken sollen. Wenn die Frage aufgeworfen wird, was die Reformation für Europa geleistet hat; so ist in dieser Frage Sinn: denn sie setzet einen Zeitraum von drei Jahrhunderten; und wer auf die Beantwortung derselben eingeht, überschauet eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die irgend ein Urtheil zuläßt. Eben so, wenn die Frage aufgeworfen wird: wie hängt der westphälische Friede zusammen mit den Begebenheiten des Jahres 1806, und mit Dem, was aus diesen Begebenheiten für Deutschland gefolgt ist? Was läßt sich aber überschauen, wenn gefragt wird: welchen Einfluß haben die Befreiungskriege von 1813 und 1815 auf die Entwickelung der Menschheit in ihrer reinen Idee gehabt? Was läßt sich antworten, wenn gefordert wird, daß die Antwort im nächsten Jahre abgeliefert werden soll! Wäre die Frage im Jahre 1917 aufgeworfen worden, dann hätte sie unstreitig einen Sinn gehabt; da sie aber ein Jahrhundert zu früh gekommen ist, so muß man sie für ein Hysteronproteron erklären, in welchem das Leben der Völker auf das Unbegreiflichste verkannt worden ist. Denn was soll an die Stelle der Thatsachen treten, welche bei Fragen dieser Art allein in Betrachtung zu

kommen verdienen? Träume, Muthmaßungen, Prophezeiungen? Und doch muß man gestehen, daß dies die einzige Antwort auf die Frage der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt ist.

Wie man sich auch drehen und wenden mag, um alles Politische aus der Beantwortung zu entfernen: es geht nicht, weil alles Menschliche politisch ist. Wie man sich auch drehen und wenden mag, um der Antwort nicht einen prophetischen Anstrich zu geben: es geht nicht, weil man sich in die Zukunft um so mehr versenken muß, je weniger man sich mit ihr zu schaffen machen soll. Es giebt aber im Grunde nur zwei Dinge, welche als Resultate der Befreiungskriege von 1813 und 1815 ihren Einfluß über das ganze Europa zu erstrecken, und den gesellschaftlichen Zustand in diesem Erdtheile von Grund aus zu verändern verheißen. Das eine dieser Dinge ist die Zurückführung der Bourbons nach Frankreich; das andere, die Unabhängigkeit des spanischen Amerika von dem Mutterlande. Beide Dinge sind nicht auf gleiche Weise aus dem Befreiungskriege hervorgegangen; man kann die Zurückführung der Bourbons nach Frankreich eine unmittelbare, die Unabhängigkeit des spanischen Amerika (so fern sie als vollendet gedacht werden darf) eine mittelbare Wirkung derselben nennen. Doch in welchem Verhältnisse auch beide Erscheinungen, als Wirkungen einer bestimmten Ursache, zu den Befreiungskriegen stehen mögen: so verdienen sie vorzüglich, daß man bei ihnen verweile, um zu beurtheilen, was sie als Ursachen leisten werden.

Was nun zunächst die Rückkehr der Bourbons

nach Frankreich betrifft, so muß man sie als die unmittelbare Ursache des politischen Systems betrachten, welches Frankreich seitdem angenommen hat. Nur unter einem rechtmäßigen Könige konnten die Franzosen wahren und bleibenden Antheil an der Gesetzgebung erhalten. Ich sage: wahren und bleibenden Antheil an der Gesetzgebung; und ich fürchte nichts weniger, als den Widerspruch Derer, welche wissen, auf welchem Grund und Boden die Volksvertretung in Frankreich beruhet. Nur da giebt es wahren und bleibenden Antheil an der Gesetzgebung, wo die Volksvertretung Demokratie und Aristokratie gleich sehr durchschneidet; und da dies gegenwärtig in Frankreich der Fall ist, so darf man behaupten, die französische Regierung habe sich dem Organismus genähert, welcher bisher immer als der vollkommenste vorgeschwebt hat, so schwer er auch zu erreichen war. Dies nun vorausgesetzt, entsteht die Frage: welches werden die Wirkungen dieses besseren Organismus für eine Welt seyn, welche seit Jahrhunderten ein so starkes Bedürfniß fühlt, mit sich selbst im Gleichgewichte zu stehen? Hier eröffnet sich eine Aussicht, die, wie groß sie auch seyn möge, nichts weniger als heiter ist. Kaum hat Frankreich sein Inneres auf eine Weise geordnet, welche auf dauernde Harmonie schließen läßt, so ist Großbritannien in die lebhafteste Unruhe gerathen. Mehr, als auf jedem anderen Punkte der europäischen Welt, fühlt man auf den brittischen Inseln, daß Frankreich, in Folge seiner überstandenen Umwälzung, einen beneidenswerthen Vorzug gewonnen hat, der zu einem gefährli-

chen

chen werden kann, wenn man nicht die Kunst versteht, ihn entweder zu vernichten — was nicht wohl möglich ist —, oder ihn sich anzueignen — was mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn dürfte. Lauter spricht man in dem brittischen Parliamente von den Nachtheilen einer oligarchischen Regierung; stärker dringt man auf eine Parliaments=Reform, weil in dieser das einzige Mittel enthalten ist, zu einer Volksvertretung zu gelangen. Spanien ist eine Welt für sich, welche die Entwickelung des übrigen Europa nur ungern theilt; aber tief erschüttert, theils durch die gewaltsamen Reformations=Versuche, deren Urheber Napoleon war, theils durch den unabwendbaren Abfall der amerikanischen Colonieen, scheint es eines längeren Zeitraums zu bedürfen, um die Ruhe wieder zu finden, die es verloren hat. Ist von Deutschland die Rede, so darf man nicht vergessen, daß es in acht und dreißig Souveränetäten getheilt ist, von welchen jede ihren besonderen Vortheil mit verfolgt, und daß der Bundestag die, einem großen Reiche nothwendige Einheit mehr ersetzt als giebt. Italien, das schöne Italien, ist in allen seinen Abtheilungen seit ungefähr zwanzig Jahren von einer Hand in die andere gegangen, zum unverkennbaren Verderben seiner Bewohner, welche, wie die übrigen Europäer, Etwas haben wollten, das sie mit Standhaftigkeit lieben könnten, und welchen in Hinsicht ihrer Dynastie keine Wahl gestattet war. Dänemark und Schweden scheinen sich mehr verglichen, als ausgesöhnt zu haben. Rußland beschreibt, wie alle sehr großen Reiche, seine eigene Bahn, unerreicht von den gesellschaftlichen Bedürfnis-

sen des übrigen Europa, der höheren Cultur auf eigenthümlichen Wegen entgegen gehend. Die Türkei folgt eigenen Gesetzen, welche immer die Farbe des Orients tragen werden. So steht die europäische Welt da, voll von neuen Sympathieen und Antipathieen, und in der That recht wesentlich verändert gegen das, was sie vor dreißig Jahren war. Allenthalben haben die Befreiungskriege von 1813 und 1815 neue Keime absetzt, deren Entfaltung schwerlich zu verhindern ist. Doch wie diese Entfaltung von Statten gehen, und was nach funfzig oder hundert Jahren aus ihr emporgewachsen seyn werde: dies ist Etwas, das alle Berechnung übersteigt. Ganz unstreitig wird es nach einem Jahrhundert noch ein Spanien, ein Frankreich, ein Großbritannien, ein Deutschland, ein Italien u. s. w. geben; allein, in welcher Eigenthümlichkeit alle diese Länder dastehen werden, läßt sich nur in so fern fassen, als man voraussetzt, die Wissenschaft des Menschen und der Gesellschaft könne während dieses Zeitraums nur an Evidenz gewinnen, und die Schicksale der Staaten werden damit in dem engsten Zusammenhange stehen.

Es könnte scheinen, als trüge die europäische Welt ihr Entwickelungs-Princip ausschließend in sich selbst. Dem ist aber nicht also. An dem, was in den drei letzten Jahrhunderten aus Europa geworden ist, haben Amerika und Asien den wesentlichsten Antheil; und, so wie die nächste Vergangenheit sich nur dann vollständig erklären läßt, wenn man die Entdeckung des Columbus nicht aus den Augen verliert: so wird sich auch die nächste Zukunft nur von Solchen begreifen lassen, die

bei Beurtheilung der Erscheinungen auf die Einwirkungen des frei gewordenen Amerika Rücksicht nehmen.

Wir kommen jetzt zu dem zweiten Punkte.

In dem Revolutions-Kriege, den Europa bis zum Jahre 1815 zu bestehen hatte, sind Spaniens Colonieen zuerst des Vortheils inne geworden, den ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande mit sich führen würde. Irgend einmal mußte die Stunde ihrer Befreiung schlagen; und der rechte Zeitpunkt schien ihnen gekommen, als die alte spanische Dynastie nach Frankreich versetzt wurde, und die Spanier, so wie die übrigen Europäer, mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, ihnen keine bedeutende Hindernisse in den Weg legen konnten. Sie haben seitdem nicht aufgehört, für ihre Freiheit zu kämpfen, und die Kriege in Europa haben ihnen so viel Vorschub geleistet, daß sie dem Ziele ihrer Bestrebungen sehr nahe gekommen sind. Mit ihrer Unabhängigkeit beginnt eine neue Aera für Europa; und die Frage ist: wie wird sich die europäische Welt bilden, nachdem sie das Vorrecht verloren hat, ein ungeheures Festland jenseits des Oceans zu beherrschen?

Wie man sich die Sache auch denken möge — die Freiheit der Amerikaner kann nicht verfehlen, vortheilhaft auf die Völker Europa's zurückzuwirken. Ist es einmal dahin gekommen, daß diese mit den Bewohnern von Mexico, Quito, Peru, Chili, Rio de la Plata in unmittelbare Berührung getreten sind: so haben sich alle Verhältnisse verändert, welche bisher das Wesen der europäischen Staatsgesellschaften ausmachten. Die Geldwirthschaft, von welcher Europa sich nicht trennen

kann, weil auf ihr die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen beruhet — die Geldwirthschaft wird und muß den Antrieb geben zu allen den gesetzlichen Anordnungen, welche der persönlichen Freiheit günstig sind; und so ist zu erwarten, daß die Unabhängigkeit der Amerikaner die erste Veranlassung seyn werde zur Austilgung des letzten Ueberrestes der Hörigkeit und Leibeigenschaft. Theilnahme an dem Welthandel zu gewinnen, dies wird der gemeinschaftliche Strebepunkt aller Völker seyn, welche so gelegen sind, daß sie eines solchen Wunsches theilhaftig werden können; und wenn die Politik bisher den Küstenbesitz nur allzu sehr vernachlässigt hat, so wird es dahin kommen, daß man einen einzigen, vortheilhaft gelegenen Hafen in einen höheren Anschlag bringt, als die größte Provinz. Was hiermit zusammenhängt, fühlt Jeder, ohne daß es ausgesprochen wird. Alles, was Spanien auf dem amerikanischen Festlande verliert, kommt der ganzen europäischen Welt zu Gute, und in der Unabhängigkeit der spanischen Amerikaner liegt ein unendlicher Entwickelungsstoff. Spanien selbst — wird es nach entschiedenem Verluste seiner amerikanischen Colonieen bleiben können, was es bisher war? Wenn Spaniens Regierung jetzt noch glaubt, es liege in ihren Pflichten, die Eigenthümlichkeit zu beschützen, welche die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel bisher von dem übrigen Europa gesondert haben: wird sie es auch nach zehn und zwanzig Jahren noch glauben können? Werden nicht Umstände eintreten, welche ihr keine andere Wahl gestatten, als nachgiebig zu seyn gegen die Forderungen der aufgeklärtesten Män-

ner der ganzen Nation? Werden ihre eigenen Geldbedürfnisse, wenn diese von Amerika aus nicht länger befriedigt werden können, sie nicht bestimmen, die jenseits des atlantischen Oceans verlornen Provinzen in Spanien selbst wieder zu gewinnen durch Aufmunterung des Gewerbfleißes und durch Wegräumung aller der Hindernisse, mit welchen dieses bisher zu kämpfen hatte? Wie aber steht es um so viele europäische Vorurtheile, wenn Spanien dieselben nicht länger unterstützt und trägt? Man kann sogar fragen: was aus dem gepriesenen europäischen Gleichgewicht geworden sey, wenn Portugal und Spanien von ihren weitschichtigen Colonieen für immer getrennt sind. Was ist es jetzt? was wird es nach zwanzig bis dreißig Jahren geworden seyn, wenn der Handel sich in ganz anderen Bahnen bewegt? Vergeblich rechnet man auf Stillstand: er ist eben so wenig in der sittlichen, als in der physischen Welt anzutreffen; und so wie die Entdeckung Amerika's allen europäischen Dingen eine andere Wendung gegeben hat, eben so verspricht die Unabhängigkeit dieses großen Festlandes von europäischen Gesetzen alle gegenwärtigen Verhältnisse abzuändern. Es ist in der That mehr als wahrscheinlich, daß unsre Nachkommen nach drei Jahrhunderten, indem sie die Reihe der Begebenheiten, welche von den letzten pariser Friedensschlüssen ausgegangen ist, überschauen, mit eben dem Mitleid auf unsere Begränztheit zurückblicken werden, womit wir die vielfach vergeblichen Bemühungen unsrer Vorfahren vor drei Jahrhunderten betrachten.

Ich habe bisher gezeigt, Einmal, durch welche Be-

gränzung die Aufgabe der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt zu einem Satze wird, der sich entwickeln läßt; zweitens, welche Punkte es sind, auf welche bei dieser Entwickelung vorzüglich Rücksicht genommen werden muß. Habe ich geirrt, so kann mein Irrthum nur darin liegen, daß mir die Erläuterungen, welche die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt ihrer Aufgabe angehängt haben soll, nicht zu Gesichte gekommen sind; und in diesem Falle habe ich Ursache, um Nachsicht zu bitten, vorausgesetzt, daß jene Erläuterungen den Standpunkt, aus welchem die Aufgabe betrachtet werden muß, veränderten. Ich füge nur noch eine Bemerkung hinzu, welche die Erscheinung der sittlichen Welt im Allgemeinen betrifft. Von welcher Art dieselben auch seyn mögen: so muß man sich doch nicht irre machen lassen durch das, was auf den ersten Anblick ein Vor- oder Rückschreiten ankündigt. Alle Entwickelung kann nur dadurch zum Vorschein kommen, daß zwei entgegenstrebende Kräfte dabei wirksam sind, von welchen die eine treibt, indem die andere hemmt. Gleich können diese Kräfte freilich nicht seyn; denn alsdann würde alle Entwickelung wegfallen. Aber welche von beiden auch das Uebergewicht haben möge, so sind doch beide gleich nothwendig. Während die eine fördert, bildet die andere. Harmonisch wirkend, sind sie die Quellen alles Guten und Schönen. Eben deswegen nun sollte man in Hinsicht Dessen, was die Zeit darbietet, nie ungeduldig seyn, und sich sogar glücklich schätzen, in einer Welt zu leben, aus welcher noch nicht

alle Hemmungskraft verschwunden ist; denn da, wo sie ganz verschwände, würde ein unerträgliches Chaos zum Vorschein kommen, in welchem sich gar nicht leben ließe. Uebrigens scheint eine höhere Macht sich vorbehalten zu haben, die Angelegenheiten der Menschen zu einem Ziele hinzuleiten, das nur ihr bekannt ist. Wir kennen vielleicht das allgemeine Gesetz aller Menschen-Entwikkelung; aber das Ziel derselben ist uns eben so unbekannt, wie die Bahnen, in welchen sie sich bewegt. Jeder Blick, den wir in die Zukunft werfen, stützt sich auf Analogieen; und wie triegerisch können diese seyn!

Hierauf sollte bei Preisaufgaben allerdings Rücksicht genommen werden. Ein ägyptischer Priester sagte von den Griechen: „Sie bleiben ewig Kinder; denn sie besitzen weder das Alter der Wissenschaft, noch die Wissenschaft der Alten." Es wäre aber doch wahrlich schlimm, wenn man von den Deutschen dasselbe sagen müßte. Die Summe unnützer Arbeiten zu vermehren, ist gewiß das Schlechteste, was man leisten kann; und doch geschicht dies nur allzu häufig in den Preisaufgaben, indem man den bloßen Anflug eines Gedanken für einen Gedanken hält. Alles, was zur Entschuldigung der Akademieen gesagt werden kann, läuft darauf hinaus, daß ihre Mitglieder allzu sehr in ihrer besonderen Welt leben, um die Bedürfnisse der Gesellschaft in der Zeit zu kennen. Aber welche Reihe von höchst wichtigen Aufgaben ließe sich entwerfen in einer Periode, wo so Vieles beginnt! Wie wenig ist die Natur der Gesellschaft erforscht, und wie sehr verdient sie erforscht

zu werden, wenn das Experimentiren, welches in unseren Zeiten so sehr überhand genommen hat, seine Endschaft erreichen soll!

Doch ich schweige, um nicht das Ansehn eines Mißvergnügten zu gewinnen.

Begriff von den Ständen der Mark Brandenburg.

In den ältesten Landtag-Recessen der Kurmark Brandenburg finden wir als Stände der Mark aufgeführt: Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft, Mann und Städte.

Die obersten Prälaten waren die drei Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus, bis zu der um das Jahr 1539 von Joachim II. in der Mark eingeführten Kirchenverbesserung.

Der Heermeister des St. Johanniter-Ordens war, wegen seines Sitzes zu Sonnenburg, ein Prälat der Neumark. In dem Eingange des neumärkischen Landtag-Abschiedes von 1572 wird vor den übrigen Prälaten ganz besonders genannt „der Wohlwürdige, Wohlgeborne und Edle, Unser Rath und liebe Getreue, Marten, Graf von Hoenstein, Herr zu Schwedt und Vierraden, und des ritterlichen St. Johannis-Ordens in Sachsen, Pommern und Wendtlandt Meister.“

Auch die Comthurs dieses Heermeisterthums gehörten zu den Prälaten. Der Landtag-Abschied vom 11ten Juli 1611 ist von den Comthurs zu Liezen und zu Lagow namentlich vollzogen und besiegelt.

Noch werden zum Prälatenstande der Mark gerechnet: die Universität zu Frankfurt a. d. Oder, das ehemalige Cisterzienser-Nonnenkloster (jetzt adelige Fräuleinstift) Heiligengrabe in der Priegnitz, und das Cisterzienser-Mönchstift Neuzell in der Niederlausitz.

Die Grafen, Herren und Ritterschaft machen zusammen nur Einen Stand unter dem in den frühesten Urkunden vorkommenden Gemein-Namen: Herren, oder auch Ritterschaft.

Sie waren den Prälaten weniger entgegengesetzt, als sie mit ihnen in Standessachen ein unzertrennliches Ganzes bildeten: den Oberstand *).

Den Unterstand machten die Städte, oder Die von Städten, nach dem urkundlichen Wortbrauch. Der uralte Unterschied zwischen Mann und Städten verschwindet spätestens nach Joachims I. Zeiten. Am Ende des vierzehnten Jahrhunders gab es noch Mannen, oder „Bürger, die Lehn haben von geistlicher oder weltlicher Herrschaft," und sie traten damals dem Bündnisse bei, welches die Städte unter sich errichteten gegen Räuber und Friedenstörer.

In der That gab es also in der Kurmark, wie in allen deutschen Ländern, nur zwei Stände, nämlich die Ritterschaft, welche die Prälaten unter sich begreift, und die von Städten. Die Bauern machten keinen Stand.

---

*) Seit der Kirchenverbesserung wird bis zum heutigen Tage der Prälatenstand durch die Deputirten der Domkapitel zu Brandenburg und Havelberg repräsentirt, welche noch gegenwärtig vor den übrigen Verordneten der Landschaft den Vorrang haben, sonst aber mit denen des Ritterstandes als Eins zu betrachten sind.

Wenn man sagt, die Gutsherren haben sie auf den Landtagen vertreten, so ist das wohl nur eine Redensart, in dem Sinne, wie der freie Mann überall sein Eigenthum und seinen Knecht vertritt. Wie der Name Stand das Stehen auf eignem Fuß trefflich bezeichnet, so erinnert das Wort Unterthan, in alter Zeit ausschließlich von dem Bauern gebraucht, an willenlose Hingebung, an leidenden Gehorsam: das wahre Wesen des ehemaligen deutschen Bauersmannes. Die Unterthanen werden in den früheren Urkunden scharf unterschieden von den Landständen, Lehnleuten und Gemeinden. Es scheint, daß, außer von den Bauern, dieser Ausdruck nur noch von den Einwohnern der Städte und Dörfer gebraucht ist, die zu den kurfürstlichen Kammergütern gehörten. Allgemein, als Bezeichnung des Volkes, im Gegensatz gegen die Regierung, ist das Wort Unterthan erst in späteren Zeiten eingeführt. Das allgemeine Landrecht hat es auf seinen ursprünglichen Gebrauch zurückgewiesen, und in seine Stelle das angemeßnere: Staatsbürger, gesetzt.

Sprachwidrig ist die jetzt übliche Zusammensetzung: die Herren Stände, welche aus mißverstandener Höflichkeit Statt findet. In älterer Zeit kommt diese nicht vor.

Die Stände waren nicht einzelne Personen, sondern gewisse Staatskörper, welche das Volk im Staate vertraten, und so den zweiten wesentlichen Bestandtheil des Staates darstellten, im Gegensatz gegen den ersten, nämlich die Regierung. In jedem deutschen Lande wiederholte sich im Kleinen das Bild der deutschen Reichsverfassung. Wie hier der Kaiser, so war dort der Lan-

desherr der erste Beamte und höchste Richter in seinem Lande. Wie es Reichsstände gab, in demselben Sinne gab es Landstände. Sie werden auch gemeine Landstände, auch wohl gemeine Landräthe genannt, unterscheiden sich aber von den eigentlichen Räthen und Beamten dadurch, daß diese als bloße Werkzeuge der Regierung zu betrachten waren, jene aber, an sich frei, erst durch ihre Zustimmung in die Beschlüsse der Regierung diesen eine das Volk bindende Kraft ertheilten.

Wie das deutsche Reich, so waren auch die einzelnen Länder desselben, namentlich die Mark, in Kreise eingetheilt. Jeder Kreis hatte seine Kreisstände. Sie alle vereinigten sich zu Landständen. Es gab in der Mark Landstände diesseits und jenseits der Oder, auch diesseits und jenseits der Elbe. Ferner war die Ritterschaft in ein Corpus vereinigt. Eben dies waren die unmittelbaren oder Immediat-Städte. Die Mediat-Städte, die dem Adel unterworfen waren, oder zu den Kammergütern des Landesherrn gehörten, hatten keine Standesrechte. Die kleineren Städte waren den größeren incorporirt.

Auf die Landtage nun, wo die Stände sich in gemeinen Landessachen zur Berathschlagung versammelten, schickte die Ritterschaft jedes Kreises Abgeordnete, in der Regel zwei Edelleute. Die standesfähigen Städte aber wurden hier durch ihre Bürgermeister vertreten. Von Seiten der Regierung erschienen die Räthe des Landesherrn, und so bildeten auf diesen Versammlungen, der Landesherr auf der einen, das Volk auf der andern

Seite, durch seine gesetzlichen Stellvertreter ein Ganzes, welches die Quelle wurde der das Land betreffenden Gesetze und Ordnungen.

Wie die Standesrechte entsprungen sind, wie sie sich entwickelt haben, möchte schwer zu beantworten seyn. Dies erkennen wir mit Gewißheit, daß alles dahin Gehörige auf Herkommen beruhte. Kein Vertrag zwischen Landesherrn und Volk; kein Gnaden- oder Freiheits-Brief, von dem die Stände ihre Gerechtsame ableiten könnten; überall keine Urkunde, sogar nicht eine Privatsammlung, die eine deutliche und vollständige Aufzählung der Standes-Rechte enthielte, oder das Verhältniß zwischen der Landeshoheit und dem Volk umfänglich und klar bezeichnete! Wir finden überall nur eine unbestimmte Berufung der Stände auf ihre Privilegien und Freiheiten, eine Zurückweisung auf ältere Landtag-Recesse, wovon einer so unbefriedigend Hinsichts der Hauptfragen ist, als der andere. Dagegen dringt es sich dem unbefangenen Blick als unverkennbare, fast befremdende, Thatsache auf, daß die Begriffe der Vorzeit, so lange es Stände gab, von der Zusammensetzung der Regierung und des Volkes in ein gemeinsames Ganzes, Staat genannt, durchaus verschieden waren von denen, welche nachher gemein geworden sind. So wie die Staats-Theorie in neuerer Zeit gelehrt und geübt wird, sehen wir hier den unbeschränkten Herrn, dort den unbedingten Gehorsam des ihm unterworfenen Volkes. In den Stände-Verhandlungen der alten Welt zeigt sich ein ganz anderer Begriff von Staat. Nicht die Stände leiten ihre Rechte von dem Herrn ab, son-

dern der Herr begründet seine Befugnisse auf das Land mit den Bewilligungen der Stände.

Als Kurfürsten und Erzkämmerer des heil. römischen Reiches waren unsre Landesfürsten dessen Stände, Lehnsträger und Beamten. Als Gutsherren, die ein Privat-Eigenthum, in Städten und Dörfern bestehend, ihre Kammergüter, besaßen, waren sie in den Grenzen derselben ganz in dem Sinne Herren und Gebieter, wie es jeder deutsche Ritter auf seinen Gütern war. Dieses und ihre Aemter und Würden gingen nach den gemeinen bürgerlichen Erb- und Lehn-Rechten über auf ihre Nachkommen. Zur vollen Befestigung der Herrschaft über die Kurlande scheint die Huldigung der Stände für etwas Wesentliches gehalten zu seyn.

„Wir huldigen und schwören, sagten die Stände im Jahr 1471, und dohn dem Durchlauchten, Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Albrecht, Marggrafen zur Brandenborch, Korforsten, unsern gnedigsten Herrn tho voruth und syner Gnaden mheunlichen Lyves-Lehnes Erven, eine rechte Erfhuldinge, syner Gnaden und synen Erven, als Unsern natürlichen Erf-Herrn, getrew, gewertig und gehorsam tho synde, ehren Framen tho worven und Schaden tho wenden, getreulich und ohne Gefehrde, als uns Gott helpe und alle Hylligen."

Bei dem Beginn einer neuen Regierung wurden die früheren Verordnungen, die gegenseitigen von Herrn und Volk einander gemachten Zusicherungen, wiederholt, um sie in Kraft zu erhalten.

So hatten die Stände, bald nach dem Regierungsantritt Joachims II., denselben gebeten, „etliche Artikel,

so ihnen von — Joachim I. in ein Libel oder Brieff volenzogen vndt versiegelt, von neuem zu confirmiren und zu versiegeln, vnd darneben in etlichen neuen Obliegen und Beschwerungen, der sie sich beklagt, gnediges Einsehn zu thun, damit solches abgeschafft vndt in Zukunft verbleiben möchte." Daher denn auch der Kurfürst, in Betracht „der vielfältigen Wohlthat, Gutwilligkeit, vndt unterthänigem Erbieten," so die Stände ihm und seinen Vorfahren zu erkennen gegeben, „gelobet und zusagt hiemit für sich und seine Erben — alle und einen jeden, bei seinen vndt ihren Freiheiten, Privilegien, Zinsen, Renten, Zehnden, Pächten, Zöllen, Gerechtigkeiten, Gebräuchen, wohlhergebrachten Gewohnheit, Besitz, Gewehre vndt Possession, ungehindert vnd unbetrübt bleiben zu lassen, sie auch dabey gnediglich zu schützen vndt zu handhaben, vor allermenniglich vndt sie derselben unerkandtes Rechtens nicht entsetzen."

Nichts ist gewöhnlicher, als in den bei Beginn einer neuen Regierung aufgerichteten Landtag-Recessen die früheren namentlich bestätigt zu sehen. Ja, öfters ist der neue Landtag-Receß eine ganz wörtliche Wiederholung des früheren, nur mit Erweiterungen, wie z. B. der Landtag-Receß von 1536, der bald nach Joachims des Ersten Tode verfertigt wurde, die wörtliche Wiederholung mehrerer Artikel aus dem nur 12 Jahre früher, im J. 1524, vollzogenen enthält. Nach unsern Begriffen, wonach ein Gesetz so lange in Kraft bleibt, als es nicht widerrufen wird, ist ein solches Verfahren nicht wohl erklärlich. Nach den Begriffen der Vorwelt scheint nur das als ein dauerndes Recht und Gesetz gegolten

zu haben, was durch Uebung und Herkommen in unvordenklicher Zeit Sitte des Volkes geworden war, wogegen neue davon abweichende oder ergänzende Verordnungen der Landesherren, auch wenn sie mit Zustimmung der Stände erfolgten, einer Wiederholung bedurften, um sich von einer Regierung auf die andere ungeschwächten Ansehens zu übertragen.

Die Bemerkung sey hier erlaubt, daß diese Ansicht der Vorfahren auf einem sehr triftigen Grunde beruhet. Denn ein durch Herkommen eingeführtes und zur Sitte gewordenes Gesetz, dessen Ursprung sich in undenklicher Vorzeit verliert, hat sich unter den mannigfaltigen vorübergehenden Zeitereignissen, während welcher es bestand, erprobt als unabhängig von Demjenigen, was nur das äußere, oberflächliche und zufällige Daseyn eines Volkes ausmacht, und als bedingt durch die wesentlichen und daher bleibenden Eigenthümlichkeiten desselben Volks. Ein solches Herkommen trägt in sich die Bürgschaft seiner Dauer, und das Volk wird desto treuer daran hangen, je weniger es geneigt ist, sich von den flatterhaften Erscheinungen des Augenblicks, dem sogenannten Zeitgeist, hinreißen zu lassen. Jede neue gesetzliche Verordnung aber und Regierungsmaaßregel pflegt weniger von dem innern, stets sich selbst gleichbleibenden Wesen eines Volkes abgezogen, als vielmehr die Frucht des augenblicklichen Dranges der Zeitumstände zu seyn, und daher ist sie meistens ganz vergänglicher Natur und stirbt gleichsam von selbst ab unter den Veränderungen der Zeiteinflüsse.

Die Vorfahren waren sorgfältig darauf bedacht,

daß

daß nicht aus ihrem, dem Landesherrn nach der Lage gewisser Umstände bewilligten, Gehorsam ein Präjudiz gegen sie erwüchse, woraus gefolgert werden könnte, als wären sie für jede Zeit und aufs Unbestimmte hin zu ähnlichen Bewilligungen rechtlich verbunden. Das Mittel, dessen sie sich zu diesem Zweck bedienten, war dasselbe, wodurch ein Bürger gegen den andern sich gegen ähnliche Folgerungen aus seinen Handlungen sichert. Sie ließen sich nämlich gegen die Bewilligungen, welche sie dem Landesherrn machten, von diesem einen förmlichen Revers darüber ertheilen, daß daraus nichts ihren Rechten und Freiheiten Nachtheiliges gefolgert, daß also die Herrschaft der Regierungsbehörde über das Land nicht weiter ausgedehnt werden sollte, als so weit das freie Zugeständniß seiner Stellvertreter sie dazu selbst ermächtigt hatte.

Als im Jahr 1472 die Stände dem Kurfürsten Albrecht, anstatt der bis dahin üblichen Land-Beede, den Hufenschoß bewilligten, erklärte dieser in dem darüber ihnen ertheilten Landtag-Revers, daß dies seyn sollte „einem jeden, an der Confirmation seiner Freiheit, Ihm von Uns zuvor bestetiget, und Uns und einem jeden an seiner Obrigkeiten, Freiheiten und Gerechtigkeiten, unschädlichen, ohne arge List und ohne Gefehrde."

Der Kurfürst Joachim II. hatte auf Cantate 1550 zu Cöln an der Spree einen gemeinen Landtag gehalten. In zwei darauf in demselben Jahr den Ständen ertheilten Reversen wird der Dank des Landesherrn ausgesprochen für die ihm damals bewilligte Hufen-, Roß-, Giebel- und Bier-Steuer. Besonders aber wird die

Denkart der damaligen Welt bezeichnet durch die hinzugefügte Erklärung, daß diese Bewilligung den Freiheiten der Stände keinen Eintrag thun, ihnen keine neue Steuerverpflichtung auflegen, sondern als ein ganz freier Akt der Liebe, Treue und Gutwilligkeit betrachtet werden soll. Diese Erklärung kommt in vielen der früheren Landtag-Reversen in den stärksten Ausdrücken vor.

Um Johannis 1549 war ein Landtag gehalten, der nur aus einer Versammlung der Städte des Kurfürstenthumes bestand. Der obere Stand hatte sich schon bereit erklärt, zu Abtragung der Schulden des Kurfürsten Hülfe zu leisten. Die Städte verweigerten dies Anfangs wegen „Unvermögens, Privilegien, Freiheiten, auch des in gleichen Fällen von dem Landesherrn gegebenen Reverses, daß sie solches darüber nicht schuldig." Doch ließen sie sich zuletzt bewegen, wie es in dem Recesse heißt:

„Auf Unseres so hohes und embsiges Anhalten und Erzählung Unserer merklichen Obliegen, Nothdurft, Schulden und Verderb Unserer Herrschaft, Lande und Leute," und auf die Erklärung zuletzt, daß ihre Bewilligung „nicht aus Pflichten, sondern lauter Liebe, Treue und unterthänigem Willen" erfolgen sollte.

Die Hauptabsicht eines von Johann Georg im Jahr 1572 der neumärkischen und sternbergschen Ritterschaft ertheilten Reverses ist, den Adel zu versichern, daß die von ihm auf fünf Jahre gemachte Bewilligung seinen Privilegien, Freiheiten, altem Gebrauch, Reversen und Verpflichtungen zu keiner Einführung, Schaden oder Verringerung dienen solle.

Beinahe 50 Jahre später erklärt der Kurfürst Johann Sigismund durch den Revers vom J. 1615, „es sey nicht Ihro Kurfürstlichen Gnaden Intent, daß aus den alten Verfassungen gegangen würde; vielmehr ließen Sie Sich dieselben belieben und gefallen, wollten sich auch hiemit und in Kraft dieses beständiglich verreversiret haben, daß solches nimmer und zu keiner Zeit, weder von J. K. Gn., noch auch Deroselben Erben und Nachkommen, Markgrafen und Kurfürsten zu Brandenburg, dahin ausgedeutet werden soll."

Auch der große Kurfürst Friedrich Wilhelm bestätigte die Privilegien und Freiheiten der Stände wiederholentlich, zuletzt in dem Landtag-Recesse von 1653, worin die früheren ihnen ertheilten Reverse namentlich aufgezählt und erneuert wurden.

Von dieser Zeit an kam die Zusammenberufung der Stände zu allgemeinen Landtagen, und ihre Mitwirkung bei den Handlungen der Regierung außer Gebrauch. Die Grundsätze und Ansichten änderten sich. Die Macht des Landesherrn erhob sich schnell zur Unbeschränktheit. Die Wirksamkeit der Stände wurde auf Gemeinde-Angelegenheiten ihrer Provinzen, ihrer Kreise, auf die Ordnung ihres Schuldenwesens beschränkt. Ihre Zustimmung zu landesherrlichen Verfügungen wurde, wie es scheint, als überflüssig, ihr Beirath als entbehrlich betrachtet. Ihre Privilegien und Standesrechte erhielten, als gemeine Privatrechte, den Schutz der Gesetzgebung, in so weit sie sich mit den Zwecken der letzteren vereinigen ließen. Die Huldigung der Stände erfolgte als eine alte hergebrachte Förmlichkeit.

Schon Friedrich, der erste König, machte zu der im J. 1692 ertheilten Bestätigung der landständischen Privilegien und Reverse den Zusatz: „so weit diese Reverse nicht durch conträre Observanz oder anderweitige Verordnungen und Special-Rescripte, entweder von Unsers in Gott ruhenden Herrn Vaters Gnaden Christmildesten Andenkens, oder von Uns selbsten geändert worden.“

So war also die Wandelbarkeit dieser Privilegien, und daß sie nicht weiter als eine gesetzliche Grenzscheide zwischen Regierung und Volk zu betrachten wären, auf das Bestimmteste ausgesprochen. Noch deutlicher liegt dieses in dem Bescheide, welchen der König Friedrich Wilhelm I., im zweiten Jahre seiner Regierung, den Ständen ertheilte, als sie ihn um Bestätigung ihrer Privilegien, namentlich des Landtag-Recesses von 1653, gebeten hatten. Es heißt darin:

„Es werden Se. Königl. Majestät bei Dero Regierung jedesmal Dero vornehmste Sorgfalt daraus machen, daß die Gerechtigkeit in Dero Landen blühen, ein jeder das Seinige ohne allen ihm gemachten Chikanen ruhig besitzen, auch zu demjenigen, was er von Andern zu fordern hat, ihm schleunigst verholfen werden möge. Was aber die allegirten Recesse und in specie den in anno 1653 anbelanget, da können Se. Königl. Majestät, welche nichts, was Sie nicht königlich und unverbrüchlich zu halten gedenken, jemahlen versprechen wollen, zur Confirmation solcher Recesse sich nicht so schlechterdings erklären, Sie seyen denn zuförderst genau und gründlich informiret, ob und wie weit solche Re-

cesse auf die jetzige Zeiten annoch applicable, und ob nicht ein und anderes, so zu des Landes mehrerem Flor und Anwuchs dienen könnte, darin zu ändern und zu verbessern sey, u. s. w."

Die Salus publica wurde also von nun an das höchste Staats-Grundgesetz, und die Auslegung und Anwendung dieses vieldeutigen Gesetzes das ausschließliche Vorrecht des Landesherrn und seiner Beamten.

Es ist schwer, nach mehr als 150 Jahren, während die Rechte der Stände Hinsichts ihrer Theilnahme an der allgemeinen Landesregierung geruhet haben, mit Sicherheit anzuzeigen, worin diese Rechte eigentlich bestanden. Auch in den, dieser Epoche vorhergegangenen zwei Jahrhunderten schwebt hierüber eine Dunkelheit. Das beste Mittel, unbestimmten Gerechtsamen eine sichere Gestalt zu verschaffen, ein förmlicher Streit darüber zwischen den Partheien, ist in unserer Geschichte nicht anzutreffen. Die Vorfahren befanden sich seit mehreren Jahrhunderten im ungestörten Besitze des unter uns so vielfach besprochenen Kleinods bürgerlicher Freiheit, und fanden darin so wenig etwas Außerordentliches, daß sie uns nicht einmal eine vollständige Beschreibung seiner wesentlichen Merkmahle hinterlassen haben. Es bleibt uns, um diese kennen zu lernen, nichts übrig, als die verschiedenen Gelegenheiten, wo von ihm Anwendung gemacht wurde, in Betrachtung zu ziehen, ob uns gleich dies in der That weder einen Begriff von seinem eigentlichen Wesen verschaffen, noch uns über die Vollständigkeit unserer Vorstellung davon eine Sicherheit gewähren kann.

Das vornehmste Recht der Stände, augenscheinlich die Quelle aller übrigen Standesrechte, bestand in der vollkommenen Unverletzlichkeit des Privat-Eigenthums, vermöge welcher das Volk mit keinen Abgaben und Steuern belegt werden konnte, ohne seine eigene Einwilligung. In den früheren Zeiten bildete jede Gemeinde, jede Stadt, jede Gutsherrschaft für sich einen kleinen Staat, der in sich alle Zweige der öffentlichen Verwaltung ausübte, und die noch sehr unbedeutenden Kosten derselben in den Gränzen seines Gebietes aufbrachte. Der große Staatsverband dieser durch Sprache, Sitten und gemeinschaftliches Herkommen zusammenhangenden, selbstständigen Körper, wurde nur in dem Verein der Stände mit dem Landesherrn verwirklicht. Folglich hatte dieser auch auf den Staat kein Recht weniger, als das, ohne ausdrückliche Zustimmung der Stände, darin allgemeine Auflagen zu erheben.

Die deutschen Landesfürsten, und so auch der unsrige, besaßen, außer einigen, ihnen vom Kaiser und Reich verliehenen Regalien und Zöllen, weitläuftige und einträgliche Domänen, mit sichtbarem Bezug auf die Kosten ihres Amtes, und mit der besondern Bestimmung derselben, hieraus die Mittel zur Erhaltung ihres Hofstaates und zur Führung ihres Landes-Regiments zu entnehmen. Ihre ganze Regierung nahm daher auch von diesen ihren Kammergütern den Anfang. Für diese bestellten sie die ersten Richter, und das erste Finanzwesen wurde aus den Einkünften dieser Güter gebildet, welche sie in ihrer Kammer oder Renthey verwalten ließen.

Kamen nun außerordentliche Erfordernisse, wozu dies landesherrliche Einkommen nicht hinreichte, so machten sie auf ihren Credit Schulden, verpfändeten die ihnen zugehörigen Städte und Schlösser; und wenn sie dadurch in Verlegenheit geriethen, so wandten sie sich an die Stände, mit der Bitte, einen Theil dieser Schulden auf sich zu nehmen, den Betrag vom Lande aufzubringen und damit den Landesherrn von seinen Schulden zu befreien. Hatten nun die Stände sich mit dem Fürsten auf eine bestimmte Geldsumme verglichen, so setzten sie einen Zeitraum fest, in welchem sie dieselbe in gleichmäßigen Abschlagszahlungen herbeischaffen wollten, und sie vereinigten sich sodann, wie viel der Adel, wie viel die Städte, und nach welcher Eintheilung (Quotisation) die einzelnen Kreise und Gemeinden beizutragen hätten. Es war eine direkte Vermögensteuer, deren Maaßstab aber weniger durch eine wahre Abschätzung des steuerbaren Vermögens, als durch ein billiges Ermessen, und am meisten durch Herkommen, festgesetzt wurde.

Diese außerordentliche Landeshülfe, von der Art der englischen Subsidien, nannten unsre Vorfahren Beede, praecaria, und bezeichneten so durch den Namen selbst ihren Grund, nämlich die Bitte des Landesherrn, die folglich den Mangel eines rechtlichen Anspruches voraussetzt.

Besondere Veranlassungen einer solchen Beede war die Verheirathung und Ausstattung der Töchter des fürstlichen Hauses, eine sogenannte treffliche Niederlage, oder ein mit Bewilligung der Stände unternommener Krieg.

Für diese drei Fälle wurde diese uralte Steuer auch dann noch beibehalten, als unter Kurfürst Albrecht, im Jahr 1472, der Schoß in ihre Stelle trat: eine Art Taxe, auf besondere Gegenstände des Privat-Eigenthums gelegt. Es gab einen Land- oder Hufen-Schoß; Pferde-Schoß; Zelter-, Mauer-, Thor-, Thurm-, Martins-, Urbeeden-, Vor-, Nahrungs-, Grund- oder Pfund-Schoß.

Dies war die Art der direkten Besteurung des Landes. Eine indirekte nahm in der Ziese, im Jahr 1488 unter dem Kurfürsten Johann, ihren Anfang, die sich als Mehl-, Schrot-, Bier-Ziese verschiedentlich gestaltete, und die Natur einer von Brot, Bier und Branntwein erhobenen Consumtions-Steuer hatte.

Sowohl der Schoß, als die Ziese wurden Anfangs nur auf bestimmte Summen und auf eine festgesetzte Reihe, z. B. von fünf oder sieben Jahren, von den Ständen bewilligt, nach deren Ablauf nothwendig eine neue Zusammenberufung derselben, und eine neue Bitte des Landesherrn erforderderlich wurde. Allein so ungemein bereitwillig wir auch jederzeit die Stände sehen, diese wiederholten Bitten zu gewähren, und dadurch dem Landesherrn, wie es heißt, ein Zeichen ihrer Gutwilligkeit und unterthänigen Treue darzulegen: so suchten sie doch die Verlegenheit desselben bestens zum Vortheil des Landes zu benutzen, indem sie an ihre Nachgiebigkeit verschiedene Bedingungen knüpften. Sie trugen dann dem Landesherrn die Bedürfnisse und Wünsche des Landes vor, in mehreren Artikeln, nicht eben systematisch, aber deutlich in ein Libell zusammenge-

faßt, welches den Titel Beschwerden, gravamina, führte, und mit deren gemeinschaftlicher Erörterung der Anfang der Berathschlagungen des Landtages gemacht wurde. Auf diese Artikel erfolgte demnächst der landesherrliche Bescheid, und damit wurde die auf die Huldigung der Stände ihnen jedes Mal als Revers ertheilte unbestimmte Zusicherung ihrer Privilegien und Freiheiten in die wirkliche Abhülfe mancher gemeinsamen Beschwerden und in die Erlassung mancher von den Ständen gewünschten neuen Anordnungen zu des Landes Bestem verwandelt.

Dies ist das höchst einfache, und sich gleichbleibende Verfahren der Stände in Bezug auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes. Man darf sie eben so wenig für Gesetzgeber als für Regenten ansehen; sondern ihr Verhältniß zum Volk hat mehr die Eigenschaft bloßer Tribunen und Vorsprecher. Ihre Gewalt beruhte auf persönlichem Ansehn, auf der Denkungsart der Zeit, und auf ihrer Unentbehrlichkeit für den Landesherrn, um sich durch sie aus drückender Geldnoth zu helfen. Will man nicht mit Worten spielen, so darf man wohl nicht sagen, daß sie die sogenannte Initiative der Gesetzgebung ausübten. Eben so wenig läßt es sich erweisen, daß überhaupt zur Gültigkeit landesherrlicher Verordnungen, ausgenommen die auf Besteuerung des Landes gerichtet waren, die Einwilligung der Stände ein wesentliches Erforderniß geworden sey.

Im Gegentheil, selbst die Landtag-Abschiede, welche auf ihre Beschwerden erfolgten, haben ganz das Ansehen und den Ton landesherrlicher einseitiger Verordnun-

gen, und sind von dem Fürsten allein vollzogen, wenn sie gleich in jedem Punkte die auf die Wünsche der Stände genommenen Rücksichten vor Augen legen. Hiervon unterscheiden sich gänzlich die eigentlichen Landtag-Recesse, z. B. der d. d. Cüstrin den 23. Dec. 1614, und d. d. Cöln a. d. Spree den 5. Febr. 1615, welche auch von Seiten der ständischen Abgeordneten eigenhändig unterschrieben und besiegelt sind, und sich durch ihren Inhalt als eigentliche Recesse, d. h. als wahre Verabredungen und Pakten zwischen Herrn und Land, auszeichnen.

Auch in jenen Zeiten werden wir gewahr, daß der Landesherr sich nicht gerade für verpflichtet hielt, auf jeden einzelnen Antrag der Stände einzugehen, und eben so wenig zeigt sich von Seiten der letzteren jemals ein unbiegsames Beharren auf ihren Forderungen. Es heißt wohl öfters bei manchem Artikel ihrer Beschwerden in dem darauf erfolgten Bescheide: „Was dies betrifft, so werden Sich S. K. Gn. als ein löblicher Kurfürst wohl zu halten wissen;" oder auch: „S. K. Gn. werden gnädige Einsehung thun, daß abgestellt werde, was durch die Ambtleuthe über alt Herkommen und Gewohnheit vorgenommen worden;" ferner: „Ihres Verhoffens glaubten Sie nicht, daß dergleichen, als worüber Beschwerde geführet, geschehen sey; auf die davon gemachte Anzeige wollten S. K. Gn. gnädiges Einsehen thun, u. s. w.

Klingt das nicht mit andern Worten so: Wir werden uns über den Grund Eurer Beschwerden anderweitigen Bericht erstatten lassen, und dann das ferner Nö-

thige verfügen; oder ihr könnt Euch überall unserer landesväterlichen Absichten versichert halten?

Bei dieser unscheinbaren Außenseite der Rechte der Stände war ihr Einfluß auf die Regierung nichts desto weniger von der größten Wichtigkeit und vielumfassend. Es gab wohl keinen Zweig der obersten Gewalt, von welchem jener ganz wäre ausgeschlossen gewesen.

Die Landbeede giebt uns ein Beispiel, daß der Landesherr seine Kriege in gewissen Fällen mit Rath der Stände unternahm, um diese zur Beisteuer der Kosten zu vermögen.

Auch bei Schließung von Bündnissen wurde in manchen Fällen die Einholung ihres Rathes und ihrer Zustimmung für nöthig erachtet.

In einem Landtag-Reverse von Joachim II., des Jahres 1540, kommen die merkwürdigen Stellen vor:

„Zu dem wollen wir keine wichtige Sachen, deren dem Lande Gedey oder Verderb gelegen, ohne unserer gemeinen Landständen Vorwissen und Rath schließen oder fürnehmen.“

„Wir wollen uns auch in keines Verbündniß, dazu unsere Unterthanen oder Landsassen sollten und müßten gebraucht werden, ohne Rath und Bewilligung gemeiner Land-Räthe begeben.“

Das Testament, wodurch Joachim I. die Regierung der Neumark seinem jüngeren Sohne Johann von Cüstrin ausschließlich überließ, war mit Zuziehung der Stände abgefaßt.

Das sittliche und religiöse Verhalten des Landesfürsten entzog sich nicht dem beobachtenden Auge der

Stände. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht eine Stelle in Markgrafs Johannes Ratification des von dem Kurfürsten Joachim denselben im Jahr 1539 ertheilten Reverses:

„So wollen wir uns auch hinführo dermaßen halten und erzeigen, wie wir solches gein Gott dem Allmächtigen, der Römischen kaiserlichen und königlichen Majestät, als unserm allergnädigsten Herrn und ordentlichen Oberkeyt, mit gutem gewissen ehren und fugk zu verantworten haben."

Auch die Hofhaltung nahmen die Stände, wie von Rechtswegen, in Anspruch, und suchten sie von unnützen, dem Lande lästigen Verschwendungen zu reinigen.

Joachim II., bekanntlich ein Freund des Aufwandes, verspricht in dem Landtag-Receß von 1549, denselben einzuschränken, mit den Worten: „So wollen Wir Unsere Hoffhaltunge auch dergestalt anstellen und einrichten, daß ferner Unrath und Schaden verbleiben, und dareb sein, daß keine Schulden mehr gemacht."

Die besondere Rücksicht, welche die Landesherren auch in dem, was ihre Hauswirthschaft angeht, auf die Vorstellungen der Stände nahmen, ergiebt sich auf eine recht erfreuliche Weise aus dem Landtag-Bescheide vom 23. Dec. 1614, worin der Kurfürst Johann Sigismund sich also vernehmen läßt:

„Doch haben die Stände hiebei ausdrücklich bedinget, daß Sie hinführo von Ihrer K. Gn. mit keiner Contribution und Steuer ferner möchten beschwert werden. Imgleichen so haben sie auch Ihro K. Gn. allerhand gute und nützliche Erinnerungen gethan, wegen Einrichtung des jetzigen weitläuftigen Hofwesens, welches Ihro K. Gn. von ihnen in allen Gnaden aufgenommen, seyend auch erbietens, auf Verbesserung des Hoffwesens ehest wirklichen bedacht zu seyn, wie auch die verwilligte Steuern mit allen Gnaden von ihnen zu erkennen und gegen sie zu erwiedern."

Selbst in den Angelegenheiten, welche ganz Privatsache des Herrn zu seyn schienen, weil sie sein besonderes Eigenthum, die Kammergüter, betrafen, erlaubten sich die Stände eine Einmischung, und wurden dazu für befugt erachtet.

Es heißt in dem Landtag-Revers von 1472 des Kurfürsten Albrecht: „Sie (die Stände) haben uns auch gebeten und ersuchet, daß wir unsern Erben und Nachkommen hinführo unser erblich Schloß, Land und Leute, die wir jetzo haben, und die sie uns lösen, nicht vergeben, verkaufen, versetzen, sondern die unbekümmert bei diesem Fürstenthum behalten.“ Solches alles hat denn der Kurfürst für sich, seine Erben und Nachkommen unwiderruflich und unverbrüchlich zu halten versprochen.

Auch der Kurfürst Johann Georg ertheilt den Ständen in dem neumärkischen Landtag-Abschied vom J. 1572 ein ähnliches Versprechen: „wollen auch, ohne Rath der Landschaft von unsern Landen und Leuten, wie wir die jetzo haben, nicht versetzen, vergeben oder verkaufen.“

Bereits erlassene landesherrliche Verordnungen hielten die Stände sich für berechtigt, ihrer Kritik zu unterwerfen, und Erinnerungen dagegen zu machen; und wir finden, daß diese eine nähere Bestimmung und Erläuterung durch Zusätze zur Folge hatten. (Beispiel der Landtag-Receß von 1527.)

So war bei den Vorfahren in der Kurmark Das, was gegenwärtig so viele Köpfe und Federn beschäftigt, so viele Erwartungen und Wünsche erregt, eine Constitution oder Verfassung, wirklich vorhanden, in seinem Wesen kraftvoll und zweckmäßig, heilbringend für das Land, ein Schutz des Volkes gegen Erdrückung, ein Spiegel für die Regierung, ein Band des wechselseitigen Vertrauens zwischen beiden; doch sicher nicht ein Werk der Staatskunst, das uns noch gegenwärtig zur Nachahmung dienen könnte.

Der fest begründete Landfrieden, die Herrschaft des fremden, in seiner Grundlage despotischen Römischen Rechts, welches jenen in Deutschland unerhörten Grundsatz, quidquid principi placuit, lex est, einführte; der dreißigjährige Krieg, der zur Errichtung eines stehenden Heers veranlaßte, und die Landesfürsten in Suveräne verwandelte; der Einfluß der französirenden Sprache und Sitten, die sich wie eine Seuche über Deutschland verbreiteten; das Beispiel der Machthaber Frankreichs; die ganz veränderte Art der Regierungsverwaltung; die ungeheure Vermehrung der Besoldungen; das Zusam-

menschmelzen der verschieden gestalteten Glieder des Staatskörpers in eine einzige große Masse und die Ablösung des Ganzen von dem deutschen Reich: — das alles waren zusammentreffende Ursachen, welche in kurzer Zeit das aus dem entferntesten Alterthum herrührende Gebäude der Landesverfassung zertrümmerten, und das Volk von dem öffentlichen Leben zurückführten. Vor allen aber wirkte hier auch die Veränderung des Steuerwesens, mit dem die Standesrechte in so unzertrennlicher Verbindung waren.

Sobald eine bedeutende bewaffnete Macht im Staat bleibend wurde, war auch ein System fortdauernder Besteurung des Landes ganz unentbehrlich.

Noch unter Georg Wilhelm, welcher im Jahr 1620 zur Vertheidigung des Landes eines kleinen Heerhaufens bedürftig war, wurde dieser von den Ständen nur auf drei Monate bewilligt. Die Städte versprachen, für diesen kurzen Zeitraum 1000 Knechte oder Fußvolk zu werben und zu besolden. Die Ritterschaft versprach 300 Reiter. Der Kurfürst übernahm die Fertigung von drei Cornets für die Reiter und fünf Fahnen für das Fußvolk. Als die drei Monate abgelaufen waren, mußte ein neuer Landtag gehalten werden, um die Verlängerung zu bewirken.

Aber unter dem großen Kurfürsten wurde „zu besserer Erreichung (wie die Verordnung sagt) des vor die Soldatesque bedürfenden Unterhalts und anderer hochnöthigen Expensen" eine Auflage von ganz unbestimmter Dauer, durch die Accise- und Steuerordnung vom 30. Juli 1641 eingeführt, wiewohl auch diese Auflage noch auf einer allgemeinen Versammlung der Stände von ihnen bewilligt war, und sogar in die Gemeinkasse der Ritterschaft und Städte, und in die besondere Kasse jedes dieser beiden Stände floß.

Als es nun dahin kam, daß die Regierung ohne Steuer keinen Augenblick mehr bestehen konnte, so mußte wohl die sonst so wesentliche Einwilligung der Stände in deren Anlage und Fortdauer als sich von selbst verstehend angesehen werden und in eine bloße Förmlichkeit ausarten. Was hätte nun noch die Weigerung der Stände für einen andern Sinn haben können, als

den eines Versuchs, die Umwandelung des Bestehenden zu erzwingen, wozu dies Volk niemals geneigt gewesen ist, oder auch bloß die Vertauschung einer Art von Steuer mit einer andern, wobei aber stets zu beherzigen war, daß alle Steuern drücken, und daß am Ende, nach dem alten Sprüchwort, die alten Kleider jederzeit bequemer sind, als die neuen?

Jene von uns bemerkten zerstörenden Ursachen hatten denn auch, was das Wichtigste war, eine gänzliche Umkehrung der Begriffe des Volkes zur Wirkung.

In der früheren Zeit war die Steuer-Freiheit des Landes das Grundprincip. Die dagegen gerichteten Ansprüche mußten durch irgend einen Rechtsartikel, wozu die ausdrückliche Einwilligung der Stände gehörte, dargethan werden.

Hingegen höre man, was in dem, von Friedrich Wilhelm I. im J. 1718, über die sogenannten principia regulativa der Grundsteuer erlassenen Edict als Hauptprincip aufgestellt wird.

„Und zwar so setzen Wir als eine unbewegliche, in der Natur selbst gegründete, und mit den Gött- und weltlichen Rechten einstimmende Regel, daß derjenige, welcher in einem Lande obrigkeitlichen Schutz genießet, die gewöhnlichen signa subjectionis zu praestiren, und ins besondere die zum Schutz des Landes erforderlichen onera zu tragen schuldig sey. Daher denn gegen alle in einem Lande gelegenen Güter die rechtliche Vermuthung ist, daß sie in genere den Collectis unterworfen sind, und daß derjenige, welcher wider diese ex jure naturae et civili herrührende Regel einige Exemtion oder Freiheit sich arrogiren will, seinen titulum exemtionis gebührend erweisen müsse."

Der ehemalige Schoß wurde gegen das Jahr 1726 in die Contribution des platten Landes verwandelt; eine Art von Einkommensteuer auf die verschiedenen Zweige des ländlichen Gewerbes gelegt, verbunden mit einer Kopfsteuer auf die kleinen Leute. Sie war anfänglich, gleich dem Schoß, aus welchem sie entsprang, eine sich nach den Bedürfnissen richtende steigende und fallende Abgabe, bis Friedrich II. im Jahr 1748 sie nach dem damaligen Etat größten Theils fixirte. Von dem ur-

sprünglichen Schoß war noch ein Ueberrest geblieben, der aber bloß zum Behuf der Schulden erhoben wurde, die in früheren Zeiten von dem Ritterschafts- und von dem Städte-Corpus übernommen waren.

Auch die Ziese wurde mit jedem Ablauf der ihr vorgeschriebenen Zeit verlängert, endlich bleibend, und zuletzt im Jahr 1766 unter Friedrich dem Großen von der Accise verschlungen.

Das Hauptgeschäft der Stände, was allgemeine Landessachen betraf, war beendigt. Die daran geknüpften andern Geschäfte derselben mußten damit ebenfalls aufhören. Die neue Staats-Theorie hatte nicht bloß bei der Regierung ihre Werkzeuge, sondern selbst bei Ständen und Volk willkommene Aufnahme gefunden. Die Empfehlungsgründe lagen in der vaterländischen Gesinnung unsrer Landesherren; in dem Wachsthum des Landes; in dem Schutz, den die Justiz dem Privateigenthum und der persönlichen Freiheit des Einzelnen gewährte. Die Mitglieder der Stände fanden zum Theil als Räthe des Fürsten ihren Vortheil in der veränderten Lage der Dinge. Für das Volk hat es immer etwas Verführerisches, sich aller öffentlichen Sorgen zu entschlagen und das Heil des Staats seinen Vormündern anheim zu stellen.

So verloren die Stände der Kurmark ihren öffentlichen Charakter, als wesentliche Bestandtheile des Staatskörpers, fast gänzlich, und traten zurück in den Wirkungskreis solcher Amts-Behörden, die sich mit Kreis- oder Provinz-Angelegenheiten, hauptsächlich aber mit dem Credit und Schuldwesen ihrer Provinzen, beschäftigten.

— r.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XXI.

Die Periode von Jovian bis auf Theodosius den Großen.

Jovian verdankte seine Erhebung auf den römischen Thron, wie wir gesehen haben, nicht sowohl seinem Verdienste, als der Eifersucht, welche Julians Generale bewegte, sobald der ehrwürdige, von Allen geachtete, Sallust das Diadem ausgeschlagen hatte.

Die Wahl, die man getroffen, war indeß nichts weniger als glücklich. Bei der Lage, worin sich das römische Heer befand, bedurfte es eines Imperators von den größten persönlichen Eigenschaften; ein solcher aber war der bisherige Primicerius nicht. Gewohnt, nur seinem Vergnügen zu leben: woher hätte er den unbezwinglichen Muth nehmen sollen, dessen unersetzliche Kraft allein im Stande war, ihn und das Reich zu retten! Die Aufgabe war, ein zurückgeworfnes Heer nach Mesopotamien zurückzuführen, und alle die Hindernisse zu überwinden, welche sich dem Rückzuge entgegen

stellten. Der Weg führte durch ein unbebautes Land; und hatte man das Ufer des Tigris erreicht, so kam es darauf an, diesen reißenden Strom ohne Schiffbrücke zu passiren.

Keine Feder schildert die Beschwerden, welche das römische Heer auf diesem Zuge zu ertragen hatte: es waren die, wodurch vor wenigen Jahren die von Moskwa nach Deutschland zurückkehrenden Franzosen aufgerieben wurden, nur daß die Römer das von der Hitze litten, was die Franzosen und ihre Verbündeten von der Kälte zu ertragen hatten. Von Julian's Tode unterrichtet, bot Sapor alles auf, was zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres beitragen konnte. Die Verfolgung zu bethätigen, wurde die persische Vorhut durch zehn tausend Mann Reiterei verstärkt. Bald kam es zu Gefechten, in welchen die römische Nachhut unterlag: ganze Legionen wurden auseinander gesprengt; und so groß war der Schrecken, daß mehrere Obersten über die vergebliche Bemühung, die Soldaten zum Stehen zu bringen, ihr Leben einbüßten. Die wachsende Noth leistete zuletzt, was den Anführern nicht gelingen wollte; und sobald das Heer sich wieder gebildet hatte, siegte die Kunst der Römer über die Tapferkeit der Perser. Vier Tage nach Julians Tode waren die Römer, von der persischen Reiterei mehr beobachtet als verfolgt, zu Samara auf dem linken Ufer des Tigris angelangt, als sich ihnen die große Schwierigkeit darbot, ohne Schiffbrücke über den Fluß zu gehen. Fünfhundert Gallier und Germanen, gewohnt über den Rhein und die Donau zu schwimmen, machten sich anheischig, das

entgegengesetzte Ufer zu erobern; und hierin mußte man ihnen nachgeben, wenn man überhaupt gerettet seyn wollte. Im Dunkel der Nacht durchschwammen sie den Tigris, und überraschten einen unbewachten Posten des Feindes; und als sie am folgenden Morgen die verabredeten Zeichen von dem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens gaben, gerieth auf dem linken Ufer alles in Bewegung, um den Uebergang bewerkstelligen zu helfen. Der Gedanke war, auf einer Brücke von aufgeblasenen Thierfellen, welche durch eine Lage von Erde und Faschinen gesichert werden sollte, über den Tigris zu gehen. Schon war man seit zwei Tagen mit dem Bau dieser seltsamen Brücke beschäftigt, als man von einer Friedensbotschaft überrascht wurde.

Der kluge König von Persien hatte bei sich selbst bedacht, daß die Vortheile, welche man den Unterhandlungen verdankt, weit sicherer sind, als die, welche sich von Siegen herschreiben, weil in dem Verhältniß großer Reiche eine erlittene Niederlage nur allzu bald überwunden wird. Gab es irgend einen Zeitpunkt, wo die von seinem Großvater abgetretenen Provinzen zurück zu erhalten waren: so war es der gegenwärtige. Ohne irgend eine bestimmte Absicht zu verrathen, lautete Sapors Antrag auf Frieden; und da das römische Heer des Friedens nur allzu bedürftig war, so wurden der Präfekt Sallust und der General Arinthäus ohne Zeitverlust in das Lager des Königs gesendet. Inzwischen hätte Jovian alles aufbieten sollen, sein Heer in Sicherheit zu bringen; doch indem er dies vernachlässigte, brachte er sich in die traurige Lage, Sapors Friedensbe-

dingungen ohne Widerrede annehmen zu müssen. Diese waren: 1) Abtretung der fünf Provinzen jenseits des Tigris; 2) Abtretung der Gränzfestung Nisibis und der Hauptfestungen Mesopotamiens; 3) Aufhebung des bisherigen Schutzverhältnisses mit dem Könige und dem Königreiche von Armenien; 4) ein Waffenstillstand auf 30 Jahre, verbürgt durch gegenseitige Geisseln. Es mochte schmerzen, daß man genöthigt war, solche Bedingungen einzugehen; aber man nahm sie an, selbst ohne irgend eine Unterstützung für den Rückzug erhalten zu können.

Der Uebergang über den Tigris geschah an Stellen, wo er am wenigsten gefährlich war, und kam ungefähr eben so zu Stande, wie der Uebergang der Franzosen über die Beresina. Nisibis, welches sich in drei Feldzügen auf das Tapferste vertheidigt hatte, mußte, wie ungern es sich auch bequemte, den Verfügungen des Friedensvertrages weichen; dasselbe Schicksal hatten die Festungen Mesopotamiens, und weil den Bewohnern dieser Städte keine andere Wahl gelassen war, als sich mit ihrer fahrenden Habe in das Innere des römischen Reiches zurückzuziehen, so entstand sogleich ein großes Mißvergnügen über einen Frieden, in welchem das Heer zum Nachtheil des Reiches stipulirt hatte: ein Mißvergnügen, das sich nur allzu schnell verbreitete. Zum ersten Male war der Deus Terminus gewichen; und die Schande schien um so größer, weil es vertragsmäßig geschehen war. Laut klagte man den Imperator an *).

---

*) Die gleichzeitigen Schriftsteller theilen diese Stimmung.

Jovian, hierdurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, mußte auf Mittel denken, die Achtung der Römer auf einem anderen Wege wieder zu gewinnen. Das wirksamste schien ihm die Zurücknahme der Verordnungen, wodurch sein Vorgänger den Polytheismus auf eine so auffallende Weise begünstigt hatte. Auch verfehlte es die beabsichtigte Wirkung nicht. Schon von Nisibis aus verkündigte das Labarum Constantins (das Panier des Kreuzes), an der Stelle des von Julian hergestellten römischen Adlers den Legionen vorgetragen, was man von dem Glauben des neuen Imperators zu erwarten habe; und so wie der Marsch vorrückte, vervielfältigten sich die Beweise von Jovians Glaubensart oder Politik in den Cirkelschreiben an die Guvernöre der einzelnen Provinzen, welchen er ausdrücklich befahl, die christliche Religion zu beschützen. Zu Tarsus wurde Julian's einbalsamirter Leichnam zur Erde bestattet, und wohl mochte es dem neuen Imperator gefallen, daß, während die Christen ihre Flüche nicht unterdrückten, die Schauspieler, welche nicht minder dem Verstorbenen gram waren, weil er ihre Kunst gering geachtet, ihren ganzen Witz aufboten, in seiner Person ein seltsames Gemisch von Erhabenheit und Lächerlichkeit darzustellen, worin er halb dem Alexander und halb dem Diogenes glich. Ein stattliches Grabmahl wurde dem Hingeschiedenen an dem Ufer des kal-

---

Am bittersten erklärt sich Libanius mit sichtbarer Partheilichkeit für seinen Helden Julian. Eutropius hat Mäßigung genug, diesen Frieden nothwendig, aber unrühmlich, zu nennen.

ten klaren Cydnus errichtet; aber dies Grabmahl befriedigte selbst seine Verehrer nicht, von welchen die Einen behaupteten, daß er seine Grabstätte unter den alten Denkmählern römischer Tugend auf dem Marsfelde hätte finden sollen, während die Anderen die Grotten der Akademie als die seiner würdige Ruhestätte bezeichneten. Nie war man über den moralischen Werth eines Fürsten mehr getheilt; nie hatte man mehr Ursache dazu: denn schwerlich gab es jemals einen Fürsten, der so viel Vernunft mit so viel Unvernunft paarte, wie Julian.

In kleinen Märschen näherte sich Jovian der Hauptstadt Syriens, unstreitig weil er vor seiner Ankunft in Constantinopel erfahren wollte, wie sich die Meinung über ihn aussprechen werde. Bald fand er Gelegenheit zu bemerken, daß er sich in seinen Voraussetzungen nicht betrogen hatte. Allzu groß war seit mehr als viertehalb Jahrhunderten die Parthei der Christen im römischen Reich, vorzüglich aber in den östlichen Provinzen, geworden, als daß sie nicht hätte den Ausschlag geben sollen. Leicht vereinigte man sich also in den Lobeserhebungen, deren Gegenstand der fromme Nachfolger Julians war. Nur das Einzige schmerzte, daß man noch nicht wußte, welches Glaubensbekenntniß, welche Synode er zum Maaßstab der Rechtgläubigkeit erheben werde. Kaum war der Friede der Kirche wiederhergestellt, so erwachten alle die Leidenschaften, die, indem sie angeblich der Wahrheit geweihet sind, nur der Ehrsucht dienen. Es geschah damals, was sich seitdem bei Thronveränderungen oft wiederholt hat: die Sektenführer wetteiferten, einen ersten

günstigen Eindruck auf den neuen Regenten zu machen, weil sie aus Erfahrung wußten, wie viel davon für spätere Erfolge abhängt. Mit den Wagen homousischer, arianischer, halbarianischer und eunomianischer Bischöfe waren die Heerstraßen von Edessa und Antiochien bedeckt, und jeder von ihnen beabsichtigte nichts Geringeres, als allen übrigen den Rang abzulaufen. Selbst der fromme Athanasius ermangelte nicht, sich aus seiner Zurückgezogenheit hervor zu wagen, um in einem Alter von mehr als siebzig Jahren noch einmal die Gemeinde von Alexandrien zu leiten. Man denke sich den Audienzsaal eines, in einen Imperator umgeschaffnen, ersten Kammerherrn mit Geistlichen angefüllt, die durch metaphysische Argumente und leidenschaftliche Schmähungen um den Vorzug streiten! Vergeblich ermahnte Jovian zur Mäßigung, zur Eintracht, zur christlichen Liebe; vergeblich verwies er die Streitsüchtigen auf den Ausspruch eines zu veranstaltenden Concils: dies alles galt nur für Gleichgültigkeit; und nicht eher beruhigte man sich, als bis er sich für das nicäische Glaubensbekenntniß erklärt hatte, vielleicht aus bloßer Angst, vielleicht aus Achtung für den Charakter des Athanasius. Die Tempel der Polytheisten wurden sogleich geschlossen, und schon rechneten die Christen darauf, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen werde, frühere Beleidigungen — zu verzeihen oder zu rächen, als die Bestürzung der polytheistischen Welt noch einmal durch eine Duldungs-Verordnung gemäßigt wurde.

In dem Zeitraum von sieben Monaten waren die römischen Truppen nach Antiochien zurückgekehrt, nach-

dem sie alle Beschwerlichkeiten des Krieges, des Hungers und des Klima ertragen hatten. Sie rechneten auf einen langen Aufenthalt in Syrien; allein die Furchtsamkeit Jovians kürzte denselben ab. Unfähig, den Spott der Antiochier zu ertragen, eilte er nach Constantinopel. Gegen seine Erwartung war im Reiche alles ruhig geblieben; und als er den Taurus herabgestiegen war, wurde er bei seinem Eintritt in Tyana, die Hauptstadt Cappadociens, von den Abgeordneten der westlichen Heere begrüßt. Von Tyana eilte er nach Ancyra, der Hauptstadt von Galatien; und hier war es, wo er sammt seinem Sohne, der noch ein Kind war, die Benennung und die Abzeichen der Consular-Würde annahm. Nicht lange darauf (1. Jan. 364) ward eine unbedeutende Stadt zwischen Ancyra und Nice, Dadastana genannt, das Ziel seiner Reise und seines Lebens. Nach einem reichlichen Abendessen fand man ihn am folgenden Morgen todt in seinem Bette, vergiftet, wie Einige behauptet haben, durch Pilze, die er in Uebermaaß genossen hatte. Eine längere und glorreichere Regierung hatte ihm der fromme Athanasius beim Abschied verheißen; und da der Charakter und das Leben dieses Mannes so viel Ausgezeichnetes haben, die Schilderung von Beidem aber auch dazu beitragen kann, den Leser mit dem eigenthümlichen Geiste der christlichen Kirche im vierten Jahrhunderte noch vertrauter zu machen: so wird eine Abschweifung, deren Gegenstand der Erzbischof von Alexandrien ist, hier nicht am unrechten Orte seyn.

Das Concilium von Nicäa gab der christlichen Kirche nicht die Einheit, welche in Constantins Absichten liegen mochte: der Arianismus lebte fort; und wiewohl er sich in gewissen Schranken hielt, so dauerte seine Mäßigung doch nur bis zum Tode des großen Imperators. Nichts leistete dem Homoiusianern so viel Vorschub, als jenes Testament, welches Eusebius von Nicomedien dem zweiten Sohne des Verstorbenen zusendete. Sobald die scheußliche Hinrichtung der Brüder und Neffen Constantins erfolgt war, diente ein gemeinschaftliches Verbrechen zur Grundlage einer gemeinschaftlichen Sache; und weil der Imperator, seine Eunuchen, seine Minister und selbst ein Theil seiner Generale ein und dasselbe Geheimniß mit den Arianern zu bewahren hatten, so durften diese ihr Haupt desto kühner erheben. Nie trennte sich seitdem Constantius von dieser Sekte; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß sie in jeder Hinsicht den Charakter seiner Regierung bestimmte.

Im Leben aber kommt es nicht sowohl auf die Meinungen an, als auf das, was sich an diese Meinungen hängt. Die christliche Moral hätte mit der Homoi-usie eben so wohl bestehen können, als mit der Homo-usie; der ganze Unterschied war ein Jota. Allein, wenn auf irgend einen Glauben eine Herrschaft gegründet ist, so erfordert die Erhaltung der letzteren, daß der erstere unerschüttert bleibe, weil der Glaube das Gesetz vertritt, die Güte des Gesetzes sich aber durch seine Stätigkeit bewährt. Was sich also auch zum Vortheil der Arianer sagen lassen möchte: immer

waren sie Neologen, und, als solche, mußten sie Denjenigen verhaßt seyn, welche begriffen hatten, wie sehr ihre Autorität auf fest stehenden Glaubensbekenntnissen beruhete.

Zu den Vielen nun, welche im vierten Jahrhunderte hierüber aufgeklärt waren, gehörte auch Athanasius, nachmaliger Erzbischof von Alexandrien. Erzogen im Hause des Erzbischofs Alexander, und durch diesen eingeweihet in die bischöfliche Politik, hatte er sich bereits als Presbyter zum Gegner des Arius aufgeworfen. Als er nicht lange darauf zu Nicäa erschien, ward er durch die Bestimmtheit seiner Erklärungen und die Festigkeit seines Charakters ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Schon fünf Monate nach seiner Zurückkunft nahm er den erzbischöflichen Stuhl von Alexandrien ein: so groß war das Bedürfniß, in dieser volkreichen und partheisüchtigen Stadt einen Mann von großen persönlichen Eigenschaften an der Spitze der Geistlichkeit zu haben! Es mochte Viele geben, welche den Athanasius an Gelehrsamkeit und selbst an Beredsamkeit übertrafen; aber schwerlich wurde er von irgend Einem an Klugheit, an richtiger Beurtheilung der jedesmaligen Umstände, an Kenntniß des Ganges der Begebenheiten, und an derjenigen Ergebung übertroffen, vermöge deren man nie Bedenken trägt, dem Sturm des Augenblicks auszuweichen.

Fest entschlossen, die Homo-usie, wenn es seyn müßte, mit seinem Leben zu vertheidigen, wagte Athanasius, dem großen Constantin Widerstand zu leisten, als dieser darauf drang, daß Arius in die katholische

Gemeinschaft wieder aufgenommen werden sollte. So viel Ungeschmeidigkeit konnte der Imperator verzeihen, nachdem er sich selbst für die Homo-usie erklärt hatte: aber die Anhänger des Arius betrachteten, von diesem Augenblick an, den entschlossenen Athanasius als ihren gefährlichsten Feind; und da ihm auf keinem anderen Wege beizukommen war, so stellten sie den Erzbischof von Alexandrien als einen stolzen Tyrannen dar, welcher den, auf dem nicäischen Concilium mit den Miletianern abgeschlossenen Vertrag verletzt habe. Allerdings hatte Athanasius diesen Vertrag gemißbilligt; doch hatte er sich hinterher keine Verfolgung erlaubt. Noch andere Verbrechen wurden ihm zur Last gelegt: dahin gehörte, daß er in einer von den Kirchen von Maräotis den Kelch zerbrochen, sechs Bischöfe eingekerkert oder gepeitscht, und den siebenten Bischof von derselben Parthei, Namens Arsenius, wo nicht getödtet, doch wenigstens verstümmelt habe. Von allen diesen Beschuldigungen war die eine eben so ungegründet, wie die andere; da aber Constantin nicht vermeiden konnte, darauf einzugehen: so wurden nach einander die Synoden von Cäsarea und Tyrus angeordnet, wo die Bischöfe des Osten die Sache des Athanasius entscheiden sollten, ehe sie zur Einweihung der Auferstehungskirche zu Jerusalem schritten. Der Erzbischof von Alexandrien kannte den Partheigeist allzu gut, um nicht zu wissen, daß, ihm gegenüber, auch die vollkommenste Unschuld nicht aushalten kann. Mit glücklichem Erfolge wich er der Synode von Cäsarea aus; als aber Constantin darauf bestand, daß er sich vor das Concilium von Tyrus stel-

len sollte, schiffte er sich mit seinen Presbytern und vielen anderen Geistlichen, unter welchen sich auch Arsenius befand, dahin ein. Die Leitung des Conciliums war dem Eusebius von Cäsarea anvertrauet worden; und gerade dieser Eusebius war der entschiedenste Feind des Angeklagten. Die Vorwürfe von Mord und Tyrannei traten nur allzu bald über die Lippen des Vorstandes, und, wiederholt von dem Eifer seiner Anhänger, fingen sie an, allgemeinen Glauben zu finden, als Athanasius sich von dem ersten dadurch reinigte, daß er den Arsenius wohlbehalten vorführte, und sogleich in Hinsicht des zerbrochnen Kelches bewies, daß das Dorf, wo er diesen Frevel begangen haben sollte, nie im Besitz eines solchen Kelches gewesen wäre. So widerlegt, blieb dem Concilium kein anderer Ausweg offen, als eine Commission zu verordnen, welche die Beschuldigung an Ort und Stelle untersuchen sollte. Der Sturz des Athanasius war allzu fest beschlossen, als daß man sich diese Maaßregel hätte versagen können; und obgleich dieselbe wegen des eifersüchtigen Widerstandes ägyptischer Bischöfe nicht durchgeführt wurde, so verurtheilte doch das Concilium von Tyrus den Primas von Aegypten zur Absetzung und zur Verbannung. Athanasius war nicht zugegen, als dieser Ausspruch erfolgte. Kaum von demselben unterrichtet, schiffte er sich nach Constantinopel ein, die Gerechtigkeit des Imperators anzuflehen. Es gelang ihm, alle die Hindernisse zu besiegen, welche einer Audienz entgegen standen. Gütig vernahm Constantin die Rechtfertigung des Erzbischofs; als aber die Mitglieder des Conciliums von Tyrus sich verantworten

sollten, zogen sie den Imperator dadurch auf ihre Seite, daß sie zu den übrigen Beschuldigungen noch die hinzufügten, Athanasius habe, um sich zu retten, die Transportflotte aufhalten wollen, welche die zweite Hauptstadt des Reiches mit Korn versorgte. Constantin mochte an diese Beschuldigung glauben, oder nicht: sein Ausspruch schloß eine Verbannung nach Gallien in sich. Ein und zwanzig Monate brachte Athanasius in Trier zu, wo er, wie man sagt, das Mönchswesen einführte.

Constantins Tod befreiete ihn von der Verbannung, und ein Edikt des jüngeren Constantin, der sich von seiner Unschuld überzeugen ließ, gab ihm seinen erzbischöflichen Wohnsitz zurück.

Doch gleichzeitig hoben die Umtriebe an, welchen die Arianer, einen längeren Zeitraum hindurch, ihren überwiegenden Einfluß verdankten. Athanasius hatte also seit seiner Rückkehr noch nicht drei volle Jahre der Gemeinde von Alexandrien als Erzbischof vorgestanden, als, unmittelbar nach dem Tode des jüngeren Constantin, neunzig arianische Bischöfe sich in Antiochien versammelten, vorgeblich, um die Kathedrale zu weihen, der wahren Absicht nach, ihren Feind zum zweiten Male zu stürzen. Zu diesem Endzweck entwarfen sie ein zweideutiges Glaubensbekenntniß, und fünf und zwanzig Canones, welche noch immer die Disciplin der rechtgläubigen Griechen regeln. Unter andern setzten sie fest, „daß, welcher Bischof auf den Ausspruch einer Synode abgesetzt werde, nur auf den Ausspruch einer Synode wieder eingesetzt werden könne." Die Anwendung davon wurde sogleich auf den Athanasius gemacht; und

wie hätte die Folge wohl anders ausfallen können, als so, daß seine Absetzung bestätigt wurde! Ein gewisser Gregor erhielt seine Würde, und der Präfekt Philagrius wurde angewiesen, den neuen Primas durch die Civil- und Militär-Macht seiner Provinz zu unterstützen.

Unfähig, der Verschwörung zu widerstehen, welche die asiatischen Bischöfe gegen ihn in Gang gebracht hatten, verließ Athanasius Alexandrien, um sich in den Schutz des römischen Erzbischofs zu begeben, dem eine Gelegenheit, sein Ansehn geltend zu machen, nicht unwillkommen seyn konnte. Wirklich nahm sich der stolze Julius — dies war der Name des Römers — des Unterdrückten mit allem Nachdruck an; und die Folge davon war, daß sich ein Concilium von funfzig italiänischen Bischöfen für die Unschuld des Athanasius erklärte. Doch erhielt er deshalb seinen erzbischöflichen Stuhl nicht zurück. Der Imperator Constans, für den Verfolgten gewonnen, war leicht beredet, eine Versammlung zu veranstalten, welche für die Repräsentation der katholischen Kirche gelten konnte; allein kaum waren die Bischöfe des Osten mit denen des Westen zusammengetroffen, als sie sich von einander trennten, und sich gegenseitig für Feinde des wahren Gottes ausgaben. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich zum ersten Male, daß zwischen der griechischen und lateinischen Kirche eine Kluft befestigt war, welche seitdem nie hat ausgefüllt werden können. Athanasius, von seinen Brüdern verlassen, sah sich genöthigt, sich desto enger an den Imperator Constans anzuschließen, mit welchem er an verschiedenen Orten in Frankreich und Italien Zusammen-

künfte hatte; und da die Macht des jungen Monarchen groß genug war, um eine gebieterische Sprache zu gestatten, so kam es nur allzu bald dahin, daß Constans seinem Bruder Constantius erklärte: „wofern die Wiedereinsetzung des Athanasius nicht auf der Stelle erfolge, so werde er ihn auf einer Flotte zu seinem erzbischöflichen Stuhle zurückführen.“ Constantius, der noch immer in den persischen Krieg verwickelt war, berechnete die Folgen eines solchen Zwistes, und fand für gut, den wiederholten Mahnungen seines Bruders nachzugeben. Athanasius erhielt also die Erlaubniß, nach Alexandrien zurückzukehren. Doch ehe er davon Gebrauch machte, drang er auf Zurückberufung seiner Anhänger, und Wiederherstellung ihrer Vorrechte; und erst als beides bewilligt war, ging er durch Thracien, Asien, Syrien nach Aegypten zurück. Zu Antiochien hatte er eine Zusammenkunft mit Constantius, der ihn freundlich umarmte, und ihn um die Gefälligkeit bat, in Alexandrien eine einzige arianische Kirche zu gestatten. Athanasius trug kein Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen, wo fern man seiner Parthei in jeder Stadt des Reiches dieselbe Duldung gestatten wollte. Man sieht hieraus, auf welchem Fuße die Bischöfe schon im vierten Jahrhunderte mit ihren Suveränen standen. Der Einzug des Athanasius in Alexandrien glich einem Triumphzuge; und je theurer Abwesenheit und Verfolgung ihn den Bewohnern dieser Stadt gemacht hatten, desto unbegränzter wurde sein Ansehn.

Ein Bürgerkrieg war glücklich vermieden worden; aber Athanasius hatte vergessen, daß, wer seinen Su-

verân zur Verstellung zwingt, auf keine aufrichtige Verzeihung rechnen kann. Nach dem Tode des Constans, und nach der endlichen Besiegung des Magnentius, zeigten sich die wahren Gesinnungen des Constantius, und in ihnen der ganze Charakter dieses Imperators. Da allgemein gesagt wurde, Athanasius habe für den Usurpater gebetet, so lag hierin Vorwandes genug, sich eines treulosen Bischofs zu entledigen. An einem Diener heimlicher Rache würde es nicht gefehlt haben; ein solches Verfahren lag aber nicht in dem Geschmack des Constantius. Auf eine recht förmliche Weise wollte er die Absetzung des Athanasius betreiben; und da der Ausspruch des Conciliums von Tyrus nie ausdrücklich zurückgenommen war, so sollte derselbe durch ein neues höchst glänzendes Concilium bestätigt werden. Dieses wurde nach Mailand zusammenberufen. Wirklich versammelten sich daselbst an dreihundert Bischöfe. Es zeigte sich indeß, daß die westliche Kirche bereits einen allzu bestimmten Charakter angenommen hatte, als daß die Sophismen der Arianer auf der einen, und die Bestechung der Eunuchen auf der andern Seite viel vermocht hätten. Liberius, Erzbischof von Rom, Osius von Cordova, und nach ihrem Beispiele Mehrere, drangen darauf, daß sich die Feinde des Athanasius erst von dem Argwohn der Ketzerei reinigen sollten, ehe sie das Betragen des großen Athanasius tadelten. So verstrichen zwei Jahre, ehe man sich einigen konnte. Endlich entschied die Mehrheit, welche in Versammlungen dieser Art nothwendig der schlechtere Theil ist. Liberius, Osius und ihre Freunde wurden verbannt, und

um

um sie noch tiefer zu kränken, mußten sie ihren Aufenthalt in Städten nehmen, die von arianischen Bischöfen regiert wurden. Constantius, welcher jetzt freie Hand hatte, war seiner Sache nach immer so ungewiß, daß er es nicht wagte, die Verbannung des Athanasius durch einen schriftlichen Befehl auszusprechen; es sey nun aus Achtung für den Charakter dieses Bischofs, oder aus Furcht vor der Bevölkerung Alexandriens. Zwei von seinen Geheimschreibern erschienen daselbst mit mündlichen Aufträgen, und machten sehr bald die Entdeckung, daß diese nicht ausreichten, einen Mann, wie Athanasius, zum Weichen zu bringen. Um nicht für etwas Schlimmeres gehalten zu werden, als sie waren, sahen sie sich genöthigt, mit den Volksführern von Alexandrien einen Vertrag abzuschließen, in welchem festgesetzt wurde: „daß alle Feindseligkeiten verschoben bleiben sollten, bis der Imperator seinen Willen unverkennbar ausgesprochen haben würde." Schon waren Legionen aus Ober-Aegypten und aus Lybien in Bewegung, eine zur Empörung geneigte Stadt in Zaum zu halten; und die Lage Alexandriens zwischen der See und der Mareotis begünstigte die Landung und Ankunft dieser Truppen. Ehe die Stadtthore verschlossen werden konnten, drang Syrianus, Dux von Aegypten, an der Spitze von 5000 Mann in das Innere Alexandriens, und besetzte um Mitternacht die Kirche des heil. Theonas zu eben der Zeit, wo der Erzbischof mit einem Theile des Volkes und der Geistlichkeit Andacht hielt. Die Thüren wurden erbrochen, und Athanasius würde unter diesen Umständen das Schick-

sal des Thomas Becket *) gehabt haben, hätte er nicht den Bitten der Mönche und Presbyter, sein theures Leben einer besseren Zukunft aufzusparen, nachgegeben. Trotz dem nächtlichen Tumult, der vielen Unschuldigen das Leben kostete, trotz den Gefahren, womit er auf allen Seiten umringt war, rettete er sich aus Alexandrien, und entschwand den Augen der Welt in der Wüste von Thebais.

Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Sitze von Alexandrien war der berüchtigte Georg von Cappadocien, dem in der Folge die Ehre widerfuhr, der Schutzpatron Englands zu werden. Nur Abkunft und Erziehung hatten diesem Georg den Beinamen des Cappadociers verschafft; denn eigentlich stammte er aus Epiphanien in Cilicien her. Seine erste Jugend hatte er bei einem Walker verlebt; Parasitenkünste hatten ihm hierauf eine Lieferung für das Heer verschafft. Bereichert, wünschte er der Verfolgung zu entgehen; und da er sich zu diesem Endzweck einer Parthei anschließen mußte, so wählte er die der Arianer, welchen er um seiner Reichthümer willen sehr willkommen war. Sein Eifer mochte aufrichtig seyn oder nicht: genug, er fand Vertrauen; und nachdem er sich durch einen bedeutenden Aufwand eine große Sammlung von geschichtlichen, philosophischen und theologischen Werken angeschafft, und in den Ruf eines

---

*) Die Aehnlichkeit zwischen Athanasius und Thomas Bekket ist allzu auffallend, als daß man nicht unwillkürlich daran erinnert würde.

Gelehrten gebracht hatte, hielt es nicht schwer, durch den Hof des Constantius zu dem erzbischöflichen Sitze von Alexandrien befördert zu werden. Georg, der einen großen Theil seines Vermögens aufgeopfert hatte, wollte Ersatz für seine Verluste; und einen solchen bot ihm der Standort eines Bischofs von Alexandrien im reichlichsten Maaße dar. Mit unpartheiischer Hand drückte er auf Freund und Feind; und indem er die ersten Lebensbedürfnisse zu ungeheuren Preisen verkaufte, und kein Bedenken trug, selbst die Kirchen zu plündern, brachte er es nur allzu bald dahin, daß das Volk von Alexandrien ihn vertrieb. Doch dies wurde auf die Rechnung der Homo=usie gesetzt, und Kriegesgewalt führte ihn auf den Punkt zurück, wo er sich so wohl befand. Der Tod des Constantius befreiete endlich die Alexandriner von einem so scheußlichen Tyrannen, dessen vorzüglichste Gehülfen der Comes Diodorus und der Münzmeister Dracontius waren. Dieselbe Nachricht, welche die Nachfolge Julians nach der Hauptstadt Aegyptens brachte, verkündigte den Sturz des unwürdigen Bischofs und seiner Helfershelfer. Alle Drei wurden, mit Ketten belastet, in's Gefängniß geführt; doch ehe ihr Proceß entschieden werden konnte, erbrach der Pöbel die Thüren des Kerkers, ermordete die Verbrecher, schleppte ihre Leichname durch die Straßen der Stadt, und warf sie in die See. Wie verdient nun auch Georgs Tod seyn mochte: so unterließen die Arianer doch nicht, ihn für einen Märtyrer der Wahrheit auszugeben. Als solcher lebte er in ihrem Andenken fort; und als sie in der

Folge mit scheinbarer Bekehrung zur katholischen Kirche übertraten, brachten sie dieser den im Leben so berüchtigten und verhaßten Georg als einen Heiligen zu, als welcher er noch immer für England ein Schutzpatron der Waffen, der Ritterschaft und des Hosenbandes ist *).

Während Georg in Alexandrien wüthete, lebte Athanasius unter den Zöglingen des heil. Antonius und Pachomius in der Wüste von Thebais. Sechs Jahre verweilte er in derselben, durch nichts so sehr beschützt, als durch den eigenthümlichen Geist ägyptischer Mönche, welchen selbst die Folter das Geheimniß nicht entriß, das sie zu bewahren sich vorgesetzt hatten. An ihrem Eigensinn, oder an ihrer Begränztheit, scheiterte die ganze Macht des Constantius. Vergeblich forderte er die Fürsten Aethiopiens auf, den Athanasius von ihren Machtgebieten auszuschließen; vergebens rief er alle Civil- und Militär-Gewalten seines weitläuftigen Reiches auf, sich des Rebellen zu bemächtigen, wo sie ihn finden würden; vergebens setzte er die stärksten Preise auf den ihm verhaßten Kopf: Athanasius blieb versteckt unter Menschen, die, weil sie sich von der übrigen Gesellschaft losgerissen hatten, nur sich selbst leben wollten. Näherten sich die Soldaten des Constantius den abge-

---

*) Es giebt eine anziehende Geschichte dieses Heiligen, deren Verfasser Dr. Heylin ist. In ihr ist nachgewiesen, daß seine Verehrung in Palästina und Armenien begann, und sich von diesen Gegenden aus über die westlichen Länder verbreitete. In England hob seine Verehrung erst während der Kreuzzüge an. — Wie viel mochte in dem unermeßlichen Römerreiche möglich seyn, was mit keinem Erfolge in kleineren Staaten wiederholt werden kann! —

sonderten Wohnungen der Mönche, so wurde Athanasius von einem Kloster in das andere geschafft, bis er jene Grenze erreichte, die, der Volkssage nach, mit Dämonen und Gespenstern bevölkert war; und unterdeß trug kein Schüler des Antonius und Pachomius Bedenken, sich für den Erzbischof todt schlagen zu lassen. Diese Verfolgung endigte nur mit dem Leben des Constantius. Julians entschiedener Abscheu vor dem Christenthume und eben so entschiedene Vorliebe für den Polytheismus brachte zwar die glückliche Wirkung hervor, daß Homo-usianer und Hemoi-usianer über sich selbst zur Besinnung kamen, und die gegenseitige Feindschaft einstellten; indeß waren dies nicht die Zeiten, in welchen ein Athanasius sich geltend machen konnte. Eine bessere Zukunft vorhersehend, wagte er sich zwar aus seiner Einsamkeit hervor, um seine Freunde und Anhänger mit neuem Muthe zu beleben; da aber die Edicte des Constantius in Beziehung auf ihn nicht aufgehoben wurden, da Julian ihn sogar aufs Neue von dem bischöflichen Stuhl vertrieb, den er nach dem Tode des unwürdigen Georgs wieder eingenommen hatte: so lief er noch immer Gefahr, erschlagen zu werden. Doch sein gutes Glück wollte, daß er überall unentdeckt blieb. Einmal in eine trockene Zisterne versteckt, rettete er sich wenige Augenblicke früher, als sein Aufenthalt von einer Sklavin verrathen wurde. Ein anderes Mal sah er sich genöthigt, im Nachtgewande seine Zuflucht zu einer Jungfrau zu nehmen, die durch ungemeine Schönheit in der ganzen Stadt berühmt war. Der Augenblick war kritisch. Athanasius machte eine himmlische

Erscheinung geltend, welche ihm geboten habe, bei der Schönen Schutz zu suchen; und das fromme Mädchen nahm ihn auf, als ein Unterpfand des Himmels, das ihrer Klugheit und ihrem Muthe anvertrauet würde. Mit dieser Gesinnung führte sie den Erzbischof in die entferntesten Zimmer ihrer Wohnung, wo sie ihn, mehrere Wochen hindurch, mit der Sorgfalt einer Freundin bediente, indem sie ihm Bücher verschaffte, seinen Briefwechsel besorgte, und seine Füße wusch.

Die Abenteuer des Athanasius waren hierin nicht abgeschlossen; doch bald verstrich der kurze Zeitraum von Julians Regierung. Begünstigt von dem Jovian kehrte er zu eben der Zeit als Erzbischof nach Alexandrien zurück, wo dieser Imperator zu Dadastana starb. Zwar blieb der letzte Abschnitt seines Lebens nicht ohne Stürme: diese mußten um so nothwendiger erfolgen, da der Nachfolger Jovians im Osten, aus Nachgiebigkeit gegen seine Freunde, den Arianern den Vorzug gab. Indeß erfolgte keine neue Verbannung; und die letzten zehn Jahre vom Leben des Athanasius verstrichen zum wenigsten in Frieden für die Bewohner Alexandriens, welche ihren Erzbischof um so höher achteten, je auffallender Georg von Cappadocien ihnen gezeigt hatte, wie weit ein Bischof die Tyrannei treiben könne.

Athanasius starb den 2. May des Jahres 373, gewiß nicht ohne Sorge für die rechtgläubige Kirche, welche durch das Uebergewicht der Arianer in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts in das Licht der Ketzerei getreten war, und wenig Aussicht hatte, in ihrer bisherigen Eigenthümlichkeit fortzudauern. Das ganze

Leben dieses Mannes beweiset, an welchen Kleinigkeiten bisweilen das Schicksal sowohl der Staaten, als der Einzelnen hängt, und in welchem Grade das, was in menschlichen Begebenheiten für die Hauptsache erklärt wird, oft nichts weiter ist, als eine Chimäre, über welche ins Reine zu kommen so schwer fällt. Ist es demüthigend für den menschlichen Stolz, daß die Charakterstärke des Menschen selten eine bessere Grundlage hat: so ist es zugleich beruhigend, denken zu dürfen, daß ohne diese Grundlage kein Unterschied zwischen Mensch und Thier Statt finden würde, und daß folglich Diejenigen für die Besten ihres Geschlechtes gehalten werden müssen, in welchen sich die Anlage zur Idealität am stärksten offenbart. Athanasius, an die Stelle des Constantius gebracht, welch' ein herrlicher Imperator! Was den kirchlichen Heros achtungswerth machte — waren es seine metaphysischen Grübeleien? war es nicht vielmehr seine Menschlichkeit, seine Uneigennützigkeit, sein Sinn für das Allgemeine, seine Liebe für die Gesellschaft, sein Republikanismus? Mit solchen Anlagen ist man für den Thron geboren; mit solchen Anlagen kann man nie verfehlen, sich Verdienste um das menschliche Geschlecht zu erwerben, auf welchem Standpunkte man sich auch befinden möge.

Dies alles zur Entschuldigung einer Abschweifung, welche wohl geeignet schien, die eintönige Erzählung von dem zunehmenden Verfalle eines Reiches zu unterbrechen, in welchem der Charakter eines freien Bürgers so proscribirt war, daß er sich nur im Schutze des göttlichen Gesetzes offenbaren durfte.

Der Irrthum, den man in der Wahl des Primacerius Jovian begangen hatte, sollte in der seines Nachfolgers vermieden werden; denn sehr deutlich sah man ein, daß ein römischer Imperator sich auf den Krieg verstehen müsse.

In einem aus Ministern und Generalen zusammengesetzten Staatsrath wurde dieser Grundsatz aufgestellt, und zugleich beschlossen, daß Nice in Bithynien der Wahlort seyn sollte.

Sobald sich also das Heer daselbst versammelt hatte, schritt man zur Wahl eines neuen Imperators. Noch einmal wurde dem bejahrten Sallust das Diadem angetragen; allein die Gründe, welche ihn nach Julians Hintritt zur Ablehnung bestimmten, hatten seitdem ihre Kraft mehr verstärkt, als verloren. Vielleicht auch, daß dieser Antrag nur zum Schein gemacht wurde, um Den, welchen Sallust selbst in Vorschlag gebracht hatte, desto sicherer auf den Thron der Cäsarn zu erheben *). Dieser war kein Anderer, als der Dux Valentinian, der auf dem Rückzuge von Antiochien nach Constantinopel in Ancyra zurückgeblieben war.

Valentinian, der Sohn des Comes Gratianus, welcher, aus Cibalis in Pannonien abstammend, sich aus einem niedrigen Stande zu dem Militär-Befehl von Afrika und Britannien erhoben hatte, zeichnete sich

---

*) Philostorgius schreibt (Lib. VIII. c. 8.) die Wahl des Valentinian dem Sallust, den Generalen Arinthäus und Dagalaiphus, und dem Patricier Datianus zu; wenigstens muß man nach seiner Erzählung glauben, daß ihr Einfluß entschieden habe.

aus durch seine Gestalt und durch die Strenge seiner Mannszucht; außerdem aber hatte er am Rhein und in dem persischen Feldzuge viele Beweise von persönlicher Tapferkeit und kluger Einsicht in die Kriegesführung abgelegt, und in seinem Verhältniß zu Julian, dessen Politik er in jeder Beziehung mißbilligte, Entschlossenheit und Charakter bewiesen. Fremd war ihm freilich alles, was höhere Geistesbildung genannt zu werden verdient; indeß schien dies das geringste Erforderniß, und ohne daß er sich im Mindesten um das Diadem beworben hätte, berief man ihn zum Empfang desselben von Ancyra, wo er verweilte. In der Umgegend von Nice wurde ein Tribunal erbauet. Das Heer mußte sich um dasselbe ordnen; und als Valentinian angelangt war, bekleidete man ihn mit dem Diadem und dem Purpur, während das Heer seinen Beifall zu erkennen gab.

Es scheint, daß man, nach den Erfahrungen, die seit dem Tode des großen Constantin gemacht waren, die Idee einer doppelten Imperator-Würde von neuem aufgefaßt hatte, damit der Aufenthalt des Imperators in Constantinopel dem Westen nicht schaden möchte. Noch hatte also Valentinian das Tribunal nicht verlassen, als das Heer die Forderung an ihn machte, daß er sich auf der Stelle über seinen Mitregenten erklären möchte. Der neue Kaiser, dem es zwar an Beredsamkeit, aber nicht an Geistesgegenwart fehlte, erklärte sich gegen diese Forderung; nicht, als hätte er die Sache selbst verworfen, sondern weil es ihm unschicklich schien, einen Suverän zwingen zu wollen.

„Unstreitig, sagte er, ist das Gewicht des Erdkreises allzu schwer für die Hände Eines schwachen Sterblichen, und im vollen Bewußtseyn meiner beschränkten Fähigkeit und der Ungewißheit meines Lebens, bin ich nichts weniger als abgeneigt von dem Beistande eines würdigen Gehülfen: doch wo die Zwietracht gefährlich werden kann, da verdient die Wahl eines treuen Freundes ernstliche Ueberlegung. Diese Ueberlegung wird meine Sorge seyn. Ihr begebt euch in eure Quartiere zurück, um Leib und Seele zu stärken und die gewohnten Geschenke zu erhalten.“

Alles schwieg auf eine solche Antwort, und, umgeben von den Adlern der Legionen und den verschiedenen Bannern der Reiterei und des Fußvolks, wurde der neue Imperator in seinen Palast zu Nice eingeführt. Die Forderung, welche die Soldaten an ihn gemacht hatten, ward hier ein Gegenstand der Berathung mit seinen Freunden. Unter diesen sagte Dagakaiphus: „Liebst du die Deinigen, vortrefflicher Imperator, so hast du einen Bruder; liebst du das Gemeinwesen, so suche dir den Würdigsten aus *).“ Diese Worte mochten unangenehm seyn; aber sie schadeten dem Kühnen nicht, der sie gesprochen hatte. Langsam ging Valentinian von Nice über Nicomedien nach Constantinopel, und dreißig Tage nach seiner Erhebung wählte er,

*) Si tuos amas, Imperator optime, habes fratrem; si Rempublicam, quaere quem vestias. Vid. Ammian. Marcel. Lib. XXVI. c. 4. Worte dieser Art verdienen angeführt zu werden, weil sie die Ansicht entfernter Generationen beurkunden.

in einer von den Vorstädten der Hauptstadt, seinen Bruder Valens zum Mitregenten, nicht ohne die Erwartung Derer zu täuschen, die auf eine bessere Wahl gerechnet hatten.

Nicht leicht können zwei Brüder entgegengesetztere Charaktere haben, als Valentinian und Valens; denn, wie in Jenem Muth und Entschlossenheit vorherrschten, so zeichnete sich Dieser durch Furchtsamkeit und Zaghaftigkeit aus. Wie gut die Einheit des Reiches durch diese Entgegengesetztheit bewahrt wurde: dies brachte Valentinian, wie es scheint, weit besser zur Anschauung, als seine Tadler. Er, vor Allen, kannte die Hingebung des Valens für seine Person; und ob er gleich kein Bedenken trug, den Bruder zu dem Range eines Augustus zu erheben, so betrachtete er ihn doch weit mehr in dem Lichte eines Stellvertreters, als in dem eines Suveräns. Für sich selbst nahm er denjenigen Theil des Reiches, der am schwersten zu regieren war, nämlich die westlichen Provinzen; Mailand ward aufs Neue die Hauptstadt. Seinem Bruder überließ er den Osten von der Nieder-Donau bis zu den Gränzen Persiens. Diese Theilung des Reiches geschah in dem Palaste von Medina, unweit Naissus. Die Verwaltung der Provinzen blieb, wie der große Constantin sie angeordnet hatte; da es aber zwei Höfe gab, so mußten auch zwei Ministerien und, nach unserer Art zu reden, zwei Generalstäbe geschaffen werden. Das Personal im Civil, wie im Militär, litt eine um so wesentlichere Veränderung, da Valentinian seinen Unterthanen erlaubte, sich über alle die Beamten zu beklagen, die sich der Unterdrückung schuldig gemacht

hatten. Sallust wollte Alters wegen ausscheiden; dies wurde ihm aber nicht gestattet. Arinthäus, einer der schönsten und tapfersten Männer seiner Zeit, mußte bei Valens zurückbleiben. Dagalaiphus, so beschwerlich auch seine Freimüthigkeit war, erhielt Auszeichnung im Westen. So wurde ein Reich geordnet, dessen Ruhe von kurzer Dauer seyn sollte.

Indem von Constantius Chlorus an bis zum Tode Julians beinahe drei Menschenalter verflossen waren, hatte die Idee der erblichen Suveränetät, welche seit Domitians Tode gänzlich untergegangen war, aufs Neue Raum gewonnen. Von dem Flavischen Geschlecht war nur Procopius übrig geblieben: ein naher Verwandter Julians, der nach der Erhebung des Jovianus sich auf seine Besitzungen in Cappadocien zurückgezogen hatte, wo er anspruchslos mit den Seinigen lebte. Was ihn für die neuen Imperatoren zum Gegenstand der Eifersucht machte, ist nicht bekannt geworden; genug, daß Valens ihn für gefährlich hielt. Er sollte verhaftet und nach Constantinopel gebracht werden, als es ihm gelang, den Händen seiner Feinde zu entschlüpfen und sich nach Klein-Asien zu retten. Hier lebte er mehrere Monate, bald in der einen, bald in der anderen Verkleidung, d. h. unter tausend Befürchtungen: als Unruhen, welche an der persischen Gränze ausgebrochen waren, den Valens nöthigten, sein Heer marschiren zu lassen, und demselben nach Syrien zu folgen. Derselbe Mann nun, dem man die Sicherheit des Unterthans versagte, fühlte, von Verzweiflung getrieben, den Muth, sich auf den Thron zu schwingen. Kaum hatte er sich

in Constantinopel den alten Anhängern Julians gezeigt, als ein Senator und ein Eunuch sich seiner anzunehmen beschlossen, und, indem sie zwei so eben angelangte gallische Cohorten für ihn gewannen, die ganze Bevölkerung von Constantinopel theils durch Furcht, theils durch neue Aussichten mit sich fortrissen. Die Unzufriedenheit mit der Regierung des Valens, dessen Finanzminister sich die größten Bedrückungen erlaubte, zog auch das Landvolk zur Parthei des Procopius. Dieser sah sich in kurzer Zeit an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und wurde, als Herr von Bithynien und Asien, bald so furchtbar, daß Valens mit ihm in Unterhandlung trat. Der Imperator des Osten würde verloren gewesen seyn, hätten sich seiner nicht dieselben Generale angenommen, denen sein Bruder seine Erhebung verdankte: Sallust, Arinthäus und Andere. Das Ansehn, worin sie bei dem Heere standen, war groß genug, um eine Umstimmung zu bewirken; und nachdem Procopius in zwei Treffen den Kürzeren gezogen hatte, sah er sich nur allzu schnell von allen seinen Anhängern verlassen. Er irrte noch eine Zeitlang in den Wäldern Phrygiens umher; aber, von seinen Unglücksgefährten verrathen, entging er dem Schicksal verunglückter Usurpatoren nicht: er wurde verhaftet, in das Lager des Imperators gesendet, und daselbst enthauptet.

Diese Hinrichtung mochte den Valens sichern, aber sie verbesserte den Geist seiner Regierung nicht. Seine natürliche Furchtsamkeit machte ihn zu einem Werkzeuge seiner Umgebung, und in Constantinopel erneuerten sich die Auftritte, welche Rom unter seinen ersten Impera-

toren erlebt hatte. Die Sprache eigennütziger Günstlinge und Vertrauten ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen, und welcher Regent sich nicht durch persönlichen Muth, oder durch das Gefühl seiner Rechtmäßigkeit, gegen dieselbe verwahrte, ist immer von ihr hintergangen worden. Nichts lag weniger in dem Charakter des Valens, als Grausamkeit; und nichts entwickelte sich leichter aus seiner Furchtsamkeit. Gerechtigkeitsliebe nannten seine Schmeichler den Gegensatz von Milde und Menschlichkeit; und so wurde es ihnen nicht schwer, ihm zu beweisen, daß in Sachen des Hochverraths Verdacht die Stelle des Beweises vertritt; daß, wer die Macht hat, Unheil zu stiften, auch den Willen dazu besitzt; daß die Absicht eben so verbrecherisch ist, wie die Handlung; und daß der Unterthan nicht zu leben verdient, wenn sein Leben die Sicherheit seines Souveräns bedrohet und dessen Ruhe stört. So erfolgten Hinrichtungen über Hinrichtungen, die keinen anderen Zweck hatten, als lästige Nebenbuhler zu entfernen, oder die eine und die andere Feindschaft zu rächen.

Während Valens von seinen Vertrauten gemißbraucht wurde, folgte Valentinian dem natürlichen Ungestüm seines Charakters. Wie sehr der Aufenthalt in Italien dazu beitragen mochte, läßt sich bei gänzlichem Mangel an ausführlichen Nachrichten nicht genau bestimmen; doch ist zu glauben, daß die Eifersucht, welche Rom gegen Mailand empfand, sobald dieses zur Hauptstadt erhoben war, noch weit mehr aber der anti-monarchische Geist der Italiäner, nicht ohne alle Wirkung geblieben sey. Die Unrechtmäßigkeit, welche sich aus

der Suveränetät dieser Zeiten nicht verlieren wollte, war an und für sich eine Grundlage für die abscheulichste Tyrannei; und die natürliche Folge davon war, daß viele Handlungen, die in sich selbst ganz unschuldig seyn mochten, zu Verbrechen gestempelt, wenigstens als solche bestraft wurden. Nur wenige Ausdrücke standen dem Valentinian zur Bezeichnung seines Unwillens zu Gebote, und diese waren: „Schlagt ihm den Kopf ab; verbrennt ihn lebendig; schlagt ihn mit Keulen todt." So wurden selbst die leichtesten Vergehungen geahndet; und wer hätte es wagen mögen, sich dem Befehle des wilden Imperators zu widersetzen, oder ihn auch nur zu verzögern! Die Wiederholung solcher Befehle mußte die Seele Valentinians gegen jedes Mitleid vernichten, und alles, was von Vertrauen und Liebe in ihm zurückblieb, Solchen zuwenden, die ihm gleichgesinnt oder gleichgestimmt waren. Zwei gewaltige Bären bewachten das Schlafzimmer des Despoten, und wurden gebraucht, die Verurtheilten zu zerreißen *). Vielleicht waren sie die ersten Gegenstände seiner Liebe; doch führt die Geschichte an, daß ein gewisser Maximin mit der Präfektur von Gallien belohnt wurde, weil er die edelsten Familien Roms hatte hinrichten lassen.

Beide Imperatoren beschützten das Christenthum, wiewohl auf ganz verschiedene Weise: Valentinian als

---

*) Der eine von diesen Bären hieß Innocens, der andere Mica aurea. Der letztere wurde wegen treugeleisteter Dienste emancipirt, d. h. von seiner Kette befreiet und in die Wälder zurückgebracht.

ein Suverän, der den Aberglauben verachtet, aber duldet; Valens mit der Partheilichkeit, welche schwachen Gemüthern eigen ist. Derselbe Schutz, den Jener den Christen gewährte, kam auch den Juden und den Polytheisten zu Statten; von der Vorliebe, welche Dieser den Arianern gewidmet hatte, waren alle Nicht-Arianer ausgeschlossen. Noch immer ist das Edict vorhanden, wodurch Valentinian den Reichthum und Geldgeiz der Geistlichkeit zu beschränken suchte: ein Edict, worin dem Priesterstande verboten wurde, die Häuser der Wittwen und Jungfrauen zu besuchen, und von diesen sogenannten geistlichen Töchtern irgend eine Gabe, Vermächtniß oder Erbschaft anzunehmen. Die Uebel, welche aus dem entgegengesetzten Betragen entstanden waren, mußten sehr groß seyn, weil der Imperator ihnen eine Gränze, auf Kosten der Ehre eines bereits mächtigen Standes, zu setzen suchte; Damasus, Bischof von Rom, an welchen das Edict gerichtet war, mußte sich, um größeren Kränkungen zu entgehen, zur Bekanntmachung desselben entschließen. Valens würde dem Beispiele seines Bruders hierin, wie in so vielen anderen Dingen, gefolgt seyn, hätte Eudoxus, Bischof der Hauptstadt des Osten, sich seiner nicht in einem ausgezeichneten Grade bemächtigt gehabt. Da Eudoxus ein Arianer war, so blieb dem Imperator schwerlich etwas Anderes übrig, als die Gegensecte, wo nicht zu verfolgen, doch danieder zu halten; und, nachdem er damit angefangen hatte, ihre Blindheit zu bemitleiden, mußte er sich erst von ihrer Hartnäckigkeit beleidigt fühlen, und zuletzt Haß mit Haß erwiedern. Die Erscheinungen, welche

die

die christliche Kirche in diesen Zeiten darbot, waren mit einem geringen Unterschiede im Osten und Westen dieselben. Dort konnten die Mönchsorden nicht entstehen, ohne den Wahlen Nachdruck zu geben, und durch die Macht der Fäuste Dinge zur Entscheidung zu bringen, für welche es eine edlere Regel gab. Hier wirkten Ehrgeiz und Habsucht nicht schwächer. In Rom stritten Damasus und Ursinus um den bischöflichen Stuhl; und in diesem Streite erhitzten sich die Gemüther, wie in jenen Zeiten, wo Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus, um die Oberherrschaft gekämpft hatten. Nicht weniger als 137 Personen wurden in der Basilica des Sicininus, wo die Christen ihre religiöse Versammlungen zu halten pflegten, erschlagen gefunden. Nur durch die Verbannung des Ursinus konnte der Friede wieder hergestellt werden. Scherzend sagte der Präfekt Prätextatus, ein Polytheist, zu dem Damasus, daß es ihm keine Ueberwindung kosten solle, ein Christ zu werden, wenn er dadurch die Aussicht auf den römischen Bischofstuhl gewinnen könne. Noch waren Roms Bischöfe nicht Gebieter des Landstriches, der sich von den Gränzen Neapels bis zu den Ufern des Po erstreckt; aber noch viel weniger waren sie jene Apostel, welche, stolz auf ihre Armuth, nur Menschen zu gewinnen suchten.

Wo der gesellschaftliche Verfall überhand nimmt, da muß gestützt werden, wie bei Gebäuden, die zu Trümmern gehen; und wie tyrannisch auch die Denkungsweise Valentinians seyn mochte, so gab es doch für ihn lichte Augenblicke, in welchen er den Beruf fühlte, sich um das römische Reich verdient zu machen. Die Sitte,

neu geborne Kinder auszusetzen, war nie verdrängt worden, und hatte, wie leicht zu erachten ist, an Allgemeinheit zugenommen in Zeiten, wo es so schwer war, neben dem Staatsbedürfnisse auch dem eigenen zu genügen, ohne sich tausend Entbehrungen auszusetzen. Valentinian nun, der, wie sein Bruder, sich auf das Nöthige zu beschränken verstand, suchte dieser Sitte durch Edicte entgegen zu wirken, welche die Aussetzung gänzlich verboten und aufs Härteste bestraften. Wie viel dadurch geleistet worden, läßt sich nur in so fern beurtheilen, als alle Gesetze, welche Sitten entgegen wirken, an und für sich ohnmächtig zu seyn pflegen. Von besserem Erfolge war unstreitig die Einrichtung Valentinians, die alte Hauptstadt des Reiches, deren polizeiliche Anstalten zu allen Zeiten mangelhaft geblieben sind, mit besoldeten Aerzten zu versehen, und die Zahl derselben nach den vierzehn Abtheilungen Roms zu bestimmen. Auf eine für spätere Zeiten sehr merkwürdige Weise wurde Valentinian zugleich ein Beförderer der Wissenschaften und schönen Künste. Seinen Anordnungen zu Folge sollte die Hauptstadt einer jeden Provinz eine Gelehrten-Schule erhalten, in welcher Grammatik und Rhetorik gelehrt würde; und da die beiden Hauptstädte des Reiches auch in dieser Hinsicht einen Vorzug verdienten: so wurde in ihnen der Grund zu den späteren Universitäten gelegt. Nur in Ansehung Constantinopels sind wir von dem Erfolge dieser Einrichtung belehrt. Die hohe Schule dieser Hauptstadt bestand aus ein und dreißig Professoren, unter welchen einer in der Philosophie, zwei in der Rechts-

kunde, fünf im griechischen Styl, zehn in der griechischen Grammatik, drei im römischen Styl und zehn in der römischen Grammatik unterrichteten, die sieben übrigen Professoren aber für schöne und genaue Abschriften der Klassiker sorgten. Man sieht hieraus, daß Theologie und Medicin sich noch nicht zu Facultäts-Wissenschaften erhoben hatten. Wer übrigens die hohe Schule besuchen wollte, mußte sich durch Certificate von der Obrigkeit seines Geburtsortes einführen und sich Beschränkungen aller Art gefallen lassen. Da seine Bildungs-Periode mit dem zwanzigsten Jahre vollendet war, so mußte er, damit die Zeit wohl angewendet würde, dem Schauspiel und allen Festlichkeiten entsagen; und der Stadt-Präfekt, zu dessen Pflichten es gehörte, dem Magister officiorum über den Zustand der hohen Schule jährlichen Bericht zu erstatten, war berechtigt, den Trägen oder Widerspänstigen zu züchtigen und wegzujagen. So verhielt es sich mit dem ersten Anfange der gegenwärtigen Universitäten, ehe Zunftwesen und Theokratie sich derselben bemächtigten.

Was Valentinian aber auch immer thun mochte, den Verfall des römischen Reiches aufzuhalten oder zu hintertreiben: die innere Auflösung desselben war allzu groß, als daß es selbst unter dem entschlossensten Imperator noch einmal mit Erfolg hätte gerettet werden können. In dem Verhältnisse der Staaten entscheidet nichts so sehr über die Stärke oder die Schwäche, als der größere oder geringere Gemeingeist; und wo alles auf die Ertödtung des letzteren abzweckt, da ist das Unterliegen durch keine Kunst, durch keine Geschicklichkeit, durch

keine noch so gebietende Persönlichkeit abzuwenden: — nichts davon zu sagen, daß alle diese Rettungsmittel in einem sich auflösenden Staate mehr Schein, als Wesen, in sich schließen. Das Uebergewicht der germanischen Völker über die Römer des vierten Jahrhunderts war schon dadurch entschieden, daß, während diese des Friedens bedurften, jene nicht ohne Krieg leben konnten. Wo Ackerbau und Viehzucht die einzige Beschäftigung eines Volkes sind, da fehlt es leicht an Raum für den Ueberschuß der Kräfte, welcher sich allenthalben durch gesunde Verrichtungen entwickelt; Völkern dieser Art geht es nicht anders, als den Bienenstöcken, welche, um fortdauern zu können, sich der jungen Brut entledigen müssen. Das römische Reich würde noch jetzt bestehen, wenn die Franken und Alemannen sich hätten entschließen können, in Städten zu leben, und des künstlichen Daseyns zu genießen, das jetzt das Erbtheil aller kultivirten Nationen ist. Je weiter sie von einem solchen Geschmack entfernt waren, desto sicherer bildeten sich, allen Niederlagen zum Troß, die Gefolge germanischer Fürsten aufs Neue.

In der That, man kann nur darüber erstaunen, daß Julians Feldzüge ohne allen Erfolg für die Ruhe Galliens geblieben waren. Kaum hatte Valentinian sich in Mailand niedergelassen, so mußte er sich entschließen, über die Alpen zu gehen, um den Verheerungen, welche germanische Gefolge in Gallien anrichteten, eine Gränze zu setzen. Geschlagen waren die römischen Truppen in diesen Gegenden; und so groß war das Schrecken, welches die Germanen unter ihnen verbrei-

tet hatten, daß es außerordentlicher Maaßregeln bedurfte, um nicht allen Muth aussterben zu lassen. Für solche Maaßregeln nun war Valentinian der rechte Mann. Zu seinem Feldherrn wählte er, da Dagalaiphus den Oberbefehl von sich ablehnte, den Jovinus; und diesem gelang es, die Alemannen theilweise aufzureiben, und eine Hauptschlacht in den catalaunischen Gefilden zu gewinnen. Doch kaum war dieser Kampf beendigt, als Rando, ein eben so entschlossener als verschmitzter Anführer der Alemannen, Mainz überraschte, und eine große Anzahl von Gefangenen entführte. Hierdurch empört, beschloß Valentinian, an der Spitze eines größeren Heeres über den Rhein zu gehen, und die Germanen in ihren Wohnsitzen anzugreifen. Unfähig ihre Dörfer zu beschützen, zogen sich die Alemannen tiefer in's Land, und schlugen ihr Lager in dem gegenwärtigen Königreich Würtemberg auf einem großen Berge auf. Hier kam es zu einem Kampfe, in welchem, nach Ammians Erzählung, die Römer siegten. Zum Wenigsten ist es auffallend, daß Valentinian unmittelbar nach diesem Siege nach Trier zurückging, und sich von jetzt an darauf beschränkte, den Alemannen den Uebergang über den Rhein zu erschweren, und den Samen der Zwietracht unter den germanischen Völkern auszustreuen. Vorzüglich wußte er die Burgundier für seine Zwecke zu gewinnen: ein zahlreiches Volk vandalischen Ursprunges, das die beiden Elbufer bewohnte und, wie die meisten germanischen Völker, theokratisch regiert wurde, seinem hohen Priester bei weitem mehr ergeben, als seinem Könige.

Inzwischen hatten die Sachsen bereits angefangen, die Seeküsten von Gallien und Britannien auf ihren leichten Fahrzeugen zu beunruhigen; und je größer die Beute war, die sie nach dem gegenwärtigen Schleswig und Holstein, ihren damaligen Wohnsitzen, zurückbrachten: desto mehr Theilnehmer fanden sie unter ihren Nachbarn, so daß sie allmählig ihre Fahrten bis nach der Bay von Biscaya ausdehnten. Noch versuchten sie keine Niederlassungen, weder in Gallien, noch in Britannien; aber, indem die Schwäche der römischen Herrschaft in dem letzteren immer fühlbarer wurde, setzten sich die Bewohner des gegenwärtigen Schottlands (die Picten und Schotten) in Bewegung, Britannien zu erobern, wo sie sich, bis auf London, alles unterwarfen, bis Theodosius, der Vater des nachmaligen Imperators, an der Spitze von Herulern und Batavern erschien, und sie in ihre alten Wohnsitze zurückjagte.

Was in diesen Zeiten die Bewohner des Nordens bewegte, dasselbe brachte auch die Bewohner des Südens auf die Beine. Der militärische Oberbefehl von Afrika war dem Comes Romanus anvertrauet, dessen stinkender Geiz bei nicht gemeinen Eigenschaften sehr oft den Verdacht erzeugte, daß er ein Feind der Städte sey, die er gegen die Barbaren der Wüste beschützen sollte. Jene blühenden Städte, welche unter der Benennung von Tripolis *) einen Bundesverein bildeten, sahen sich genöthigt, ihre Thore gegen die Angriffe dieser Barbaren zu verschließen; und als sie den Comes Romanus zu

*) Die Städte hießen Oea, Leptis und Sabrata.

ihrem Beistande aufforderten, verlangte dieser nicht weniger, als viertausend Kamele und ein unerschwingliches Geldgeschenk. Die Forderung selbst war eine abschlägige Antwort. Voll Unwillens sahen die Tripolitaner ihre Dörfer und Vorstädte geplündert, ihre Weinstöcke und Fruchtbäume zerstört, ihre Mitbürger ermordet werden; und als der Sturm vorüber war, beschlossen sie, eine Gesandtschaft an den Imperator zu schicken, die den Comes verklagen sollte. Doch in großen Reichen ist nichts leichter, als eine unverdiente Ehre zu retten. Ehe die Gesandten an Ort und Stelle anlangten, hatte der Comes den Magister Officiorum bestochen; und wie gegründet auch die Beschwerden der Abgeordneten seyn mochten, so gab es doch kein Mittel mehr, sich Recht zu verschaffen. Zwar wurde ein gewisser Palladius zur Untersuchung der Sache nach Afrika gesendet; allein da auch dieser vom Geldgeiz gequält wurde, so war nichts leichter, als ihn für den Comes zu gewinnen. Am Hofe von Trier war jetzt nur die Rede von der Unschuld und dem Verdienste des Romanus; und weil die Tripolitaner, wenn es sich also verhielt, Verläumder seyn mußten, so erhielt Palladius den Auftrag, die Urheber dieser gottlosen Verschwörung gegen den Stellvertreter des Suveräns zu bestrafen: ein Auftrag, der die Folge hatte, daß, nachdem die Bürger von Leptis ihre Anklage zurückgenommen, der Vorstand von Tripolis öffentlich zu Utika hingerichtet, vier ausgezeichnete Bürger getödtet, und zweien die Zungen ausgeschnitten wurden: dies alles auf den ausdrücklichen Befehl Valentinians. Romanus blieb auf seinem Posten, bis die

Empörung eines afrikanischen Fürsten, Namens Firmus, ihn von demselben zu verdrängen drohete.

Firmus war der Sohn Nabals, der, als afrikanischer Stammfürst, eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen hatte. In einem Streite, der sich unter Nabals ältesten Söhnen entwickelte, hatte Firmus das Unglück, seinen Bruder Zamma zu erschlagen. Wegen dieser That von dem Comes Romanus zur Verantwortung gezogen, und die Absicht des Richters nur allzu deutlich erkennend, wollte er lieber zum Rebellen werden, als der Habsucht des Statthalters fröhnen. Unterstützt nun von seinen Landsleuten, hatte er kaum Cäsarea eingeäschert, als die Provinzen Mauretanien und Numidien wenigstens in so fern gemeinschaftliche Sache mit ihm machten, als sie ihm keinen Widerstand entgegen stellten. Es wurde die Frage erörtert, ob er sich mit dem Diadem eines mauretanischen Königs begnügen, oder den Purpur eines römischen Imperators annehmen sollte. Romanus, der diese Umwälzung veranlaßt hatte, that nichts, ihr eine Gränze zu setzen, entweder weil es ihm dazu an Mitteln fehlte, oder weil er nur demüthige Unterthanen zu beherrschen verstand. Sollten nun die afrikanischen Provinzen gerettet werden, so mußte sich Valentinian entschließen, den Besieger der Schotten und Picten nach Afrika zu senden. Theodosius landete zu Igilgilis oder Gigeri; und so groß war der Schrecken seines Namens, daß Firmus, an dem Siege verzweifelnd, die Rolle des Jugurtha zu spielen begann! Vergeblich, weil Theodosius, ein geborner Spanier, den Charakter der Afrikaner zu beurtheilen verstand.

Ohne Zeitverlust verfolgte der römische Feldherr den Rebellen, welcher einer Schlacht auswich, in die Ebenen Getuliens. Er war bis zu Igmazens Königreiche vorgedrungen, als er seinen Zweck erreichte; denn, als er diesem Könige die Wahl ließ, ob er sein Land verheeren lassen, oder sich zu einer Auslieferung des Firmus bequemen wollte, ließ dieser sich zu der letzteren bereit finden: nur daß er den Römern nichts weiter übergeben konnte, als den Leichnam des Firmus, der sich im Augenblick seiner Verhaftung entleibt hatte. Triumphirend kehrte Theodosius nach Sitifi zurück. Jetzt hob der Proceß des Romanus an. Seine Schandthaten wurden bewiesen. Dennoch rettete er das Leben durch den Vorschub, den er an Valentinians Hofe fand; und weil Theodosius furchtbar geworden war, so ruheten Valentinians Minister nicht eher, als bis ihm, dem Retter Britanniens und Afrika's, zu Karthago der Kopf abgeschlagen wurde.

Nicht vortheilhafter war die Lage des Reiches im Osten. Hier gingen die Begebenheiten aus dem Friedensvertrage hervor, welchen Jovianus mit dem Könige von Persien abgeschlossen hatte. Ohne über die Neutralität des Königreiches Armenien das Mindeste festzusetzen, hatte der römische Imperator der Oberherrlichkeit über dasselbe entsagt, und dadurch den Nachfolger des Tigranes in eine höchst mißliche Lage gebracht. Krieg mit Unterhandlungen vereinigend, bemächtigte sich Sapor Armeniens, und sendete dessen König in silbernen Fesseln nach Persien, wo er im Gefängnisse starb. Armenien, zu einer persischen Provinz gemacht, wurde

von einem Satrapen und einem Eunuchen verwaltet, während Sapor nach Iberien marschirte, um sich auch dieses Gränzland zu unterwerfen. Der Erfolg blieb nicht aus. Vertrieben durch persische Waffen, rettete sich Sauromaces, der dies Land mit Genehmigung der römischen Imperatoren beherrschte, nach dem Römerreiche; und diesem zum Trotz setzte Sapor die Krone von Iberien auf das Haupt eines seiner Vasallen.

In Armenien war Artogerassa die einzige Stadt, welche Widerstand leistete. Hieher hatte sich die Gemahlin des Tirannus — dies war der Name des letzten Königs von Armenien — mit ihren Schätzen und ihrem einzigen Sohne, Para, zurückgezogen. Lange vertheidigte sich Artogerassa; doch als die Uebergabe nahe war, rettete die tapfere Königin den jungen Para durch das persische Lager mit Hülfe ihrer Vertrauten. Sie selbst gerieth in persische Gefangenschaft, und Artogerassa wurde durch Feuer und Schwert verwüstet.

Allen diesen Auftritten sah Valens kaltblütig zu. Die Kraft der Dinge rettete Armenien. Ungern sahen sich die Bewohner dieses Landes von einem Regentenstamme getrennt, der sie seit fünf Jahrhunderten beherrscht hatte; noch unwilliger gehorchten sie den Befehlen des Königs von Persien, und unüberwindlich war ihr Abscheu vor den Magiern, seitdem sie Christen geworden waren. Ein Aufstand hatte die Folge, daß Para und Sauromaces mit Sicherheit nach Armenien und Iberien zurückkehren konnten. Valens unterstützte diese Rückkehr durch ein zahlreiches Heer unter dem Befehl des Comes Trajan, unter welchem Vado-

mar, König der Alemannen, stand. Es ist zu glauben, daß Sapors zunehmendes Alter, oder eine in dem großen Perserreich ausgebrochene Empörung, dies Unternehmen unterstützte. Armenien und Iberien traten in eine zweifelhafte Neutralität zurück; doch war Para's Regierung nicht von langer Dauer. Nach Constantinopel eingeladen, hatte er Tarsus in Cilicien erreicht, als er aus gewissen Anzeigen den Verdacht schöpfte, daß man sich seiner Person bemächtigen wolle. Er kehrte sogleich mit dreihundert Armeniern, die sich in seinem Gefolge befanden, nach den Ufern des Euphrat zurück, und es gelang ihm, seine Hauptstadt zu erreichen. Alles blieb zweifelhaft, und Para hörte nicht auf, sich den Freund und Verbündeten der Römer zu nennen. Doch diese hatten ihn allzu tief beleidigt, um ihm verzeihen zu können. Im Staatsrathe des Valens wurde sein Tod beschlossen; die Ausführung übernahm der Comes Trajan. Er veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, zu welchem Para eingeladen wurde; als aber Musik und Wein ihre Wirkung gethan hatten, entfernte er sich auf einen Augenblick, und gab das Zeichen der Ermordung. Ein hochstämmiger Barbar trat in den Eßsaal, und näherte sich dem Könige von Armenien mit gezücktem Schwert. Dieser vertheidigte sich zwar, so gut er konnte: allein er unterlag; und die mit dem Blute eines Freundes und Verbündeten bespritzte Tafel des römischen Feldherrn sagte deutlich genug, wie weit es mit dem Verfalle des römischen Reiches gekommen war: denn Hinterlist und Grausamkeit stellen sich nur im Gefolge der Schwäche dar.

Ein vollkommen gleiches Beispiel wurde an den Ufern der Donau gegeben, und zog einen Krieg nach sich, in welchem Valentinian blieb.

Valentinian's Politik war nur damit beschäftigt, den Barbaren überall unübersteigliche Schranken entgegen zu stellen. Auf diese Weise fühlten sich die Quaden, als Gränznachbarn von Illyricum, beengt. Da auf ihrem Grund und Boden eine neue Festung angelegt werden sollte, so erklärten sie, daß sie dies nie dulden würden. Equitius, General-Gubernör von Illyricum, ging auf ihre Vorstellungen ein, und das angefangene Werk unterblieb. Als dies an Valentinians Hofe zur Sprache kam, wußte der Präfekt von Gallien, Maximin, so viel Schatten auf den Equitius zu werfen, daß dieser seiner Stelle entsetzt wurde. Maximins Sohn, Marcellinus, wurde sein Nachfolger. Dieser junge Mann, der sich ganz nach seinem Vater gebildet hatte, gab sich das Ansehn, als ob er die Vorstellung des Königs der Quaden gerecht fände; als er ihn aber zur Annahme einer Einladung vermocht hatte, verfuhr er mit ihm nicht anders, als der Comes Trajan mit dem Könige von Armenien. Nun waren zwar die Quaden nicht mehr, was sie zu den Zeiten des Marcus Antoninus gewesen; allein indem sie dem Gefühl der Rache folgten, und sich mit den Sarmaten verbanden, fielen sie über Pannonien her, zerstörten die Ernten, und zertrümmerten, was ihnen Widerstand leisten wollte. Je mehr diese Gegenden von Truppen entblößt waren, desto unaufhaltsamer waren ihre Fortschritte. Selbst Sirmium würde nicht haben widerste-

hen können, wenn sie die erste Bestürzung des Magistrats und des Volkes benutzt hätten. Ihr Zögern rettete die Stadt; denn als sie anlangten, waren bereits Anstalten zu einer nachdrücklichen Vertheidigung getroffen. Die wenigen Truppen, welche sie im Felde fanden, zu besiegen, war eine Kleinigkeit. Schon wurden die benachbarten Stämme unruhig, und Mösien würde verloren gewesen seyn, hätte der junge Theodosius nicht eine Standhaftigkeit bewiesen, wodurch er seines Vaters würdig war.

Höchst erbittert über das Schicksal Illyricums, traf Valentinian Anstalten zum Kriege mit den Quaden; doch verstrich das Jahr 374 unter denselben. Mit dem Frühling des folgenden Jahres brach er von den Ufern der Mosel auf. Nach seiner Ankunft in Sirmium machte er die Entdeckung, daß die Bewohner dieser Provinz vielfältig von den ersten Beamten gemißhandelt waren; doch ein römischer Imperator dieser Zeit befand sich in der Lage eines Sultans, der seinen Pascha'n alles erlauben muß, was keine Empörung gegen seine Person ankündigt: denn Unterthanen waren nichts weiter, als die Quelle, aus welcher er seine Machtmittel schöpfte. Ahnung des an dem Könige der Quaden begangenen Mordes würde das Mittel gewesen seyn, den Germanen Vertrauen einzuflößen, und die Ehre des römischen Namens zu retten. Statt dessen brach Valentinian in das Land der Quaden ein, zerstörte alles mit Feuer und Schwert, nur der Beleidigung eingedenk, nicht der Anreizung. Fest entschlossen, die Vertilgung der Quaden in einem zweiten Feldzuge

zu beendigen, hatte er sein Winterquartier in der Nähe des heutigen Presburg genommen, als, während des Frühlings, die Abgeordneten der Quaden erschienen, um billige Friedensvorschläge zu machen. Er empfing sie mit der Strenge eines Tyrannen; aber indem er ihnen die Gerechtigkeit seines Verfahrens zu beweisen suchte, und sich darüber erhitzte, wurde er, im Angesicht der zahlreichen Versammlung, vom Schlage gerührt. Er war, als dies geschah, 54 Jahr alt, und seine Regierung hatte beinahe zwölf Jahre gedauert.

Sein ältester Sohn, den er selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, stand in einem Alter von achtzehn Jahren, und war mit einer Enkelin des großen Constantin vermählt, damit er die Rechte der Flavischen Familie mit den Rechten seines Vaters vereinigen möchte. Gleichwohl wagten es die Minister, Mellobaudes und Equitius, einen jüngeren Sohn des Verstorbenen, der, aus einer zweiten Ehe entsprossen, noch ein bloßes Kind war, zum Imperator ernennen zu lassen. Ihre Absicht hierbei war nicht zweifelhaft; nur daß Gratian, den die gallischen Heere bereits anerkannt hatten, keinen Beruf fühlte, ihnen hierin nachzugeben. Des Vortheils seiner Lage eingedenk, erklärte er, daß er den Sohn der Justina (dies war der Name der zweiten Gemahlin Valentinians) nie als einen Nebenbuhler, sondern als einen Bruder, erkennen werde; und indem er auf diese Weise aller Feindschaft auswich, ließ Justina sich von ihm bereden, mit ihrem Sohne nach Mailand zu ziehen, während Gratian in Gallien zurückblieb und den Zeitpunkt abwartete, wo er die gegen ihn

angezettelte Verschwörung bestrafen konnte. Die Herrschaft war von jetzt an zwischen Gratian und Valens getheilt. Dieser, obgleich Oheim des jungen Imperators, hatte keinen Einfluß auf die Regierung des Westen; und indem der große Sturm, welchem das westliche Römerreich zu unterliegen bestimmt war, immer näher zog, gerieth Valens selbst durch seine Charakterlosigkeit und die elende Denkungsart seiner Minister in eine Lage, aus welcher ihn nur der Tod befreien konnte.

Die Erscheinung der Hunnen in Europa muß unbekannten Ursachen zugeschrieben werden; denn, was man darüber auch vermuthen möge, so stand doch im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das Menschengeschlecht nicht in solchem Zusammenhange mit sich selbst, daß die Begebenheiten der asiatischen Welt den Europäern, ihrer Entstehung nach, hätten bekannt werden können. Die Hunnen selbst waren ein Hirtenvolk, welches, tapfer von Natur, sich durch die Auswanderung in die Nothwendigkeit gesetzt hatte, jedes ihm aufstoßende Hinderniß zu überwinden. Von dem westlichen Ufer der Wolga ausgehend, stießen sie zuerst auf die Alanen, welche den Raum zwischen jenem Flusse und dem Tanais mit ihren Gezelten bedeckten. Hier waren unstreitig harte Kämpfe zu bestehen; doch die Hunnen siegten, sobald der König der Alanen in der Schlacht gefallen war, und nichts war natürlicher, als daß ein bedeutender Theil dieses zahlreichen Volkes sich an die Sieger anschloß, um Gefahr und Beute mit ihnen zu

theilen. Gemeinschaftlich fielen beide Nomaden-Völker über das gothische Reich her, das sich in diesen Zeiten von dem Pontus euxinus bis zum baltischen Meer erstreckte. Noch lebte der große Hermanrich; aber die Schwäche eines Alters von mehr als hundert Jahren hatte sein Ansehn vermindert, und die ungleichartigen Bestandtheile seines Reiches waren der Auflösung nahe. Er starb, als die Hunnen und Alanen näher rückten; und Withimar, in dessen Hände die Zügel der Regierung fielen, war nicht geeignet, den reißenden Strom aufzuhalten. Die Kämpfe der Ostgothen endigten sich mit einer entscheidenden Niederlage, welche ihnen keine andere Wahl ließ, als sich dem Schicksal zu unterwerfen, welches der Anführer der Hunnen über sie zu verhängen für gut befand. Jetzt blieben noch die Westgothen übrig, ehe die Eroberer die Gränzen des römischen Reiches gewinnen konnten. Athanarich, ihr Führer, legte es auf eine Vertheidigung des Niester an; als er sich aber umgangen sah, zog er sich mit dem Vorsatze zurück, das Land zwischen dem Pruth und der Donau zu vertheidigen. Hieran durch die Furcht seiner Landsleute verhindert, welche die Donau für die einzige Schutzwehr gegen die Uebermacht des Feindes hielten, begab er sich mit einer Handvoll treuer Gefährten in die Gebirgsgegend von Caucaland, wo er durch die undurchdringlichen Wälder Siebenbürgens geschützt war, und überließ es den beiden Generalen Alavivus und Fritigern, die ganze Volksmasse über die Donau in das römische Reich zu führen.

Valens hatte, als dies geschah, seinen Wohnsitz in Antiochien aufgeschlagen, mit nichts so sehr beschäftigt,

als

als mit der Vertheidigung des Reiches gegen die Politik Sapors, und mit der Verbreitung des Arianismus. Nicht weniger als zweimal hunderttausend wehrhafte Männer fleheten um Aufnahme in das römische Reich, und die ganze Volksmasse mochte sich leicht auf eine Million belaufen. Der Fall war einer von den außerordentlichen, welche, wie sehr sie auch überlegt werden mögen, immer gleich bedenklich bleiben. Vielleicht entschied ihn nichts so sehr, als der Gedanke, daß, da man zweimal hunderttausend wehrhaften Männern nicht leicht etwas versagen kann, man nachgiebig seyn müsse. Die Westgothen verlangten feste Wohnsitze in Thracien, wogegen sie sich anheischig machten, dies Land gegen die Angriffe der Hunnen und Alanen zu vertheidigen; und Valens gewährte diese Bitte, wenn gleich unter der doppelten Bedingung, daß sie ihre Waffen abliefern und ihre Kinder als Geißeln geben sollten. Da diese Bedingungen von den Gothen angenommen wurden, so nahm die Uebersetzung über den breiten Donau-Strom ihren Anfang. Sich von ihren Kindern zu trennen, kostete ihnen, wie es scheint, keine Mühe, weil sie die Beschwerden ahneten, welche der Aufenthalt in einem neuen Lande zu haben pflegt. Doch ihre Waffen abzugeben, dazu konnten sie nicht vermocht werden; und weil das Versprechen gethan war, so erkauften sie die Genehmigung der römischen Beamten, so theuer sie konnten. Das Lager, welches auf den Höhen und in den Ebenen Nieder-Mösiens aufgeschlagen wurde, gewann sehr bald ein furchtbares Ansehn; und als nicht lange nachher auch die Anführer der Ostgothen sich um

gleiche Gunst bewarben, zeigte die abschlägige Antwort des Valens, wie sehr er seine frühere Nachgiebigkeit bereuete. Eine Million Menschen mehr konnte nicht verfehlen, den allgemeinen Markt zu vertheuern. Man hat den Ministern des Valens den Vorwurf gemacht, daß sie alles aufgeboten hätten, den Ankömmlingen das Daseyn zu erschweren; allein es ist sehr glaublich, daß sich dies ganz von selbst machte. Bald entstand eine gegenseitige Unzufriedenheit, die nur traurig endigen konnte. Die Gothen bezahlten, so lange sie Geld und Sklaven hatten; als sie aber nichts mehr geben konnten, erinnerten sie sich ihrer Waffen. Unter diesen Umständen suchten sich die Minister des Valens der gothischen Anführer durch gewohnte Mittel zu bemächtigen; allein sobald dies fehlgeschlagen war, konnte die Entscheidung nicht länger ausbleiben. Das Heer des Imperators, von dem General Lupicinus angeführt, wurde bei Marcianopolis geschlagen; und von diesem Augenblick an spielten die Gothen den Meister in Thracien. Unstreitig wäre es noch möglich gewesen, sie zu gewinnen; denn sie hatten Einsicht genug, um zu begreifen, daß sie durch ihre Zerstörungen sich selbst am meisten schadeten. Doch über diesen Punkt war Valens die Halsstarrigkeit selbst. Er kündigte an, daß er von Antiochien nach Constantinopel gehen würde, um diese Empörung zu dämpfen; und indem er seine besten Truppen aus Armenien abrief und seinen Neffen im Westen um Beistand ansprach, traf er wirklich Anstalten zur Vertreibung der Gothen. Die Schlacht bei Salices leistete indeß nicht, was man sich von ihr versprochen hatte;

und indem Fritigern Mittel fand, sich durch Ostgothen, Alanen und Hunnen zu verstärken, wuchs seine Macht so an, daß man dem Vorsatz entsagen mußte, ihn auf einen gewissen Raum zu beschränken.

Inzwischen war Gratian mit den Alemannen beschäftigt, und eben deswegen außer Stande, für seinen Oheim das Mindeste zu thun. Valens, welcher nach der Schlacht von Salices in Constantinopel angelangt war, sah sich als den Urheber aller der Unfälle betrachtet, welche über Thracien gekommen waren und die Hauptstadt bedroheten. Verhöhnt im Theater, konnte er in Constantinopel nicht ausdauern; und sobald er bei dem Heere angekommen war, sollte Entscheidung erfolgen. Er schlug sein Lager bei Hadrianopel auf. Von beiden Seiten wurden Unterhandlungen gepflogen, bei welchen die Hinterlist der Barbaren nicht hinter der römischen zurückblieb. Als es zur Schlacht kam, gelang es Fritigern, die Römer in den Rücken zu nehmen. Die römische Reiterei entwich; und indem das Fußvolk von allen Seiten umringt und niedergehauen wurde, konnte eine gänzliche Niederlage nicht ausbleiben. Valens selbst, verwundet, wurde von seinen Begleitern in eine Hütte geführt, wo man ihn verbinden und in Sicherheit bringen wollte. In der allgemeinen Auflösung des römischen Heeres ward diese Hütte nur allzu bald von verfolgenden Gothen umgeben, die, als ihnen der Eingang verwehrt wurde, kein Bedenken trugen, die Hütte in Brand zu stecken. So kam Valens mit seinen Begleitern in den Flammen um, und allzu spät erfuhren die Gothen durch einen Jüngling, der entkommen

war, welchen Schaden sie sich durch ihre Uebereilung zugefügt hatten. Die Niederlage bei Hadrianopel war der von Cannä zu vergleichen: mehr als zwei Drittel des römischen Heeres wurden in derselben aufgerieben; und außer 35 Obersten wurden die beiden Generale der Reiterei und des Fußvolkes todt auf dem Schlachtfelde gefunden. Die Gothen belagerten Hadrianopel, ohne sich desselben bemächtigen zu können. Mit desto größerer Erbitterung setzten sie ihre Verwüstungen bis vor die Thore von Constantinopel fort. Theils um sich zu rächen, theils um ihre Lage nicht zu verschlimmern, ermordeten die Römer alle die Jünglinge, welche jenseits des Hellesponts waren vertheilt worden, um als Geißeln für das Betragen ihrer Väter zu dienen; und dies geschah zu einer und derselben Stunde in allen beträchtlichen Städten, indem man diese Jünglinge auf den Markt führte und sie so umstellte, daß keiner entwischen konnte.

Gratian war auf dem Marsche nach Hadrianopel, als er die Nachricht von der Niederlage und dem Tode seines Oheims erhielt. Die Lage der östlichen Provinzen war so gefährlich, daß es sich nicht ermessen ließ. Gab es noch irgend eine Rettung, so mußte sie von einem Manne ausgehen, der die seltensten Talente vereinigte: Tapferkeit und Weisheit. Einen solchen glaubte Gratian an dem jungen Theodosius kennen gelernt zu haben; und wirklich betrog Theodosius seine Erwartungen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung des bisherigen Erfolgs der Wiener Congreß-Acte vom 24. März 1815 über die Freiheit der Rhein-Schifffahrt.

Wenn man den Rheinstrom, unter dem liberalen Gesichtspunkt des Kosmopoliten, als ein von allen Nationen gemeinsam zu benutzendes Gut betrachtet, welches die freigebige Hand der Natur ihnen allen zur Beförderung des gegenseitigen Verkehrs darbietet: so kann man nicht anders, als sich von dem lebhaften Wunsche durchdrungen fühlen, daß das ganze civilisirte Menschengeschlecht dem Winke der Natur auch wirklich gehorsame, und sich dieses Flusses zum Behuf des Handels so emsig und eifrig bediene, als es nur irgend möglich ist, und daß, im Einklang mit solchem Streben, alle etwanigen Hindernisse der gemeinschaftlichen, theils mittelbaren, theils unmittelbaren Benutzung des großen Stroms beseitiget, und alle Maaßregeln, die derselben förderlich seyn können, in Bewegung gesetzt werden möchten. Da nun die Natur selbst keine Hindernisse, oder nur solche in den Weg gelegt hat, die sich ohne große Mühe wegräumen lassen, und die wegzuräumen auch jeder Uferstaat auf jeden Fall und unter allen Verhält-

nissen ein natürliches Interesse hat: so kann nur von politischen Hindernissen, von menschlichen Einrichtungen, die etwa der Erfüllung jenes Wunsches im Wege stehen, so wie auf der andern Seite von kräftigen Beförderungsmitteln des Rheinhandels, die an die Stelle jener Hindernisse zu setzen wären, die Rede seyn. Unstreitig haben aber die an den Rheinufern herrschenden Suveräne an dieser gedoppelten Beförderung der freien Rhein-Schifffahrt, sowohl an der negativen, als an der positiven, nicht nur das nächste Interesse, da ihre Handel treibenden Unterthanen sich nur dann möglichst gut stehen können, wenn eben die Communication der Völker vermittelst des Rheinstroms sich in blühendem Zustande befindet; sondern von jenen Suveränen hängt es auch zunächst ab, ob die rathsamsten Beförderungsmittel eines solchen Verkehrs angewendet werden sollen, oder nicht; — es hängt theils factisch von ihnen ab, so fern sie im physischen Besitze des Flusses und seiner Ufer sind, theils rechtlich, so fern nach neuerem römischen Recht der Fluß zum Staatseigenthum gerechnet wird, und nach deutschem Staatsrecht unter der Landeshoheit des besitzenden Staates steht und zu seinem Territorium gehört. Eben darum wünsche er sich Glück, der Kosmopolit; denn seinem schönen Wunsche kommt nun ein Staatsvertrag entgegen, den gerade jene Staaten, deren Länder vom Rhein bespült werden, zu Wien abgeschlossen, und dessen Ausführung noch außerdem einige andere vorzüglich dabei interessirte europäische Mächte garantirt haben. Am 24sten März 1815 war es, wo die Abgeordneten aller dieser Staaten in den Mauern

der alten Kaiserstadt eine Congreß-Acte unterzeichneten, durch welche eine freie Benutzung des Rheinstroms zum Behuf des Handels allen Völkern gegeben werden sollte, so weit es nur irgend möglich ist, und so weit sich nicht die Natur und die Rücksicht auf das Wohl des Handels im Ganzen, der respectiven Benutzung des Flusses etwa widersetzen.

Einem Jeden soll der Rhein eine offene Handelsstraße seyn: — dies ist unzweideutig in der Congreß-Acte ausgesprochen worden; und daß dieses zur Ausführung komme, war nicht ein untergeordneter, sondern der letzte Zweck des Vertrages.

Man sah zu Wien sehr wohl ein, daß die Hindernisse der freien Schifffahrt auf dem Rhein in früheren Zeiten nur in der eigenmächtigen Willkür der verschiedenen Uferstaaten, — (und wie oft haben nicht schon die lieblichen Rheinufer ihre Herren gewechselt!) — so wie auch in den monopolistischen Anmaßungen und gegenseitigen Reibungen einzelner Corporationen ihre Quelle hatten. Man sah sehr wohl ein, daß, wenn man diese Quelle verstopfen wollte, von jedem betheiligten Uferstaate bedeutende Opfer gebracht werden müßten; — daß es mit solcher Absicht unverträglich sey, wenn es jedem Uferstaate frei stehe, auf der unter seiner Hoheit befindlichen Stromstrecke die Schifffahrts-Abgaben willkürlich zu erhöhen, und die Schifffahrts-Polizei-Einrichtungen nach bloßem eigenen Belieben zu treffen und wieder abzuändern. Eben so sehr war man überzeugt, daß, wenn nicht bloß die Hindernisse der freien Schifffahrt weggeräumt, sondern diese letztere auch positiv,

und zwar in möglichst hohem Grade, befördert werden sollte, noch größere Opfer zu bringen seyen; — daß der Gebühren-Tarif und der Münz-Tarif für die Schiffahrts-Abgaben auf dem ganzen Rhein gleichförmig seyn müsse, und eine Ungleichheit nur durch eine temporäre, aus der Veränderung im Gange des Handels entspringende, Nothwendigkeit würde gerechtfertigt werden können; — daß außer den fest regulirten Schiffahrts-Gebühren auf dem Rhein keine Abgaben von den Waaren-Transporten genommen werden dürften; — daß die Polizei-Einrichtungen für die Rhein-Schifffahrt ebenfalls gleichförmig seyn müßten, und Ungleichheiten nur um der Localitäten willen, und zum Behuf der Beförderung des Handels im Ganzen erlaubt werden dürften. — Man sah sehr wohl ein, daß die Staats-Revenüen aus der Schifffahrts-Gebühr nur als ein Ersatz für die zum Wohl des Handels angewendeten Kosten betrachtet werden können, ja, daß der abzuschließende Vertrag nicht einmal als eine Societät anzusehen sey, worin jeder Contrahent im Verhältniß des angewendeten Kapitals auch mehr Gewinn ziehe, sondern daß der über den Kosten-Ersatz hinausschießende Gewinn jedes einzelnen Staates nur vom Zufall, d. i. von der nach den Handels-Verhältnissen und den Conjuncturen bald auf dieser, bald auf jener Strecke des Stroms größern Frequenz der Schifffahrt, abhangen dürfe; — daß endlich auch die Unterthanen jedes respectiven Uferstaates aus dem über den Rhein gehenden Verkehr nur so viel Vortheil ziehen können, als mit dem Princip der Congreß-Acte, freie Schifffarth zum

Besten des Handels, sich vertrage. Und ob man gleich diese Ansicht der Sache sehr klar aufgefaßt hatte; ob man sich gleich nicht verhehlte, daß gerade auf die hier angedeuteten Punkte sich die Mittel zur Erreichung des vorgesetzten Zieles reduciren würden: so ließ man sich doch nicht von dem betretenen Wege abschrecken, sondern schloß den Tractat ab, worin als Grund-Princip die Freiheit der Rhein-Schifffahrt ausgesprochen, und eben jene mit Bedacht und Umsicht gewählten Mittel mit sicherer Hand, und in großen allgemeinen Umrissen, vorgezeichnet wurden; man verfügte auch schon einige speciellere Maaßregeln, und beschloß zugleich die Ernennung einer Central-Commission, die den Tractat in Vollziehung bringen, jene Umrisse gleichsam ausfüllen und zu Mainz ihren Sitz haben sollte.

Und mehr, dünkt uns, konnte man auch nicht thun; und wenn der edel denkende Verfasser der Broschüre: „Deutschlands Forderungen an den ersten deutschen Bundestag, Handlung und Schifffahrt betreffend, Heidelberg 1816," das Verfahren des wegen seiner Liberalität gefeierten Herzogs von Nassau in Absicht der auf die Rhein-Schifffahrt zu legenden Abgaben den Fürsten anrühmt: so kann dasselbe doch wohl nicht Ein- für alle Mal und für sämmtliche Rheinstaaten zur Norm dienen; denn völlige Freiheit von Abgaben ist unausführbar, da die Staaten ein sicheres Kapital der für die Schifffahrt zu verwendenden Ausgaben haben müssen, und dieses Kapital am billigsten aus dem Handel bezogen werden wird. Eine bloße Abgabe vom Schiff, analog den Recognitions-Gebühren, wäre aber wohl nicht thun-

lich, weil diese Abgabe sehr unsicher seyn und den Handel auf eine ungleiche und äußerst veränderliche Art in Contribution setzen würde. Wenn übrigens so viele Renten auf die Rhein-Octroi angewiesen sind, so muß man bedenken, daß auf der einen Seite diese Renten doch irgendwo erhoben werden müssen, und daß auf der andern Seite dieselben nicht eine so ungeheure Summe betragen, um sie nicht vom Rheinhandel nehmen zu können, ohne diesen zu stören. Nach und nach wird aber auch diese Summe allerdings sich vermindern können; und dann kann freilich der Rheinhandel desto mehr Begünstigungen genießen.

Der Tractat steht nun da, und ist von den respectiven Suveränen sanctionirt worden; er bedarf also nur der consequenten und zu einem harmonischen Ganzen bildenden Ausführung, um das bezweckte Resultat herbeizuführen.

Innige Freude ergreift den an dem Wohl der Völker theilnehmenden Historiker und den Menschenfreund überhaupt. Die Uebereinkunft einer großen Anzahl von Suveränen über einen edlen Zweck, und außerdem die Wahl der richtigen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, hat er mit lebhaftem Wohlgefallen zu bemerken, und es ruhet sein Auge um so lieber auf diesem welthistorischen Schauspiel, wenn er sich erinnert, daß schon so oft auf unserm Erdball die Ausführung des schönsten Entwurfes an den falsch gewählten Mitteln, oder an der Engherzigkeit, die sich der Ausführung entgegenstellte, gescheitert ist.

Um so mehr muß sich aber auch sein Auge trüben,

wenn es entdeckt, daß einer der Rhein-Uferstaaten selbst (die Niederlande) dem Zwecke der Congreß-Acte entgegen zu handeln und die freie Rhein-Schifffahrt, wenn nicht für immer, doch für's Erste, durch Anwendung aller der mächtigen Mittel, die ihm zu Gebote stehen, hemmen zu wollen, die Miene annimmt. Es läßt sich schwerlich leugnen, daß dem so ist. Um dies aber hier zu beweisen, und um uns zu überzeugen, in wie fern das Verhältniß der deutschen Uferstaaten zu Holland es rathsam macht, die Stapel nicht so fort und ohne weiteres de facto aufzuheben, wollen wir:

Zuerst darzustellen versuchen, wie der niederländische Staat sich durch seinen diplomatischen Agenten bisher erklärt, welche Gesinnungen er durch diese Erklärungen gegen die übrigen Rheinufer-Staaten an den Tag gelegt hat, — mit andern Worten: welches das Benehmen seiner Regierung, den Regierungen der mitcontrahirenden Staaten gegenüber, bei den Unterhandlungen über die Rhein-Schifffahrt, bisher gewesen ist.

Dieses Benehmen muß man im Zusammenhange betrachtet haben, um dann

Zweitens, indem man sich vom diplomatischen Schauplatz abwendet, sich die übrigen Schritte des benannten Staates, die Maaßregeln rücksichtlich der Rhein-Schifffahrt, die er theils selbst genommen, theils zugelassen hat, zu erklären, und, indem man noch auf einige andere Umstände, die das Verhältniß der deutschen Rheinstaaten zu Holland erläutern, einen Blick wirft, einzusehen, daß die ersteren bei einer übereilten Aufhebung der Stapel gar sehr übervortheilt werden würden.

Wir werden übrigens bei dieser doppelten Darstellung uns öfters auf gedruckte und ungedruckte Nachrichten beziehen, theils stillschweigend, theils mit namentlicher Anführung, unter andern auch auf die Denkschrift, welche die cölnische Handelskammer zu Anfang dieses Jahres herausgab *). Hierbei glauben wir nur noch bevorworten zu müssen, daß wir die in dieser und andern Broschüren und Aufsätzen enthaltenen Behauptungen uns nur dann aneignen wollen, wenn sie uns der Wahrheit angemessen zu seyn scheinen, und daß wir die Wünsche der Verfasser nicht anders, als in so fern sie sich mit den liberalen, der Wiener Congreß-Acte zum Grunde liegenden Ansichten vereinigen lassen, zu den unsrigen machen wollen.

Was nun

I.

die Erklärung betrifft, die das niederländische Guvernement bei den Verhandlungen über die Rhein-Schifffahrt mit den andern Rheinufer-Staaten hat abgeben lassen, so wird freilich niemand leugnen, daß diese Erklärungen in mancher Hinsicht großes Vertrauen einflößen müssen. Der Gesandte des Königs der Niederlande bei dem Wiener Congreß-Comité für die Fluß-Schifffahrt, Herr Baron von Spaen, ging im Namen seines Herrn den Tractat, der die freie Rhein-Schifffahrt, von

*) Denkschrift der Handelskammer zu Cöln über die Aufhebung des Umschlagrechtes der Stadt Cöln, in Verbindung mit der ganz freien Schifffahrt auf dem Rhein, besonders in den Niederlanden. — Cöln, 1816, gedruckt bei Thiriart.

dem Punkt der anfangenden Schiffbarkeit bis an's Meer, ausspricht, ohne allen Vorbehalt ein, und Holland machte sich für die Erfüllung des Tractats nicht weniger verbindlich, als ein jeder andere paciscirende Uferstaat.

Da ferner auf der Einen Seite die Verhältnisse auf dem niederländischen Rhein so individueller Art, und nicht nach Art der auf dem deutschen Rhein noch als Gesetz geltenden Convention vom Jahr 1804 eingerichtet sind, auf der andern Seite aber es mit Recht unbillig gefunden ward, von Holland für den provisorischen Zeitraum, d. i. in der Zwischenzeit bis zur Vollzugbringung der Congreß-Acte, die Anwendung der Convention von 1804 auf die dortigen Schifffahrts-Verhältnisse zu verlangen: so erklärte der niederländische Gesandte am 28sten Februar 1815, und die übrigen Staaten begnügten sich damit, daß man auf dem holländischen Rhein, d. h. auf den Armen des Rheins, die in's Meer gehen, und die ja eben Holland besitzt, bis zur definitiven Regulirung der in der Congreß-Acte angegebenen Punkte, den Status quo beibehalten und übrigens die Péages, Wasserzölle, erst in Folge dieser Regulirung abschaffen wolle; (cf. Klübers Congreß-Acten, Heft IX. S. 106 *). Eben der Gesandte

---

*) Mr. le Baron de Spaen ayant ensuite donné des éclaircissemens sur ce qui concerne la détermination plus précise de la dénomination du Rhin dans les parties qui traversent les états de la Hollande, on est tombé d'accord que les deux branches du Waal et du Leck sont à comprendre sous celle du Rhin, et sont les seuls débouchés qui, en oppo-

wendete auch nichts gegen den Beschluß ein, sowohl die Waal, als auch den Leck als Arme des Rheins gelten zu lassen und in den Vertrag einzuschließen (cf. dieselbe Stelle der Klüberschen Congreß-Acten.) —

Um nun nicht von unbilligem Argwohn geleitet zu scheinen, wollen wir auch gern annehmen, daß der Herr Gesandte bei seiner Note vom 4ten März 1815 (cf. Klüber, Heft X. S. 219), zufolge deren bloß der Leck für Fortsetzung des Rheins, und die Waal für Fortsetzung der Maas erklärt wurde (cf. Klüber, Heft X. S. 213), keineswegs die Rheinfreiheit zu paralysiren gesonnen gewesen sey; wir wollen gern glauben, daß er weder für den, bis zur Anwendung der Congreß-Acte auf die Maas verlaufenden Zeitraum (cf. Klüber, Heft. X. S. 145) provisorische Vortheile beabsichtiget habe, noch auch, wie die Cölner Handelskammer geargwohnt hat (cf. Denkschrift der Cölner Handelskammer S. 24), um fortdauernder und definitiver Vortheile willen unter der Waal als Fortsetzung der Maas bloß den Theil der Waal verstanden habe, der sich vom Einflusse der Maas bis zum Meer

---

sition aux rivières et canaux qui appartiennent à la navigation intérieure, sont dans la catégorie des objets à regler par la convention de laquelle on s'occupe.

Mr. le Baron de Spaen a de plus déclaré, qu'en attendant la suppression des Péages sur ces embouchures que la Hollande est dans l'intention de faire, les droits à percevoir dans l'enceinte de ces embouchures ne seront point élévés jusqu'à l'arrangement définitif sur la navigation, et qu'il n'y sera pas non plus introduit aucun droit de relâche forcée, aussi peu qu'il en existe maintenant.

erstreckt, nicht aber zugleich den von diesem Einflusse bis zum Rhein sich erstreckenden Theil. Wir wollen auch gar nicht die von der Cölner Handelskammer (conf. Denkschrift S. 6, 7, 8) vorgebrachte Beschuldigung uns zu Nutze machen, daß zu Amsterdam, Rotterdam und Dortrecht Stapel existirten, und daß Hr. Baron von Spaen die Existenz derselben absichtlich, und zum Präjudiz des deutschen Handels, verschwiegen habe, sondern uns lieber zu der Meinung hinneigen, daß die in jenen Städten Statt findenden Umladungen nicht als Stapel, d. i. als Umladungen, aus monopolistischem Eigennutz und Zwang von Seiten Hollands entstanden, zu betrachten seyen, oder daß sie, wenn sie auch dieser unreinen Quelle ihren Ursprung verdankten, doch jetzt im Ganzen mit der Natur der Schifffahrt und der Convenienz des Handels nicht unverträglich seyen; wir wollen annehmen, daß die deutschen Städte, ob sie gleich durch die Congreß-Acte ein jus quaesitum auf die über See gehende Schifffahrt, wie sie vor der niederländischen Revolution gegen Spanien wirklich existirte, erhalten haben, doch wenigstens für den Augenblick es nicht als sehr wesentlich für ihren Vortheil finden werden, durchaus auf die sofortige wirkliche Ausübung dieses Rechtes zu bestehen. Wir wollen annehmen, daß eben so die Umladungen zu Arnheim nicht für Monopole zu halten seyen, indem dieselben auf freiwillig übereingekommenen Beurten zwischen deutschen Städten, z. B. Duisburg, Düsseldorf u. a. m. und holländischen Städten beruhen, — und daß überhaupt nirgends in Holland ein Stapel, d. i. eine ei-

gentlich gezwungene Umladung, existire. Wir wollen nicht in Zweifel ziehen, daß der niederländische Gesandte zu Wien wirklich eben diese Ansicht gehabt und wahr zu reden geglaubt habe, wenn er erklärte, es befinde sich in Holland kein Stapel und solle auch keiner angelegt werden. Wir wollen uns gern überreden, daß sich Holland, wenn das Beste des Handels im Ganzen es erfordern sollte, bereit finden lassen werde, jene Umladungen aufzuheben, oder doch, wenn auch die Beurten nach den Seehäfen bestehen blieben, jedem zur Seefahrt qualificirten Schiff außer der Beurten den Durchgang in's Meer zu gestatten Willens sey. Wir wollen auch nicht übersehen, daß der niederländische Commissarius bei der Central-Commission zu Mainz erklärt hat: sein Guvernement werde sich über den Zustand der Dinge auf dem dortigen Rhein' deutlich erklären, sobald nur die Central-Commission zu der Bearbeitung des in Folge des 32sten Artikels der Congreß-Acte zu verfertigenden definitiven Reglements schreite, und man wolle dieses Reglement wirklich seiner Zeit auf den Ausflüssen des Stroms in Anwendung bringen. Wir wollen es endlich für wahrscheinlich halten, daß Holland sich nicht des Seerechtes, wovon so viel die Rede ist, bedienen werde, wenigstens nicht in dem Maaße, wie so mancher besorgt, um die in dem Wiener Staats-Vertrage eingegangenen Stipulationen im Erfolg unkräftig zu machen.

Aber weiter glauben wir nicht in der Vertheidigung der aufrichtig guten Gesinnungen Hollands gehen zu können, und wir sind es nicht bloß dem praktischen

In-

Interesse der betheiligten Staaten, sondern schon der bloßen theoretischen Wahrheit schuldig, nun auch die Schattenseite der Sache uns vorführen zu lassen und die Gründe anzugeben, welche unser Vertrauen zu jenen Gesinnungen einigermaßen schwächen müssen.

Diese Gründe lassen sich nun, so weit von den diplomatischen Verhandlungen die Rede ist, auf folgende Punkte zurückführen:

1) Die oben abgeschriebene Erklärung des Herrn Baron von Spaen bezieht sich, genau genommen, nur auf das Abgaben-Wesen, aber nicht auf das Schifffahrts-Polizei-Wesen, außer, so fern versprochen wird, im interimistischen Zeitraum keinen Stapel anzulegen. Es hat wenigstens großen Anschein, daß Holland sich wirklich in Absicht der Schifffahrts-Polizei-Einrichtungen fast gar nicht hat wollen die Hände binden lassen. Doch wollen wir auf dieses Argument kein gar zu großes Gewicht legen, sondern halten dafür, daß die Erklärung auch in weiterem Sinne interpretirt werden kann, und daß der Herr Gesandte jene Regel des Sprachgebrauchs: a potiori fit denominatio, hier hat in Anwendung bringen wollen.

2) Obgleich Holland, was die Abgaben betrifft, in jener Note bestimmt zugesagt hat, die Wasserzölle interimistisch nicht zu erhöhen, und im definitiven Zustande bloß die congreßmäßigen Schifffahrts-Gebühren auf dem Rhein zu erheben: so muß man es doch auffallend finden, daß dieser Staat nicht noch mehr versprochen, und ins Besondere nicht zu einer baldigen Aenderung des Finanz-Systems zu Gunsten der Rhein-Schiff-

fahrt sich hat verstehen wollen. Denn wirklich waren im Jahr 1812 die in der Convention von 1804 festgesetzten Schifffahrts-Gebühren auch auf den holländischen Rhein angewendet und, in eben der Art, wie früherhin auf dem deutschen Rhein, nach den Ufer-Distanzen vertheilt worden; erst im Winter 1814 hatte man diese Einrichtung wieder abgeschafft und, statt derselben, die in älteren Zeiten zu Arnheim und Nymwegen bestandenen Rheinzölle wieder eingeführt.

Diese letztern hatten also im März 1815 kaum ein halbes Jahr bestanden; um so eher hätte also Holland sie wieder abschaffen und recht bald die seit dem Jahr 1812 bestandene Verfassung der Schifffahrts-Gebühren wieder einführen können. Dazu kommt aber noch, daß die ganze Neuerung vom Jahr 1814 eigentlich gegen den Geist des Pariser Friedens vom 30sten Mai desselben Jahres war, der alle Aenderungen in dieser Angelegenheit ausdrücklich dem Wiener Congresse vorbehielt; denn im Art. 5. heißt es: et l'on s'occupera au futur Congrès des principes d'après lesquels on pourra régler les droits à lever par les États riverains, de la manière la plus égale et la plus favorable au commerce de toutes les nations. — Eben so ist es auch auffallend, daß Holland sich nicht auf Versprechungen in Absicht der Douanen einlassen wollte, und auf diese Art sich das Recht zu erwerben suchte, die Rhein-Schifffahrt im Interimistico mit den Douanen nach Belieben zu belästigen und zu zwängen.

3) Es erscheint nicht als unglaublich, daß das

sogenannte Seerecht der Rhein-Schifffahrts-Freiheit Eintrag thun werde. Denn wenn die niederländische Regierung wirklich dem droit fluvial ein eigenes droit maritime entgegensetzt, ohne doch beide zu definiren; wenn sie, dem zufolge, die Abgaben in den Seehäfen nicht zu den auf die Fluß-Schifffahrt fallenden Lasten rechnet, und zwar die Arme des Rheins bis an's Meer frei machen, am Meer aber, in den Seehäfen, den Handel mit Zöllen und Abgaben willkürlich belasten will: so ist die Rhein-Schifffahrt nicht bloß interimistisch, sondern Ein- für alle Mal, vernichtet; es ist dann mit der Einen Hand genommen, was mit der andern gegeben war.

4) Der niederländische Bevollmächtigte zu Mainz hat sich, wie verlauten will, trotz allen dringenden Aufforderungen, die der preußische Commissarius auf Veranlassung häufiger Klagen von mehreren preußischen Handelsstädten dem Vernehmen nach an ihn ergehen lassen, in keiner Hinsicht erklären wollen, welches denn eigentlich der jetzige Status quo auf dem holländischen Rheinstrom sey. Namentlich hat er nicht Auskunft darüber geben wollen, wie viel die Licenten, die Passeporte und das Transit-Recht überhaupt, betragen, und ob man in Holland bei den Rückladungen der aus Deutschland kommenden Schiffe unpartheiisch verfahre. Die deutschen Uferstaaten wissen daher selbst nicht, worauf sie zu dringen haben, wenn sie die Beibehaltung des Status quo verlangen wollen; ja, sie wissen nicht, ob der Status quo vom 28sten Februar 1815 bis jetzt zum Nachtheil des auswärtigen Handels verändert worden

ist oder nicht, und ob, wenn die Niederlande im Herbst 1816 den Status quo versprachen, von einer Zurückführung auf den vom 28sten Februar 1815 die Rede seyn müsse oder nicht. — Es ist ihnen ja nicht einmal genau bekannt, wie dieser Status quo vom 28sten Februar 1815 eigentlich beschaffen war.

Dagegen dringt man

5) nichts desto weniger von Seiten Hollands auf eine schleunige Abschaffung der Stapel-Rechte von Cöln und Mainz; man verlangt die Aufhebung der stärksten Hindernisse der freien Rhein-Schifffahrt, die in Deutschland existiren; man will also die Ausführung der ersten Hälfte des 19ten Artikels der Wiener Congreß-Acte, der die abolition des droits de relâche von Mainz und Cöln verordnet, ohne doch in irgend einer Hinsicht auf dem holländischen Rhein Anstalten zu einer größeren Freiheit der Schifffahrt zu machen, und irgend etwas in dem interimistischen Zeitraum zu thun, oder doch zu versprechen, was zur Ausführung der zweiten Hälfte eben jenes Artikels — Freiheit der Rhein-Schifffahrt bis an's Meer — etwas beitragen könnte. Man achtet nicht auf des preußischen Commissarius zu Mainz Vorstellungen, daß durch die interimistische Instruction entweder allein der 6te Artikel der Congreß-Acte in Vollzug gesetzt und nebst dem einige Aenderungen in Hinsicht der obern Administration der Rhein-Schifffahrt, oder, wenn auch der 19te Artikel in seiner ersten Hälfte durch jene Instruction zur Ausübung kommen sollte, dies ebenfalls mit dessen zweiter Hälfte und dem ersten Artikel, der die Rhein-

Schifffahrts-Freiheit im Allgemeinen ausspricht, der Fall seyn müsse. Man stellt den Grundsatz auf, daß im interimistischen Zeitraum in Holland der (für den Ausländer so lästige) Status quo beibehalten werden, in Deutschland aber Modificationen erleiden müsse; und diese Modificationen sollen eben in der Aufhebung der Stapel bestehen. Bei diesem Gegensatz wird aber übrigens keine befriedigende Aufklärung darüber gegeben, in welcher Ausdehnung denn jener niederländische Status quo zu verstehen sey, d. i. auf welche Gegenstände man den Ausdruck eigentlich bezogen wissen wolle. Man beruft sich darauf, daß bei der Einführung der Convention von 1804 auf dem deutschen Rhein Holland vom Genusse der Vortheile, die aus dieser Convention dem Handel erwachsen, nicht ausgeschlossen sey, und behauptet, per analogiam müßten auch jetzt ohne weiteres die Stapel sowohl für Holland, als für jeden andern Staat, abgeschafft werden, und es könne von gleichzeitigen gegenseitigen Leistungen des ersteren Staates, von Freimachung der Schifffahrt auf dem dortigen Rhein, nicht die Rede seyn; man läßt aber dabei unberücksichtiget, daß damals Douanen gegen Holland zu existiren, wogegen Preußen bis jetzt dergleichen noch gar nicht an den holländischen Gränzen errichtet hat. Man will die edle Absicht der Gesandten zu Wien, die sie bei der Verordnung einer interimistischen Instruction hatten, daß nämlich die Freiheit der Schifffahrt bald möglichst im möglichst größten Umfange realisirt werden möge, allerdings auf dem deutschen Rhein erfüllt sehen, aber auf den holländischen soll dieselbe nicht

bezogen werden können. Man wünscht eine ganz besondere Art von interimistischem Zustande herbeizuführen, die bloß für Holland vortheilhaft wäre, wovon aber in der Congreß-Acte nichts gesagt ist.

Man wünscht,

6) wie sich kaum bezweifeln läßt, diesen Zeitraum eines so unnatürlichen Interimistici möglichst in die Länge zu ziehen, wiewohl die Gesandten, welche die Congreß-Acte abgeschlossen, dergleichen gar nicht bezweckt haben. Unterdessen möchte man in diesem Zeitraum, besonders von der Epoche der Aufhebung der Stapel an, aller der Vortheile, in deren Besitze sich Holland schon befindet, noch ferner genießen, und sich deren auch noch mehr verschaffen.

Und wenn etwa in der interimistischen Instruction die Aufhebung der Stapel zwar ausgesprochen, die Rangfahrten aber nicht abgeschafft, und so die Stapel de facto beibehalten würden, so möchte Holland gern durch seine große Concurrenz in der Schifffahrt jenen Rangfahrten ihre Alimentirung nehmen, und die in der Instruction nur de jure aufgehobenen Stapel auf diese bloß ihm vortheilhafte Art recht bald auch de facto verschwinden machen.

Nur der Beobachter, der diese den Niederländern sich eröffnenden Aussichten nicht übersieht, kann es begreiflich finden, daß

7) der niederländische Commissar zu Mainz von den, einer sofortigen Aufhebung der beiden Stapel sich widersetzenden Umständen keine Notiz nimmt, vielmehr die Gesetzmäßigkeit derselben zu beweisen trachtet.

Da nämlich, laut dem 31sten Artikel der Congreß-Acte, die Central-Commission so bald als möglich eine interimistische Instruction erlassen, und in derselben jegliche auf die Rhein-Schifffahrts-Convention von 1804 gegründete Einrichtung, die in Folge des deregirenden Wiener Vertrages Ein- für alle Mal aufgehoben werden muß, und als solche schon deutlich in derselben bezeichnet und benannt worden ist, ganz oder zum Theil, und so viel als möglich, wirklich aufheben soll: so behauptet Holland, indem es sich nur an die dürren Worte hält, daß die Commission die Stapel sogleich abschaffen müsse; denn diese seyen ja — sagt es — im 19ten Artikel der Congreß-Acte eben als solche Institutionen bezeichnet worden, die aufgehoben werden sollten.

Hier fragen wir nun aber: ob nicht schon bei den Verhandlungen zu Rastadt, Lüneville, Regensburg und Paris unter Freiheit der Schifffahrt, nebst einigen andern Punkten, hauptsächlich auch möglichst geringe Belastung durch Abgaben verstanden wurde.

Und ist nicht, fragen wir weiter, im 7ten Artikel der Convention über die durch mehrere Territorien laufenden Flüsse überhaupt (cf. Klüber, Heft X. S. 256) ausdrücklich gesagt worden, daß die Stapel beibehalten werden sollen, wenn es für den Handel im Ganzen nützlich erachtet würde? Folgt nun nicht hieraus als natürliche Billigkeit, daß in dem Moment, wo die Stapel aufhören, auch die andern Hindernisse der Freiheit der Schifffahrt ein Ende haben müssen? — und daß, da eine bloße sofortige Aufhebung der Stapel dem

Handel im Ganzen gar sehr zum Nachtheil gereichen würde, diese Aufhebung durchaus bis zur Auseinandersetzung mit Holland verschoben werden muß? Doch dies wird erst weiter unten völlig klar werden können, und ohne so weit ausholen zu dürfen, brauchen wir jetzt nur zur Congreß-Acte selbst zurückzukehren, um zu zeigen, daß Holland eigentlich nicht auf eine sofortige und unbedingte Aufhebung der Stapel dringen kann.

Dieser Staat stellt nämlich die einem solchen voreiligen Schritte entgegenstehenden, zur Verhütung aller Anarchie und alles daraus entstehenden Unheils weislich angeordneten Verfügungen der Congreß-Acte ganz in den Hintergrund, die nämlich: daß an die Stelle der aufgehobenen Einrichtungen auch sogleich neue gesetzt werden sollen (laut dem nämlichen Art. 31., der von der interimistischen Instruction handelt); — daß überhaupt nicht Anarchie und Unordnung, sondern auf jeden Fall eine regelmäßige und möglichst gleichförmige Polizei-Ordnung auf dem Rhein Statt finden soll (laut Art. 27.); — daß eine Polizei-Ordnung nicht für unverträglich mit der Freiheit der Schifffahrt anzusehen ist (laut Art. 1.); — daß endlich die Freiheit der Rhein-Schifffahrt nicht bloß auf Deutschland und die beiden Stapelrechte, sondern auch auf Holland und alle andere Hindernisse, die noch außer diesen genannten existirten und in Zukunft noch entstehen könnten, zu beziehen sey, und daß alle diese Einschränkungen der Freiheit der Strombenutzung eben so gut aufgehoben werden sollen, als die Stapel von Cöln und Mainz (laut Art. 1, 3, 4, 21, 22, 24, 25.).

Alles dieses ist aber auf den ersten Blick um so unbegreiflicher, da in den Niederlanden so viel Handelsgeist und Kenntniß des Commerces herrschend, ja mit dem National-Charakter gleichsam verwebt ist; — da dort sicherlich ein Jeder weiß, daß eines Theils Ordnung neben der Freiheit bestehen kann, und auf der andern Seite Freiheit ohne Ordnung zu einem monströsen Unding ausarten würde; — und da man ins Besondere auf keinen Fall verkennt, daß die Stapel von Mainz und Cöln mit dem ganzen Schifffahrts-Polizei-System nicht bloß zusammenhangen, sondern auch die Stützpunkte der Ordnung auf dem Mittel- und Ober-Rhein und in gewisser Rücksicht auf dem Nieder-Rhein sind. Wie wäre es wohl möglich, daß Holland bei den Verhandlungen über die Wiener Convention die sofortige und unvorbereitete Aufhebung der Stapel begehrte, wenn es nicht darauf hinstrebte, daß von ihm allein die neue Regulirung der Schifffahrts-Verhältnisse und eine hieraus zu entwickelnde neue Ordnung der Dinge ausginge! Es würde ja sonst sich selbst widersprechen, sich selbst in zwei Personen zertheilen, seine eigenen Principien umstoßen.

Wenn es nun auch scheinen könnte, daß wir bei diesem kleinen Gemälde uns hätten von tadelswürdigem Mißtrauen leiten lassen, und daß dasselbe nicht der Natur getreu sey; — wenn es auch scheinen könnte, daß Holland, wenigstens zur Zeit der Wiener Verhandlungen, es vollkommen aufrichtig gemeint habe: so werden wir doch die jetzt folgende Darstellung für wahr halten, und gleichsam von selbst auf die Vermuthung

kommen müssen, daß auch das erste Gemälde nicht mit triegerischem Pinsel entworfen sey, oder daß wenigstens einige Zeit nach der Abschließung der Congreß-Acte Holland seine Gesinnungen in etwas geändert haben müsse.

Wir wollen nämlich jetzt

II.

in Beziehung auf die Schritte, welche die niederländische Regierung rücksichtlich der Rhein-Schifffahrt, abgesehen von den Verhandlungen über die Wiener Congreß-Acte, schon wirklich that oder geschehen ließ, die daraus herzuleitenden Besorgnisse, und das für die Niederlande sehr vortheilhafte und in mehrfacher Hinsicht mit dem Geiste der Congreß-Acte unverträgliche Verhältniß dieses Staates zu den deutschen Uferländern klar zu machen versuchen, welches ins Besondere durch eine voreilige Aufhebung der Stapel von Mainz und Cöln herbeigeführt werden würde.

Wir werden uns übrigens auch hier ganz und gar vom Gefühl der Billigkeit leiten lassen. Wenn wir daher von den Vortheilen reden, in deren Besitze Holland sich befindet, und die es noch erlangen kann: so behaupten wir damit keineswegs, daß diese Vortheile sämmtlich unrechtlich und unvereinbar mit der Freiheit der Rhein-Schifffahrt seyen, sondern wir gestehen ein, daß bis zu dem Zeitpunkte, wo man mit den Niederlanden über die Rhein-Schifffahrts-Verhältnisse übereingekommen seyn wird, dieser Staat aller aus dem Status quo entspringenden Vortheile mit Recht genießt; dieser Status quo ist ihm ja, wie wir bei einer Betrachtung

des Geistes der Verhandlungen im Ganzen wohl annehmen können, in Absicht der Wasserzölle ausdrücklich, in Absicht der Douanen und der Schifffahrts-Polizei aber stillschweigend, zuerkannt worden. Eben so glauben wir auch nichts gegen allen Gewinn erinnern zu dürfen, der ihm von dem Zeitpunkt der Regulirung der Schifffahrts-Verhältnisse an zu Theil werden mag, so fern diese Regulirung nur ohne Eintrag für die Freiheit der Rhein-Schifffahrt und die Stipulationen der Congreß-Acte geschehen seyn wird. Und diese Ansicht der Dinge giebt uns eben die triftigsten Bewegungsgründe, in Hinsicht alles dessen, was nun

1) die Schifffahrts-Polizei

betrifft, uns nur kurz zu fassen, wiewohl wir unten bei den Bemerkungen über das Finanzwesen auf ein weitläuftigeres Detail werden eingehen müssen.

In Hinsicht des Polizei-Wesens kann man nämlich, wenn man nicht das Ganze übersieht, sich leicht verführen lassen, in Hollands Rhein-Schifffahrts-Verhältnissen mit Unrecht eine Menge einseitiger und zum Theil unbilliger Vortheile auf Seiten dieses Staates zu finden. Von einer solchen schiefen Ansicht wollen wir uns frei zu halten suchen; und da nun hier der Ort nicht ist, von den beiderseitigen, sowohl auf Deutschlands, als auf Hollands Seite, sich findenden Vortheilen zu reden: so finden wir nur folgende Bemerkungen nöthig und wesentlich zu unserem Zweck.

Schon in der oben angeführten Denkschrift der Cölner Handelskammer ist (S. 23) von den handelskundigen Herausgebern darauf hingewiesen worden,

daß ohne Zweifel nach der Aufhebung der Stapel in Deutschland sich sehr bald eine directe Fahrt zwischen Amsterdam, Rotterdam und Dortrecht einerseits, und Frankfurt und Strasburg andrerseits bilden, und dadurch der Ruin des Speditions- und Zwischen-Handels, so wie auch manches Nebenerwerbs einer Menge von deutschen Rhein-Städten vorbereitet werden würde.

Diese und die damit verwandte Besorgniß, daß überhaupt Holland ein sehr bedeutendes Uebergewicht in Absicht des Rhein-Schifffahrts-Wesens durch die Aufhebung der Stapel erlangen werde, — scheint allerdings nicht ungegründet zu seyn.

Um hierin unserer Meinung beizupflichten, braucht man nur zu wissen, welche Mittel die benannten Städte in ihrem Reichthum haben, dergleichen große Handels-Operationen in's Werk zu setzen, und wie unverhältnißmäßig groß schon jetzt die Zahl der holländischen Schiffer gegen die der Deutschen ist. Wenn man aber zugleich das oben ausgeführte Benehmen Hollands bei den diplomatischen Verhandlungen im Auge hat: so muß man noch deutlicher einsehen, wohin eine voreilige Aufhebung der Stapel von Mainz und Cöln führen könnte. Holland hat sich nämlich, wie wir gesehen haben, in Absicht des Schifffahrts-Polizei-Wesens ziemlich freie Hand gelassen; wenigstens scheint es die Zusagung des Status quo nicht gerade auf die polizeilichen Einrichtungen in ihrem ganzen Umfange bezogen zu haben. Es ist daher nicht unglaublich, daß es unter dem Deckmantel der Freiheit der Rhein-Schifffahrt, welche die contrahirenden Staaten bezweckt haben, und unter dem

Vorwande, daß diese Freiheit durch die Aufhebung der Stapel wirklich in Ausführung gebracht sey, gar manche neue Einrichtung ohne weiteres sich erlauben werde. Und wenn etwa um der Ordnung willen, trotz der Abschaffung der Stapel, die mittel- und ober-rheinischen Rangfahrten, nicht als Gilden-Monopole, aber doch als nützliche Polizei-Anstalten, im Interimistico beibehalten werden sollten: so kann es immerhin sich rühmen, diesen Rangfahrten keinen Eintrag thun zu wollen; daraus folgt noch gar nicht, daß sein Handeln mit dem Reden übereinstimmen werde. Würden hingegen die Rangfahrten zugleich mit den Stapeln für aufgehoben erklärt, so würde sich Holland desto freier auf dem Rhein bewegen, und denselben als eine Domäne behandeln, wovon ihm die Revenüen zukämen, den deutschen Rheinstaaten aber nur die Verwaltung zur Last fiele. Das, was die niederländische Regierung bis jetzt auf dem Rhein, in der Distanz von den dortigen Handelsstädten an bis Cöln, thun oder geschehen lassen kann, würde sie dann in noch weiterer geographischer Ausdehnung, d. i. auf dem ganzen Rhein bis Strasburg, zur Ausübung bringen. Das hieraus entstehende Uebergewicht müßte um so bedeutender werden, wenn die Niederländer auch in die Nebenflüsse des Rheins gegen gelinde Abgaben kommen und die mächtigen Arme ihrer Schifffahrt bis Metz u. s. w. erstrecken könnten. Die niederländischen Magistrate und Schifffahrts-Commissarien, die sich bis jetzt noch nicht in officiellen Verbindungen mit den Behörden der deutschen Uferstaaten befinden, würden nicht leicht in

solchen Operationen gestört werden, und daher ihre Macht immer mehr erweitern können.

Wenn auch von manchen Seiten her gegen die Besorgniß der Einführung von Fahrten zwischen Frankfurt und holländischen Handelsplätzen eingewendet zu werden pflegt, daß in ersterer Stadt der Zusammenfluß von Waaren, die nach Holland bestimmt wären, zu gering sey, um den aus diesem Reiche kommenden Schiffen eine regelmäßige Rückfracht zu sichern: so ist doch auch die Vermuthung gar nicht unstatthaft, daß bei veränderten Verhältnissen der Rhein-Schifffahrt auch der Handelszug sich ändern und eine weit größere Masse von Waaren sich aus dem südlichen Deutschland u. s. w. nach Frankfurt sammeln werde.

Wenn es ferner auch wahr ist, daß große holländische Schiffe nur bis Cöln auf der linken, und bis Düsseldorf auf der rechten Seite des Flusses hinauffahren können: so stände es ja doch in der Macht der Niederländer, kleinere Schiffe zu bauen und mit solchen den Mittel- und Ober-Rhein zu befahren. Und wenn sie solche kleinere Schiffe noch nicht in Bereitschaft hätten, so würden ihre Schiffer dessen ungeachtet Contracte zu den weitesten Fahrten nach Mainz, Manheim und andern Städten oberhalb Cöln eingehen, aber doch nur bis Cöln fahren, und hier die weitere Fahrt den nothgedrungenen mittel- und ober-rheinischen Schiffern um den mindesten Preis afterverkaufen. In jedem dieser Fälle wäre aber das Handelswesen im Ganzen nicht glücklich zu schätzen. Es würde bei einer Aufhebung der Stapel ohne vorherige Unterhandlungen nach Belie-

ben der Niederländer über die Rhein-Schifffahrt disponirt, und dabei nur diejenigen deutschen Kaufleute und Schiffer, von denen sie in ihren Unternehmungen unterstützt würden, begünstigt werden. Es würde die in der Wiener Acte festgesetzte Freiheit der Rhein-Schifffahrt, wiewohl sie kein Ideal ist, das nicht in die Wirklichkeit übertreten könnte, dennoch zu einem Schattenbilde hinabschwinden; und, wie in der französischen Revolution aus der Keinherrschaft und Gleichheit Aller, die vielleicht keine Minute existirt hat, sondern nur in den Köpfen ihre Spukereien trieb, eine recht eigentlich reelle Alleinherrschaft der Mächtigern entstand: — so könnte man hier auf einem andern Theater einen ähnlichen Lauf der Dinge erleben.

Wenn Holland aber erst einmal im Besitz der erstrebten Vortheile wäre, so würden die übrigen Uferstaaten hinterher vergebens bei den Discussionen über ein definitives Reglement dahin streben, jenen Staat zum Nachgeben zu bewegen und minder oder mehr in's Gleichgewicht mit den andern Interessenten zu bringen; der Baum wäre mit seinen Wurzeln zu fest und zu tief in den Boden eingedrungen. Darum möge jetzt das periculum in mora das Motto der Personen seyn, die in dieser Angelegenheit wirken können!

Es kann uns ganz und gar nicht einfallen, irgend einem Uferstaat und seinen Unterthanen ein fröhlicheres Gedeihen des Handels und die Gewinnung neuer Mittel zur Erreichung eines solchen Zieles zu mißgönnen oder abzustreiten, so weit es nur mit Recht und Billigkeit bestehen kann. Hiervon sind wir weit entfernt.

Wir würden der Natur ihr Recht absprechen, wenn wir solche Gedanken hegten; denn die Natur gab jedem Staate, jeder Corporation und einzelnen Menschen das Streben, ja sogar das Recht, sein irdisches Glück auf eine höhere Stufe zu bringen und der errungenen irdischen Güter sich zu erfreuen, und bei allen Handlungen immer zunächst nur auf sich selbst zu sehen, seinen Vortheil zu suchen in allen erlaubten Wegen, diesen beständig zu wahren und zu vergrößern. Es ist auch ganz gegen unsre Absicht, hier nur das Wort der deutschen Spediteurs oder Commissionäre, oder deren in irgend einer einzelnen Stadt zu reden; beide sind ja nur untergeordnete Glieder in der Kette des handeltreibenden Publicums, und der Gang und die Richtung ihrer Geschäfte muß sich immer nach dem Wohl des Handels im Großen, und dem Interesse der nähern oder fernern Waaren-Eigenthümer richten. Jene sind den nur formell zur Fruchtbarkeit mitwirkenden Bestandtheilen des Erdbodens, diese dem materiell producirenden Humus zu vergleichen: jene sind bald mehr bald minder entbehrlich, obgleich allerdings öfters unentbehrlich; — diese sind in allen Fällen wesentlich und nothwendig für das Bestehen des Handels und das Wohlseyn der Völker. — Wir halten uns auch nicht gerade für berechtigt, als ausgemacht anzunehmen, daß Holland im interimistischen, oder gar im definitiven Zustande gegen die Freiheit der Rhein-Schifffahrt handeln und auf deren Kosten sich zum höchsten Flor emporarbeiten werde.

Aber wir fragen: ob, wenn dieses doch geschähe, die andern Mächte gleichgültig zusehen könnten; — ob

nicht

nicht selbst ein ohne alle Unbilligkeit erlangtes Uebergewicht der Niederlande in der Schifffahrt für die Mit-Contrahenten dieses Staates einen Bewegungsgrund abgeben müßte, die Aufhebung der Stapel bis dahin zu verschieben, wo auch sie ihren Unterthanen die aus dem Wiener Staats-Vertrage denselben billig zukommenden Vortheile gesichert, und die Gleichheit unter Gleichberechtigten außer Gefahr gebracht hätten; — ob es endlich billig wäre, wenn Holland allein seine Lage bei den neuen Einrichtungen verbesserte, und den deutschen Staaten kein Gewinn zufiele.

Wenn auch die Niederländer in jenen Zeiten, wo, von der Einen Seite, England unter dem Zepter seiner großen Elisabeth mit seinen Aventurier-Kaufleuten, so wie zu Cromwells und Karls II. Zeiten mit seiner Navigations-Acte, und, von der andern Seite, der deutsche Reichs-Verband mit seinem so schädlichen Druck die alten Hansestädte und die rheinischen Bundesstädte von ihrer hohen Blüthe herunterbrachte — wenn auch damals die Niederländer nicht Unrecht haben mochten, sich die Frachten über See, welche die deutschen Städte vordem besorgt hatten, anzueignen: so läßt sich daraus doch nicht folgern, daß sie in unsern ganz verschiedenen Zeiten sich der Transporte auf dem Rhein ganz allein bemächtigen und überdies den Deutschen die Durchfuhr auf das Meer verbieten dürfen. Dies wäre hart für das übrige Handel treibende Publikum, so fern so viele Städte im Stande sind, mit den Holländern zu concurriren, und billig einen Antheil an jenen Handelsgeschäften begehren; es wäre gegen den Geist der Con-

greß-Acte, weil Einerseits dieser Staats-Vertrag die Freiheit der Schifffahrt und den Handel im Großen befördern sollte, und andrerseits es keine ausgemachte Sache ist, daß die von den Niederländern gewünschten großen Rangfahrten dem Handel vortheilhafter sind, als kleinere Stations-Fahrten seyn würden, an denen auch die deutschen Unterthanen Antheil hätten; — es läge aber auch eine Unbilligkeit darin, weil der niederländische Staat sich durch die Wiener Acte zur Anerkennung und Aufrechthaltung des freien und blühenden Verkehrs auf dem Rheinstrom verbindlich gemacht hat. Wir haben nur das Wohl des Handels im Ganzen im Auge, und müssen daher anerkennen, daß die Speditöre und Commissionäre aller Städte an sich gleiche Rechte unter einander haben; — daß das Recht zum Propre-Handel ebenfalls den deutschen Städten nicht abgesprochen werden kann; — daß es unbillig ist, wenn eine Stadt bloß um des Monopols einer andern willen Schaden leidet; — daß die möglichst größte Freiheit dem Handel gerade so sehr wohlthut; — daß der entfernte Eigenthümer ein hohes Interesse dabei hat, ob eine regelmäßige und ihm günstige Ordnung auf dem Rhein herrscht, oder nicht; — daß endlich, wenn dieser Eigenthümer nicht weiß, ob er seine Waaren über den Einen Ort eben so sicher und vortheilhaft beziehen könne, als über den andern, es auch um den Handel überhaupt nicht so gut steht, als es um ihn stehen könnte, und als es zu wünschen wäre.

Eben so wenig aber, als wir für eine einzelne Classe von Kaufleuten, oder die Kaufleute gewisser Städte

partheiisch eingenommen sind, werden wir auch das Wort der Schiffer irgend eines Landes, als solcher und um ihrer selbst willen, reden; denn nicht der Handel existirt um ihret willen, sondern sie sind da, damit der Handel bestehe: sie sollen dem Interesse des Handels leben.

Wir reden nur für das an sich gleiche Recht der Unterthanen eines jeden der Rheinufer-Suveräne, an der Schifffahrt Theil zu nehmen: wir sehen auf das Wohl des Handels überhaupt; und dieses erfordert, daß nicht Ein Schiffer-Verein den andern zu Grunde zu richten und zu verdrängen im Stande sey, und daß die Schiffer am ganzen Rhein ihr Auskommen haben *). Es können zwar Fälle eintreten, wo ein Schiffer-Verein nicht mit Unrecht in Noth geräth, — wo der um

*) Vortrefflich sagt Büsch, der große Lehrer im Handelswesen, in seiner Darstellung der Handlung, Theil II. S. 283: „Die Schiffahrt ist ein Gewerbe, von welchem der Gewinn zweifelhafter ist, als von irgend einem andern, und das Werkzeug derselben, das Schiff, hat bei seiner großen Kostbarkeit, einen so veränderlichen Werth, als kaum irgend ein anderes Ding, das der Bürger eines Staates als einen Theil seines nutzbaren Eigenthums besitzt. Dies Gewerbe bedarf also mehr Ermunterungen, als irgend ein anderes. Der Regent muß daher alle mögliche Sorge anwenden, um den Gewinn desselben so groß und insonderheit so gewiß für seine Unterthanen zu machen, als es nur immer bei der natürlichen Mißlichkeit desselben möglich ist.“

Büsch redet hier zwar nur von der Meer-Schiffahrt, aber jeder Rhein-Octroi-Beamte würde sicher mit erfreulichen und mit traurigen Erfahrungen beweisen können, daß jene angeführten Worte wahrlich auf das Gewerbe der Rhein-Schifffahrt auch anwendbar sind.

der Convenienz des Handels willen sich verändernde, oder wegen physischer Umstände aus seiner bisherigen Bahn herausgerückte Gang der Schifffahrt den Einen Schiffern Brot giebt und es den andern entzieht. So z. B. scheint dieses mit den Amsterdamer Beurtfahrern der Fall zu seyn, die allerdings seit dem Aufkommen der Utrechter Beurt viel weniger Beschäftigung haben, als vorher, und in einer bedrängten Lage sind: — ein Opfer, das sie dem Wohl des Handels bringen müssen, wenn die Utrechter Schifffahrts-Commissarien aus wirklich guten Gründen sie nicht in ihre Beurt herübernehmen konnten. Aber von solchen Fällen reden wir hier nicht, sondern von den monopolistischen und in eigenwilligem Zunftgeist gegründeten Ausschließungs-Systemen der Schiffer einer Stadt oder eines Landes zum Nachtheil ihrer, von gleichem Gewerbe lebenden, ausländischen Mitbrüder. Herrscht ein solcher Geist in dem rheinischen Schifffahrts-Wesen, so wird der Credit dieser Schifffahrt gar sehr gefährdet; und der Völker-Verkehr, der so herrlich über diesen mit so vielen besondern Vorzügen begabten Strom sich ausbreiten könnte, unterliegt, oder duldet wenigstens sehr harte Wunden, unter der Willkür der sich befeindenden und einander beneidenden Schiffer-Corporationen.

Und eben, wenn man sich von diesen Betrachtungen durchdrungen fühlt; wenn man das Wohl der rheinischen Kaufleute und Schiffer und das gerade hierdurch zu bewirkende Wohl des Handels im Ganzen wünscht; wenn man die aus Unordnung immer entspringenden unseligen Resultate vermieden sehen möchte:

so wird man es auch für hoch wichtig halten, daß vor Aufhebung der Stapel von Cöln und Mainz auf jeden Fall eine Ordnung eintrete und die bisherige, in Folge der Congreß-Acte aufzuhebende, vollständig ersetze. Ins Besondere muß man den Wunsch billig finden, der von so manchen Seiten her vernommen wird, daß die bedeutenden Handelsstädte am Rhein unter einander und mit gegenseitiger freier Einwilligung Handelsfahrten errichten möchten, es möchte nun dabei eine Uebereinkunft über Frachtpreis und andere Punkte zwischen zwei respectiven Städten auf einen gewissen Zeitraum, z. B. ein halbes Jahr, Statt finden, oder diese Bestimmungen jedes Mal dem Versender überlassen werden. Kaufleuten und Schiffern jeder respectiven Stadt oder jedes Landes müßte dabei eine Stimme zustehen, wenn sie überhaupt zu solchen Contracten Lust haben; — also nicht diese oder jene Nation und einzelne Corporation nach bloß einseitigem Willen die speciellen Anordnungen machen, wenn ihr nicht ein solches Recht von dem andern contrahirenden Interessenten ganz oder zum Theil frei zugestanden wäre. Außer den Beurtfahrten müßten zwar auch andere, nach Zeit und Umständen zwischen dem einzelnen Kaufmann und dem einzelnen Schiffer zu contrahirende Fahrten erlaubt seyn, aber die Beurten müßten dadurch nicht in ihrer Ordnung gestört werden, sondern so regelmäßig im Gange bleiben, wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Welche Einrichtungen aber auch irgend gemacht werden könnten und möchten, so müßten doch immer die möglichste Sicherheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit, sowohl bei der größern, als auch der klei-

nern Schifffahrt, die leitenden Gesichtspunkte bei allen neuen Einrichtungen seyn. Eben so wesentlich wäre möglichste Gleichförmigkeit am ganzen Rhein, wie es auch die Congreß-Acte will. Und sowohl aus diesem Grunde, als auch, um monopolistischen Anmaßungen theils zuvorzukommen, theils ihnen Einhalt zu thun und eine Bestrafung derselben erwirken zu können, müßten die Regierungen der einzelnen Staaten bei dem Rhein-Schifffahrts-Polizei-Wesen einen auf das Wohl des Handels und der Schifffahrt abzweckenden und mehr oder weniger ausgedehnten Einfluß haben. Am passendsten würden sie wohl zunächst durch das Organ der General-Administration der Rhein-Schifffahrt und der Central-Commission bei allen diesen Dingen concurriren. Es vertrüge sich aber natürlich damit keinesweges, wenn alles den holländischen Behörden überlassen würde; sondern, wie unter allen Uferstaaten überhaupt eine Communication in Beziehung auf die Schifffahrt Statt finden müßte, so wäre es auch nöthig, daß die holländischen Schifffahrts-Commissarien und Magisträte aus ihrem mystischen Dunkel hervorträten und sich mit den Behörden der andern Staaten, ins Besondere den obern Schifffahrts-Behörden, in eine Art von Verbindung setzten.

Und nur erst dann, wenn dieses Alles auf einem festen und freundlich nachbarlichen Fuß eingerichtet wäre, würde jeder Staat seinen Unterthanen die versprochenen Begünstigungen wirklich garantiren können; nur erst dann könnten die Stapel von Mainz und Cöln, bis jetzt die Pole, um welche sich die Ordnung der Schifffahrt am

Mittel- und Ober-Rhein drehet, mit gutem Gewissen abgeschafft werden können. Wo wäre sonst Freiheit der Rhein-Schifffahrt! wo die der Freiheit die Hand reichende und ihr zur Grundlage dienende friedliche Ordnung!

Daß aber eine solche Ordnung der Dinge und dadurch entstehende Ausgleichung unter den Unterthanen der verschiedenen Uferstaaten in Absicht von Lasten und Rechten zu Stande komme, ist um so mehr zu wünschen, da die deutschen Staaten auch hinsichtlich des Abgaben-Wesens in einem so nachtheiligen Verhältniß zu Holland stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Recht und über das Rechte.

Die Bewohner einer Südsee-Insel, welche die Spanier San Carlos-Insel nennen, haben ein unfehlbares Mittel erfunden, ihren Rechtszustand unverändert zu erhalten. Dies Mittel besteht darin, daß sie die Bevölkerung ihrer Insel nie über ein festbestimmtes Maaß hinausgehen lassen. Wie groß die Insel, und wie stark die Bevölkerung derselben sey, darüber schweigt der spanische Reisebeschreiber, dem wir diese Notiz verdanken; da er uns aber sagt, daß die San Carlos-Insel in der Mitte des südlichen Oceans gelegen ist, und daß die Bewohner derselben im höchsten Grade vereinzelt und von der Communication mit anderen Völkern abgeschnitten sind: so reicht diese Angabe hin, das politische System der San Carlosianer zu erklären. Beschränkt auf die Productions-Kraft ihrer Insel, zu gleicher Zeit aber unfähig, sich durch vermehrte Thätigkeit die Productionen naher und entfernter Völker anzueignen, haben sie, im Kampfe mit dem Naturgesetz, sich entschließen müssen, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der ihnen in ihrer Lage gestattet war; nämlich das Maaß ihrer Bevölkerung festzusetzen, und dasselbe dadurch zu bewahren, daß sie, so oft die Bevölkerung darüber hin-

ausgehen will, entweder einen sechzigjährigen Greis, oder ein neugebornes Kind, tödten. Zu vermuthen ist, daß nur ein bedeutender Nothstand sie zu der Erfindung eines so heroischen Mittels hat führen können. Wie es sich aber auch damit verhalten haben möge: so beweiset der fortgesetzte Gebrauch dieses Mittels, daß bei ihnen an keine von denen Erscheinungen zu denken ist, welche die europäische Welt der gegenwärtigen Zeit auszeichnen. Vorausgesetzt, daß sie das rechte Maaß in Ansehung der Bevölkerung getroffen haben, müssen sie sich eines beneidenswerthen Friedenszustandes erfreuen, welcher nicht eher unterbrochen werden kann, als bis ein amerikanisches Volk, um in eine bleibende Verbindung mit Australien zu kommen, für gut befindet, die San Carlos-Insel zu erobern und zur Station zu machen. Ohne ein solches Dazwischentreten kann sich die Gesetzgebung der San Carlosianer nicht verändern; und was sie immer ihr Recht nennen mögen, so muß es nach tausend Jahren noch eben so beschaffen seyn, wie es vor tausend Jahren — vorausgesetzt, daß sie damals schon existirten — beschaffen war. Wie könnte bei ihnen aber die Rede seyn von Fortschritten in den Künsten und Wissenschaften! Wie könnte man die Idee einer Entwikkelung, die in's Unendliche reicht, auch nur von fern her auf sie anwenden! Unstreitig haben die San Carlosianer alle Anlagen, welche den Menschen, als solchen, constituiren; unstreitig haben sie — gleichviel in welcher Gestalt — wie ihr Staats-, so ihr bürgerliches Recht: aber wenn jemals eine Gesellschaft von Menschen sich dem Wesen der Thiergesellschaft genähert hat,

so müssen sich die San Carlosianer in diesem Falle befinden; und die erste Gerechtigkeit, die man ihnen widerfahren lassen muß, ist, daß sie sich durch einen freien Entschluß sogar über die Möglichkeit erhoben haben, jemals aus diesem Zustande hervorzugehen.

Man glaube indeß nicht, daß sie das einzige Volk sind, welches seinen Rechts- und Friedens-Zustand auf eine so entscheidende Weise gegründet hat. Nur darin scheinen sie einen Vorzug zu behaupten, daß ihrer Staatsklugheit nicht entgangen ist, „man müsse für seinen Bogen eine doppelte Sehne haben." Wären sie dabei stehen geblieben, entweder neugeborne Kinder, oder abgelebte Greise zu tödten, wenn das Maaß ihrer Bevölkerung voll ist: so würde die Aehnlichkeit ihrer Maaßregel mit der von andern Völkern nicht zu verkennen seyn. Doch während die Bewohner des nördlichen Canada nur ihre Greise tödten, wenn sie nicht länger zur Jagd gebraucht werden können, und während in einem der policirtesten Reiche unseres Erdballs, in China, nur der Kindermord erlaubt ist, fassen die San Carlosianer die Sache an beiden Enden zugleich an, und erreichen ihren Endzweck dadurch nur um so sicherer. Ihr Mittel ist unstreitig einfach; aber ist von demselben in veränderter Gestalt nicht auch unter den Germanen früherer Zeit Gebrauch gemacht worden? Die alten Sachsen liebten ihre Kinder, und achteten ihre Greise; doch, damit sie nicht von einer Ueberbevölkerung leiden möchten, geriethen sie, bei ihrem Abscheu vor dem Leben in ummauerten Städten, auf die Idee der sogenannten Gefolge. Wer keinen Antheil an dem Erbe erhalten konnte,

der mußte sich in den Schutz eines Anführers oder Fürsten begeben, mit welchem er auf See- oder Landraub auszog; und hierin steckte das Mittel, eine Ueberbevölkerung zu verhindern, vollkommen eben so sehr, wie in dem Staats- und Grund-Gesetze der San Carlosianer. Der Sachsen-Staat war in dieser Hinsicht durch seine Gesetzgebung (auch wenn diese keine schriftliche war) so fest gegründet, daß er in seiner ehemaligen Eigenthümlichkeit noch jetzt bestehen würde, wenn Karl der Große ihn nicht zerstört und seinen Bürgern nicht, mit dem Christenthum zugleich, die Städte aufgedrungen hätte: denn nur dadurch, daß die gesellschaftlichen Verrichtungen sich unter ihnen vermehrten, konnte ihre Bevölkerung ohne Nachtheil für ihre Nachbarn wachsen; und nur dadurch, daß der wesentlich von seinen Priestern regierte Sachsen-Staat seinen Glauben veränderte, konnte er eine Geneigtheit erhalten, aus seinem bisherigen Wesen herauszutreten. Beschwerlich durch seine Ueberbevölkerung, so lange er sich derselben in den sogenannten Gefolgen entledigte, mußte er dahin gebracht werden, für diese in sich selbst Raum zu gewinnen; und dies war die Aufgabe, welche Karl der Große lösete, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß die Normänner unter seinen Nachfolgern sich zu Herren einer fränkischen Provinz und eines nicht unbedeutenden Theiles von Süd-Italien machten. Erst seitdem die Gefolge in Deutschland aufgehört haben, und durch das Daseyn freier Städte die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen gewachsen ist, sind Krieg und Auswanderung zu Ableitern der Ueberbevölkerung geworden; und man

behauptet unstreitig nicht zu viel, wenn man sagt: die San Carlosianer würden sich durch dieselben Mittel gegen Ueberbevölkerung schützen, wenn sie daran nicht durch die Lage und Beschaffenheit ihrer Insel verhindert würden.

Allenthalben, wo die Bevölkerung wächst, verändern sich die gesellschaftlichen Verhältnisse; und dies geht sehr natürlich zu. Was einmal ein Daseyn erhalten hat, will in demselben fortdauern; wird ihm die Fortdauer dadurch erschwert, daß man seinen Beitrag zu den einmal vorhandenen Verrichtungen als überflüssig verwirft: so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als neue zu erfinden, um sich der Gesellschaft zu empfehlen und mit der Zeit nothwendig zu machen. So reich ist der Mensch mit Anlagen von der Natur ausgestattet, daß die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit da, wo ihr keine überwiegenden Hindernisse in den Weg gelegt sind, ganz von selbst entsteht. Die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen auf dem von Menschen bewohnten Planeten ist genau die Summe Dessen, was in Beziehung auf die Gesellschaft Nützliches gedacht worden ist. Man muß aber noch hinzufügen, daß diese Summe niemals abgeschlossen gewesen ist und schwerlich abgeschlossen werden kann. Theils sind die einzelnen Verrichtungen in einer fortwährenden Vervollkommnung begriffen, welche dadurch entsteht, daß Einer den Andern zu übertreffen sucht, um größere Vortheile auf sich abzuleiten; Theils kommen neue Entdeckungen und Erfindungen hinzu, welche nicht zurückgewiesen werden können, weil es unmöglich ist, sich gegen ihre Nützlichkeit

zu verblenden. Dies alles verändert die Verhältnisse; und wenn man das Daseyn der Gesellschaft genauer untersucht, so findet man, daß es durchaus geistiger Natur ist. Alles Nützliche, was in ihr verrichtet wird, stützt sich auf einen Gedanken, aus welchem es allein hervorgehen konnte, oder wird von einem Gedanken begleitet, ohne welchen es nicht fortdauern könnte. Selbst das Mechanische ist nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß es ohne alle Theilnahme geistiger Kraft vollzogen werden kann.

Mit den veränderten Verhältnissen aber tritt für die Gesellschaft die Nothwendigkeit neuer Verabredungen, Vereinbarungen, Verträge ein; denn das ist das Eigenthümliche der Gesellschaft, daß sie ohne dergleichen nicht bestehen kann. Nicht darauf kommt etwas an, daß das Gesetz geschrieben sey, wiewohl in mehr als Einer Hinsicht das geschriebene Gesetz den Vorzug vor dem nicht geschriebenen behaupten wird; wohl aber darauf, daß ein Gesetz da sey und daß es Gehorsam finde. Ganz unverwerflich ist die Ansicht Derer, welche die Gesellschaft ein Kunstwesen nennen, das sein Daseyn und seinen Bestand durch die Achtung für das Gesetz bekomme. Jene San Carlosianer, deren wir oben erwähnt haben, ahnen schwerlich das Mindeste von der Form, in welcher die europäische Gesetzgebung erscheint; allein wer will leugnen, daß sie eine Gesetzgebung haben, da es ein Grund-Gesetz bei ihnen giebt, wodurch sie berechtigt sind, ihren Zustand durch Vernichtung der Ueberbevölkerung zu beschützen! Wäre es möglich, jene alten Sachsen, welche in der Vertheidigung ihrer Gesetze und

ihres gesammten Rechtszustandes unter dem Schwerte Karls des Großen starben, von den Todten zu erwecken: so würden sie sich zwar nicht in den Veränderungen, welche mit ihren Nachkommen vorgegangen sind, zurecht finden; allein sie würden in Westphalen noch die Eine und die andere Spur ihres früheren Daseyns entdecken, sich herzlich darüber freuen, und standhaft dafür streiten, daß sie nicht für eine taube Nuß gestorben seyen. „Es ist, würden sie sagen, jetzt alles anders, als es zu unsern Zeiten war, und wir haben nichts dagegen, daß unsere Nachkommen sich in einem Zustande zurecht gefunden haben, der uns unerträglich schien, weil er unseren Neigungen und Gewohnheiten widersprach. Wenn man aber glaubt, wir seyen Barbaren gewesen, so ist man in Irrthum. Auch wir stellten eine Welt voll Ordnung dar, vielleicht sogar voll besserer Ordnung, als gegenwärtig anzutreffen ist; und wenn es einen Beweis gilt, so brauchen wir nur anzuführen, daß wir dem mächtigen Frankenkönige, den man jetzt „Karl der Große" nennt, in dem wir aber den ersten aller Tyrannen verabscheueten, dreißig Jahre hindurch widerstanden haben, was immer nur in so fern möglich ist, als man seine Gesetze und Einrichtungen ehrt." Die alten Sachsen würden wahrlich nicht Unrecht haben. Wo ist die Gränze zwischen Barbarei und Cultur? Wer jemals hierüber nachgedacht hat, wird Bedenken tragen, hierin einen Ausspruch zu thun. Für einen Barbaren will niemand gelten; und im Fortgange der Zeit kann es wohl geschehen, daß die fortschreitende Cultur den geringeren Grad bei einem und demselben Volke in das Licht der Barbarei stellt.

Bei einiger Bekanntschaft mit dem Rechtszustande verschiedener Nationen geräth man leicht in Verlegenheit, was man von dem Wesen der menschlichen Vernunft zu halten habe. Dieselbe Verlegenheit zeigt sich, wenn man Untersuchungen über den Rechtszustand einer und derselben Nation in verschiedenen Abschnitten ihres Daseyns anstellt. „Wie konnte, fragt man sich selbst, eine und dieselbe Vernunft sich so verschieden äußern!" Das Wahre von der Sache ist indeß, daß der menschliche Geist, so fern seine Schöpferkraft die Gesellschaft umfaßt, nur den einmal vorhandenen Mitteln gemäß schafft. Wären also die Mittel dieselben, so würden es auch die politischen Schöpfungen seyn, und die Vernunft selbst den scheinbaren Widerspruch vermeiden. Nur weil jene es nicht sind, so kommen alle die Anomalieen zum Vorschein, die selbst das Daseyn der Regel zweifelhaft machen. Auf welchem hohen oder niedrigen Grade der Cultur ein Volk auch stehen mag; so ist für seine Fortdauer zweierlei erforderlich: nämlich allgemeine Willen, Gesetze genannt, denen sich jedes Mitglied der Gesellschaft unterwerfe, und eine Macht, welche diese Unterwerfung da erzwinge, wo sie versagt wird. Für die Beschaffenheit der allgemeinen Willen aber wird immer sehr viel von der Beschaffenheit der Macht abhangen. Ist diese ungewiß, abhängig, erbettelt: so werden jene in eben dem Grade unmenschlich und grausam seyn. Was die Geschichte über die Priesterherrschaft aussagt, ist nicht aus der Acht zu lassen. Da sie keine andere Grundlage erhalten kann, als die Meinung: so müssen ihre Ausüber vor allen Dingen dahin streben,

daß diese nicht zu ihrem Nachtheil verändert werde; und weil dies nur in so fern zu bewirken ist, als sie sich der Köpfe bemächtigen, so bleibt ihnen schwerlich etwas Anderes übrig, als diese durch den Schrecken immer auf der ihnen vortheilhaften Höhe zu erhalten. Alle Priesterherrschaft ist daher in sich grausam, und besteht nur durch eine fortgesetzte Bekämpfung des Edelsten in der menschlichen Natur. Hatte es doch selbst mit der auf das Christenthum begründeten Priesterherrschaft diese Bewandniß, so lange man ihrer nicht entbehren konnte. Die Inquisition war ein sehr nothwendiger Bestandtheil der kirchlichen Institutionen, weil es ohne dieselbe kein Mittel gab, Einheit in eine gewisse Ansicht von dem göttlichen Gesetze zu bringen, das nun einmal bestimmt war, das menschliche oder gesellschaftliche zu vertreten. Beide Arten des Gesetzes konnten nicht eher gesondert werden, als bis die vollziehende Macht sich eine andere Grundlage verschafft hatte; von dem Augenblick an aber, wo diese neue Grundlage feststand, sahen wir auch die Priesterherrschaft von Jahrzehend zu Jahrzehend versinken, trotz allen Bemühungen sich empor zu halten oder wohl gar zu neuem Glanze zu gelangen.

Von welcher Art aber auch das Recht seyn möge, in welchem ein Volk Bestand und Fortdauer findet: so ist doch, in so fern dieser Zweck erreicht wird, schwerlich etwas dagegen einzuwenden. In der Natur der Gesellschaft selbst liegt es, daß das Recht *positiv* sey; denn, sollte es diesen Charakter nicht haben, so würde jedem Einzelnen erlaubt werden müssen, seinen individuellen Willen an die Stelle des allgemeinen, für die ganze

Ge-

Gesellschaft vorhandenen, Willen zu bringen; und wer fühlt nicht, daß daraus nur ein allgemeiner Umsturz erfolgen könnte! Mit dem Rechte verhält es sich nicht anders, als mit der Staats-Religion. Ob diese eine wahre sey, läßt sich sehr schwer ausmitteln von Dem, welcher in ihr befangen ist; und wer einmal sein Nachdenken diesem Gegenstande gewidmet hat, geräth sehr leicht in Zweifel, die er so oder so lösen mag. Eben so ist es ewig problematisch, ob das bestehende Recht (jus) das Rechte (justum) sey. Allein die Gesellschaft ist einmal so angethan, daß, wenn das Rechte, auch nur in so fern es in der Zeit erkennbar ist, plötzlich an die Stelle des Rechts treten sollte, daraus eine grenzenlose Verwirrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse erfolgen würde.

Wir sind jetzt auf den Punkt gekommen, dessen Erörterung die Ueberschrift dieses Aufsatzes ankündigt.

Es giebt eine große Anzahl von Menschen, die sich nicht darin finden können, daß das Recht und das Rechte nicht zu jeder Zeit eins und dasselbe sind. Was diese am wenigsten begreifen, ist das Verhältniß, worin Idee und Wirklichkeit zu einander stehen. Nun ist zwar nichts entschiedener, als daß, da alle Wirklichkeit von der Idee ausgehen muß, jene zu dieser in das Verhältniß der Wirkung zur Ursache tritt. Allein da die Wirklichkeit einmal vorhanden ist, und, als vorhanden, immer aus der Idee abstammt: so erwirbt sie in ihrem Verhältnisse zu der Idee alle Rechte, welche eine Tochter der Mutter gegenüber hat. Wie fehlerhaft sie also auch sey, so darf sie doch nicht vernichtet werden, da-

mit eine andere an ihre Stelle treten könne, von welcher es zweifelhaft ist, wie sie gerathen werde. Man kann ihr nachhelfen, man kann ihre Gebrechen fortzuschaffen suchen; allein man darf ihr keine Gewalt anthun, die ihr Daseyn in Gefahr bringt. Dies ist um so weniger erlaubt, weil die vorhandene Wirklichkeit, der bloßen Idee gegenüber, einen Werth hat, den man ehren muß, so lange nicht erwiesen ist, daß die nicht vorhandene, erst aus der Idee zu schaffende Wirklichkeit den Vorzug verdiene; was durchaus nicht zu erweisen ist. Hiervon konnten freilich Diejenigen, welche in der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt haben, sich schwerlich einen deutlichen Begriff machen; denn, wenn sie das natürliche Verhältniß der Wirklichkeit zu der Idee reiner und bestimmter angeschauet hätten: so würden sie lieber die Hände in den Schooß gelegt haben, als auf eine so zerstörende Weise thätig gewesen seyn.

Es sey erlaubt, hier eine Zwischenbemerkung einzuschalten, welche zur Sache zu gehören scheint.

Wie seltsam es auch klingen mag, so kann man sich doch die Frage aufwerfen: worin der specifische Unterschied zwischen einem Staatsmanne und einem Jacobiner bestehe. Weder der Eine, noch der Andere, kann sich von der Idee trennen, ohne seinem Wesen zu entsagen; aber Beide beschäftigen sich mit ihr auf ganz verschiedene Weise: der Staatsmann so, daß er ihr Verhältniß zur Wirklichkeit nie aus dem Auge verliert, und die letztere nach ihrem vollen Werthe achtet; der Jacobiner so, daß er auf jenes Verhältniß gar keine

Rückſicht nimmt, und in dem eitlen Wahn, es laſſe ſich eine ganz neue Wirklichkeit ſchaffen, die einmal vorhandene herriſch oder leichtſinnig der Idee aufopfert. Der Staatsmann beherrſcht alſo ſelbſt die Idee; der Jacobiner hingegen wird von ihr beherrſcht. Einen weſentlicheren Unterſchied zwiſchen beiden hab' ich nicht auffinden können; aber dieſer Unterſchied iſt, wie es mir ſcheint, auch ſo bedeutend, daß er ſchwerlich noch größer gedacht werden kann. Nie wird ſich der Staatsmann zwiſchen Alles und Nichts ſtellen und es darauf ankommen laſſen, was daraus erfolgen könne; ſeine große Angelegenheit iſt und bleibt die Vermittelung der einmal vorhandenen, nicht befriedigenden Wirklichkeit mit der Idee, als Demjenigen, wovon der Menſch ſich nicht losreißen kann. Der Jacobiner hingegen wird eine ſolche Vermittelung nicht einmal ahnen; und indem er in der Vernichtung der vorhandenen Wirklichkeit alles auf's Spiel ſetzt, hinterher den Zufall walten laſſen. Eben deswegen kann einem Staate kein größeres Unglück widerfahren, als wenn er in die Hände von Jacobinern geräth; wobei indeß wohl zu bemerken iſt, daß die jacobiniſtiſche Natur keinem beſonderen Stande ausſchließend angehört, und auf die mannigfaltigſte Weiſe ſelbſt auf Staatsmänner übergehen kann, wenn dieſe nicht ſind, was ſie ſeyn ſollten, d. h. wahre Staatsmänner, welche die Wirklichkeit mit der Idee zu vermitteln verſtehen *).

---

*) Jetzt, wo in allen europäiſchen Reichen und Staaten vom Jacobinismus die Rede iſt, geziemt es ſich wohl, das eigentliche

Das Recht ist etwas Gegebenes, von welchem man sich nicht ohne die dringendste Noth trennen sollte. Das Rechte hingegen ist nie etwas Gegebenes und an und für sich eine bloße Idee, d. h. etwas Unendliches, das, um einen Werth zu erhalten, sich erst begrenzen muß. Man ist allzu gleichgültig gegen den Unterschied zwischen Idee und Chimäre; allein man sollte es nicht seyn. Alles, was im Fache der Gesetzgebung über den Entwickelungsgrad hinausgeht, welchen die Zeit gegeben hat, sey es als Idee auch noch so vortrefflich, gehört in das Reich der Chimären; und wer auf diesem Wege auch nur das Mindeste zu bewirken glaubt, wird immer in seinen Erwartungen betrogen werden. Alles hingegen, was dem einmal vorhandenen Entwickelungsgrade entspricht, wird sich als Gesetz ganz von selbst einführen, ohne daß es einer Unterstützung von Gewalt bedarf. Gerade dies aber ist das Rechte. Zwischen dem Recht und dem Rechten findet also eine sehr enge Verwandtschaft Statt, welche nicht verkannt werden sollte. Nur im Rechte kann die Gesellschaft ruhen: es ist das ewige Lebens-Element, ohne welches sie nicht fortdauern kann.

Wesen dieses angeblichen Ungeheuers genauer zu untersuchen, damit man nicht, wie bisher so häufig geschehen ist, Benennung und Sache mit einander verwechsele. Die erstere ist zufällig und willkürlich zugleich, wie Jeder weiß, der die französische Umwälzung, ihrer Geschichte nach, kennt; die letztere besteht, wo nicht in dem Abscheu, doch in dem Mangel aller Achtung, vor dem positiven Rechte. Und schon hieraus ist vollkommen klar, warum es gegenwärtig eine Menge Jacobiner giebt, die nicht für solche gelten, weil sie, als Machthaber, das Vorurtheil für sich haben, daß sie sich auf das Verhältniß der Wirklichkeit zur Idee verstehen.

Aber soll dies Element nicht in sich selbst verderben, so muß es, von Zeit zu Zeit, angefrischt werden, und diese Anfrischung kann nur dadurch erfolgen, daß das Rechte hinzutritt, gleichsam als ein Antisepticum.

Wie aber ist es anzufangen, um zu bewirken, daß es weder zu viel, noch zu wenig leiste?

Hierüber entscheidet nichts so sehr, als die Verfassung. Ist diese von einer solchen Beschaffenheit, daß sie lauter Antriebskraft enthält, so ist nichts natürlicher, als daß das Rechte, als Idee genommen, eine Wirksamkeit gewinnt, wodurch es zerstörend wird; und es möchte seit den letzten Jahrhunderten wohl der Fall gewesen seyn, daß man in Hinsicht des Rechts allzu leichtsinnig verfahren ist. Wenn die Verfassung hingegen aus lauter Hemmungskraft besteht, so ist es eben so natürlich, daß man der Idee nicht Raum genug giebt und das Recht auf Kosten des Rechtes vertheidigt. Darum nun muß jede Verfassung, welche den Charakter einer guten gewinnen will, eben sowohl die Antriebs-, als die Hemmungskraft, in sich schließen; jene, damit dem Rechten; diese, damit dem Rechte genug geschehe. Wo beide vereinigt und in Harmonie gesetzt sind, da wird das Rechte auf eine der Natur der Gesellschaft angemessene Weise vorschreiten, ohne daß davon irgend ein Nachtheil zu befürchten wäre. Das Mittelalter zeichnete sich dadurch aus, daß die Hemmungskraft in demselben das Uebergewicht hatte; und daher die Erscheinung, daß das menschliche Geschlecht in seiner Entwickelung vielfach litt und kaum von der Stelle rückte. Diese Hemmungskraft wurde nach und nach überwunden; aber an ihre Stelle

trat eine unbeschränkte Antriebskraft, welche mit allem, was Recht genannt zu werden verdient, ihr Spiel trieb, und, indem sie das Rechte mit Willkür setzte, es nach und nach dahin brachte, daß der Sinn für das Recht gänzlich abstarb, und Jeder in seiner Energie das Maaß seiner Ansprüche fand; so ist es denn geschehen, daß Alles unsicher geworden ist und auf vulkanischem Boden ruht. Soll dieser bedauernswürdige Zustand seine Endschaft finden, so kann es nicht dadurch geschehen, daß man zu Dem zurückkehrt, wovon er ursprünglich ausgegangen ist, wohl aber dadurch, daß man Antriebs- und Hemmungskraft auf eine Weise verbindet, welche eben so sehr das Rechte, als das Recht sichert. Was in dem Rechten chimärisch ist, das wird sich am leichtesten finden, wenn man die Besten und Einsichtvollsten einer Nation darüber zu Richtern macht; und was an dem Rechte Erstorbenes und Unbrauchbares ist, das wird sich auf demselben Wege am schnellsten ausmitteln lassen. Vorzüglich in dieser Hinsicht sind Volksvertretungen in unseren Zeiten höchst nothwendig geworden. Wo sie nicht Statt finden und jede andere Hemmungskraft mit ihnen wegfällt, da kann der Geist der Unruhe, welcher sich in den westeuropäischen Staaten so übermächtig entwickelt hat, nur wachsen und zunehmen; und wie das endigen werde, ist, nach den bereits gemachten Erfahrungen, schwerlich problematisch zu nennen. Will man billig seyn und nicht den unbedingten Gehorsam als erste und letzte Regel für m e n s ch l i ch e Verhältnisse aufstellen: so muß man eingestehen, daß das, worüber jetzt die meiste Klage geführt wird — der Geist der Un-

zufriedenheit, der Anmaßung, der Empörung — die Frucht einer Aussaat ist, die, obschon nicht auf gleiche Weise, in der Hinwegsetzung über das positive Recht seit etwa zwei Jahrhunderten allenthalben ausgestreuet worden; was aber der Mensch säet, das wird er ernten.

Zuletzt kommt alles darauf an, daß man sich an das göttliche Gesetz zurückerinnere, welches als ein Prototypus für das gesellschaftliche Gesetz dasteht. Da nämlich die Natur alle ihre Wirkungen nur dadurch hervorbringt, daß sie Kraft und Gegenkraft in Verbindung setzet: so hat man alle Ursache zu glauben, daß die natürliche Stätigkeit auch auf die Erscheinungen der Gesellschaft übergehen werde, sobald es mit den Staats-Gesetzgebungen dahin gekommen ist, daß auch in ihnen Kraft und Gegenkraft in Harmonie gesetzt sind. Wo neben einer Verwaltung eine Vertretung steht, und beide ihren Antheil an der Hervorbringung des öffentlichen Willens haben, jene als Antriebs-, diese als Hemmungskraft: da kann es keine wesentlichen Sprünge in der Gesetzgebung geben; da muß sich das bestehende Recht auf eine natürliche Weise durch die Idee des Rechten ergänzen; da muß die Gesellschaft in der höheren Ruhe, die ihr zu Theil wird, aller der Freiheit genießen, deren sie bedarf; da — um alles mit Einem Worte zu sagen — muß das positive Recht, so wie es einmal besteht, in dem Gefühl eines Jeden die Schutzwehr seyn, hinter welcher er sich vollkommen gesichert glaubt, und welche er, eben deswegen, unter allen Umständen gegen Diejenigen vertheidigt, die sie zerstören

möchten. Der höchste Patriotismus ist nothwendig in Denen, die es fühlen, daß das Vaterland ein fester Boden für sie ist; und da es immer nur durch seine Gesetzgebung zu einem festen Boden werden kann, so darf diese so wenig als möglich schwanken. Wie gut die Gesetzgebung in der Zeit sey, darauf kommt unendlich weniger an, als darauf, daß sie stätig sey. Die Idee des Rechten ist von so großem Umfange, daß sie als Quelle des Rechts nie erschöpft werden kann. Eben deswegen nun muß man mit der höchsten Vorsicht aus ihr schöpfen, und nie gestatten, daß sie überfließe. Verhindert wird dies immer nur durch eine solche Staats-Gesetzgebung, welche ganz darauf berechnet ist, die Güte des bürgerlichen Gesetzes durch die Art und Weise, dasselbe hervorzubringen, zu sichern: denn alles, was Verfassung genannt zu werden verdient, hat keine andere Bestimmung, und kann keine andere erhalten; und da man nur dadurch verhindern kann, daß man hemmt, so ist nichts mehr erwiesen, als die Nothwendigkeit der Hemmungskraft neben der Antriebskraft in Dingen, die das bürgerliche Gesetz und das Recht betreffen. Die Kunst hat immer darin bestanden, beiden diejenige Stellung zu geben, worin sie harmonisch zu wirken vermögen; und gerade dies ist die Aufgabe, welche von den Staatsmännern unserer Zeit gelöset werden soll, nachdem man im westlichen Europa zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß in dieser Lösung das einzige Rettungsmittel für die Zukunft, zugleich aber auch die Entschädigung für alle die Anstren-

gungen und Leiden liege, welchen sich das menschliche Geschlecht seit mehr als Einem Menschenalter hat hingeben müssen, ohne dabei einen andern vernünftigen Zweck verfolgen zu können.

Ueber den politischen Werth der Heuerleute *).

Es hat sich über den politischen Werth der sogenannten Heuerleute ein Streit entsponnen, der, wie es scheint, für's Erste nicht beigelegt werden wird.

Auf beiden Seiten sind Mißverständnisse im Spiel; und Mißverständnisse aufzuklären, ist nicht leicht.

Gleichwohl wollen wir dies versuchen.

Am richtigsten schauet man zwar die Dinge in ihren Gegensätzen an; aber dabei entsteht sogleich die Schwierigkeit, den rechten Gegensatz zu finden. In dem vorliegenden Falle nun soll der Grundbesitzer der Gegensatz des Heuermannes, und folglich auch der Heuermann der Gegensatz des Grundbesitzers seyn. Ist aber diese

*) Für Leser, welchen das Wort „Heuerleute" nicht bekannt seyn möchte, wird hier bemerkt, daß man in Westphalen darunter solche Personen versteht, welche, weil sie weder Grund und Boden, noch überhaupt das, was man hier zu Lande ein Grundstück nennt, besitzen, zur Miethe wohnen, und keine andere Grundlage für ihr gesellschaftliches Daseyn haben, als ihre Talente, diese mögen nun körperliche oder geistige seyn.

Der Herausgeber.

Voraussetzung richtig? ist sie es besonders in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft? Und wenn dies nicht der Fall seyn sollte — — wie werden wir, um den Grundbesitzern und den Heuerleuten gleich-gerecht zu werden, den Gegensatz stellen müssen?

Ehe wir auf eine Beantwortung dieser Frage eingehen, sey es erlaubt, eine Erzählung voranzuschicken, welche unstreitig dazu beitragen wird, den obigen Streit ein wenig aufzuhellen.

In Berlin lebte, vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren, ein Mann, der, nach hergebrachtem Maaßstabe, für einen ausgezeichneten Sonderling gelten konnte. Er war aus Bremen gebürtig, hatte als Kaufmann bis zu seinem vierzigsten Jahre sehr glücklich speculirt, und galt, in einem Alter von etwa funfzig Jahren, für einen sehr reichen Mann. Niemand wagte indeß, ihn abzuschätzen; und dies rührte davon her, daß er den Grundsatz angenommen hatte: „es gehöre zur Freiheit, Herr seines Vermögens zu seyn; und, um Herr desselben bleiben zu können, sey nichts so nothwendig, als das Volumen des Vermögens zu vermindern.“ Diesem Grundsatze zu Folge, besaß er in Europa kein Haus, kein Landgut, keine Fabrik, kurz nichts von dem, womit man sich breit machen kann. Besondere Umstände hatten ihn dahin gebracht, eine bedeutende Kaffee-Pflanzung auf Jamaica erwerben zu müssen; er war nämlich auf einer Fahrt von Ostindien nach Amerika in die Hände brittischer Kaper gefallen; und, um nicht das Opfer eines selbstsüchtigen Prisen-Gerichts zu werden, hatte er sich, auf den Rath eines Freundes, entschließen müssen,

Grundbesitzer in Jamaica zu werden. Wie einträglich aber auch diese Besitzung für ihn seyn mochte, so verabscheute er sie doch, als nicht zu seinem Grundsatze passend; und weil brittische Gesetze ihn zur Erwerbung derselben vermocht hatten, so wollte er lieber die ganze brittische Gesetzgebung verabscheuen, als seinen Grundsatz aufgeben. Es verstrich schwerlich ein Vormittag, an welchem er sich nicht mit sich selbst berechnet hätte; wenigstens war Eine Stunde dieser Tageszeit der vollkommensten Einsamkeit gewidmet, und die Voraussetzung seiner Verwandten war, daß diese Stunde nicht frommen Betrachtungen, wohl aber klugen Speculationen, gewidmet werde. Bis auf die verwünschte Pflanzung in Jamaica, welche sich freilich weder in die Brieftasche stecken, noch in den Reisekoffer packen ließ, führte er sein ganzes Vermögen mit sich, theils in Staatspapieren, theils in Diamanten, theils in Goldrollen. Sagen, daß er Staatspapiere besaß, heißt andeuten, daß seine Kraft, oder vielmehr das Product derselben, während der ersten vierzig Jahre seines Lebens, in England, Holland, Italien und Deutschland wirksam war, ohne daß er in irgend einem dieser Länder vorzugsweise verweilte; denn dazu fehlte es ihm an aller Liebhaberei. Er war sehr wohlthätig, und wußte, ob er gleich immer unverheirathet geblieben war, sein Verhältniß zur Gesellschaft sehr wohl zu finden; doch über den Punkt des ostensiblen, oder vielmehr des handgreiflichen Besitzes, fand mit ihm kein Capituliren Statt. Lieber hätte er noch so schlecht gewohnt, als daß er sich entschlossen hätte, ein Haus zu besitzen und den nicht von

ihm bewohnten Theil an Andere zu vermiethen. Ging er auf der Straße, und fiel ihm das eine oder das andere Haus wegen seiner Bauart und seiner Eleganz vorzüglich in die Augen; so pflegte er stehen zu bleiben, und zu sagen: „ein hübsches Häuschen! Ich könnte es haben; aber Gott soll mich davor bewahren, daß ich mir allen den Verdruß auf den Hals lüde, der mit solchem Besitz verbunden ist!" Eben so äußerte er sich, wenn ihm eine glänzende Equipage begegnete. Mit Einem Wort: es gab keinen entschiedenern Feind des voluminösen Reichthums. „Warum, sagte er, sich das Leben sauer machen? warum auf einen Prunk eingehen, durch welchen man sich Hände und Füße bindet? warum sich mit Kutscher und Bedienten ärgern, wenn man das Bedürfniß, sich schneller von Einem Orte zum andern zu bewegen, mit einem Thaler befriedigen kann? warum sich — fügte er etwas derb hinzu — eine Kuh halten, wenn man täglich für einen Groschen Milch braucht, die man zu jeder Stunde bei seinem Nachbar haben kann? Ohne zu wissen, was ein Aristipp ist, war er es im höchsten Grade. Die Schätze des Krösus hätte man ihm versprechen können, um ihn zur Annahme einer Ministerstelle oder irgend eines Titels zu bewegen; er würde gesagt haben: „wozu? Ich habe mehr, als ich zum Leben gebrauche; und da ich alles in Beziehung auf die Freiheit besitze, so erlaube man mir, zurückweisen zu dürfen, was nicht zu meinem Wesen paßt."

Die Erzählung ist geendigt; die Moral folgt.

War unser Bremer ein Heuermann?

Ganz unstreitig; denn er wohnte allenthalben zur Miethe, weil er da nicht wohnen wollte, wo er Eigenthümer gewesen seyn würde, d. h. auf seiner Kaffee-Pflanzung in Jamaica.

War er ein Grundbesitzer?

Ganz unstreitig nicht, wenn man von seiner Pflanzung in Jamaica absieht; denn er verabscheuete den Besitz von Grund und Boden, und würde sich, allen seinen Grundsätzen nach, durch nichts haben bereden lassen, auf einen solchen Besitz einzugehen.

War er ein Gutsbesitzer?

Ganz unstreitig; denn wer ein Vermögen von mehr als einer Million Thaler besitzt, die er, seinen Neigungen gemäß, anlegen kann, ist ein Gutsbesitzer, und bleibt es, so lange Geld das Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit und ihrer Productionen ist.

Es scheint demnach, als ob man den Heuermann dem Besitzer von Grund und Boden nicht so schnurstracks entgegen setzen könne, als es der Herr Professor Benzenberg theils in seinem Verfassungs-Büchlein, theils in seinen Briefen an den Herrn Regierungsrath Koppe gethan hat. Entgegengesetzte würden Heuermann und Grundbesitzer nur dann seyn, wenn zwischen beiden eben der Unterschied Statt fände, der zwischen arm und reich, dumm und klug, schlecht und gut, hassend und liebend ist. Dem ist aber nicht also. Da der Begriff von Vermögen keinesweges durch den Besitz von Grund und Boden erschöpft wird: so stellt er sich zwischen dem Heuermann und dem Grundbesitzer auf die natürlichste Weise in die Mitte; und indem er dies thut, hebt er

den Unterschied zwischen ihnen gewissermaßen gänzlich auf. Es kann einen armen Heuermann geben; aber der Heuermann ist nicht nothwendig arm. Eben so kann es einen reichen Grundbesitzer geben; aber der Grundbesitzer ist nicht nothwendig reich. Staatsbürgerlich genommen haben also Heuermann und Grundbesitzer, beide mögen arm oder reich seyn, immer gleichen Werth; und wenn man behaupten will, der Staat werde durch den Grundbesitzer allein gebildet, so läuft man die größte Gefahr, etwas zu behaupten, das sich nicht durchführen läßt. Ein Staat ohne Gesellschaft ist undenkbar; die Gesellschaft selbst aber beruhet auf einer Mannigfaltigkeit von Verrichtungen, von welchen der Ackerbau und das, was man Grundbesitz nennt, immer nur ein Theil ist. Nach dem Begriff, den wir gegenwärtig von Staat haben, gehören alle Verrichtungen, durch welche das gemeinsame Wohlseyn befördert wird, wie sehr sie sich auch von einander unterscheiden mögen, in die Classe nützlicher Verrichtungen — gleicher Aufmunterung werth, gleiches Schutzes bedürftig. Freilich entsprach jener alte Sachsen-Staat, den Karl des Großen Schwert zerstörte, diesem Begriffe nicht; allein wer von uns, wenn er die Entwickelung eines Jahrtausends zu würdigen im Stande ist, verlangt in jenem Staate zu leben, Echtwort zu haben und Wehrgeld zu leisten? Nichts davon zu sagen, daß jede Hinweisung auf einen solchen Staat vollkommen unnütz ist: — was würde aus einem Ackerbau werden, welcher der Aufmunterung ermangelte, die von der Betriebsamkeit der Städte ausgeht! Wie sehr sind Stadt und Land, ehemals so feindselig gegen einander gesinnt,

im Verlauf der Jahrhunderte einander nothwendig geworden! Und ist denn aller Grundbesitz abgeschlossen in dem Besitz von Hufen? Giebt es nicht auch einen städtischen Grundbesitz, der nichts von Hufen weiß? Sind die städtischen Verrichtungen auch von solcher Art, daß es für sie keines großen Raumes bedarf: so sind sie doch, zum Theil wenigstens, nicht minder einträglich, so wohl für den Einzelnen, als für das Ganze. Worin besteht der Unterschied zwischen einer Fabrik und zwischen einem Landgute, wenn beide mit gleicher Sicherheit ein Einkommen von 5000 Thalern geben? Wer an der Spitze der einen oder des andern steht, muß gleiche Aufmerksamkeit verwenden, damit sein Gewerbe von Statten gehe. In mehrerer Hinsicht aber hat der Fabrikant einen wesentlichen Vorzug vor dem Gutsbesitzer: er hat alles, was ihm fehlt, weit mehr zur Hand; und so wie er durch sein Gewerbe alle übrigen Gewerbe unterstützt: eben so wird er von allen unterstützt, während der Gutsbesitzer seinem Bedürfnisse aus der Ferne her abhelfen muß, und in einer Feuersnoth, oder bei Hagelschlag, die Früchte seines Fleißes rettungslos verderben sieht. Man könnte, wenigstens in unseren Zeiten, sogar fragen: was ist städtisches und ländliches Gewerbe? Sehr viel von dem, was ehemals zu den städtischen Verrichtungen gerechnet wurde, ist auf das Land übergegangen; und wer gegenwärtig Land-Grundbesitzer ist, beschränkt sich so wenig auf Ackerbau und Viehzucht, daß er Brauerei und Brennerei damit verbindet, mehrere andere Gewerbe zu geschweigen, an deren Betreibung ihn niemand verhindert, wenn es ihm weder an Betriebs-Ka-

pital

pital, noch an Neigung fehlt. Die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit ist ein so großes Gut, daß kein größeres gedacht werden kann: sie ist zugleich die stärkste Grundlage für die Gesammtkraft der Gesellschaft; und wer die Städte noch gegenwärtig als bloße Wohnsitze von Heuerleuten zur Anschauung bringt, verkennt ihr Wesen in einem so hohen Grade, daß er nicht einmal weiß, wie es gar keine Städte geben könnte, wenn sich der Grundbesitz nach allen seinen Charakteren nicht in denselben wiederfinden ließe. Eine Stadt, von lauter Heuerleuten bewohnt, ist ganz undenkbar. Wie könnte sie entstehen, wie könnte sie fortdauern!

Unstreitig hat sich also Herr Professor Benzenberg sowohl in seinem Verfassungs-Büchlein, als in seinen Briefen an den Herrn Regierungsrath Koppe, in seinen Behauptungen übernommen; und es ließe sich vielleicht nachweisen, wie ihm dies begegnen mußte, wenn hierauf das Allermindeste ankäme.

Aber haben sich die Gegner des Herrn Professors weniger übernommen? Haben sie ihn auf eine Weise bekämpft, daß der streitige Punkt vollkommen in's Klare gesetzt wird? Haben sie gar keine Zweifel übrig gelassen, die noch gehoben werden müssen?

Wovon ist die Rede?

Herr Professor Benzenberg behauptet, daß Personen, welchen es an allem Haben fehlt, oder denen, nach seiner Art zu reden, weder Land noch Sand zukommt, nicht Sitz und Stimme in einer Deputirten-Kammer und in einem Ministerium finden dürfen. Solche Leute nennt er Heuerleute; und gefehlt hat er offenbar

darin, daß er den Begriff von Haben, und Land- und Sand-Besitzen, allzu eng genommen und sonach das Wesen der Städte vollkommen verkannt hat. Allein die Frage ist nicht: was Alles zum Haben gerechnet werden müsse; sondern: ob ein reicheres Haben, im Gegensatz von einem bloßen Seyn, erforderlich sey, um zu dem Höchsten in der Gesellschaft (die Würde eines Staats-Chefs ganz bei Seite gesetzt) d. h. zu der Ehre, Mitglied einer Deputirten-Kammer oder eines Ministeriums zu werden, zu gelangen. Hier nun machen seine Gegner das reiche Seyn, im Gegensatz von einem bloßen Haben, geltend; und indem sie von Talenten und von einem Reichthum an Geist und Kraft und Kunst reden, welche der Gesellschaft eben so unentbehrlich seyen, als Land und Geld, vermeinen sie über ihn triumphirt zu haben. Sie retten ganz unstreitig die Ehre der Städte, sie retten sogar, was noch weit schwieriger war, die Ehre der Heuerleute, deren staatsbürgerlicher Charakter in unseren Zeiten sehr zusammengesetzt ist. Aber wird dadurch die Behauptung Benzenbergs für Denjenigen umgestoßen, der von seinen Begriffen abstrahiren, und folglich seine Behauptung in ihrer Allgemeinheit aufzufassen im Stande ist?

Gewiß nicht.

Nach scholastischem Begriffe können Millionen Geister auf einer Nadelspitze tanzen; und so lächerlich dies klingt, so wahr ist es doch, da wir einmal annehmen müssen, daß es für den Geist, als solchen, weder des Raums, noch der Zeit, noch alles dessen bedarf, was von beiden umschlossen wird. Aus demselben Grunde

aber bedarf es für Geister, als solcher, keiner Regierung, keines künstlichen Organismus derselben, so wie überhaupt keiner Anstalten und Einrichtungen, welche die Erhaltung und höhere Entwickelung der Gesellschaft bezwecken. Freilich kann man sagen, auch für Körper, als solche, bedürfe es derselben nicht; allein, da wir Körper und Geist zugleich sind, und in diesem unseren Seyn von Bedürfnissen abhangen, deren Befriedigung unsern Lebenszweck ausmacht; so stellt sich die Frage ganz einfach so: Soll bei der Bildung einer Deputirten-Kammer mehr Rücksicht genommen werden auf das Vermögen, oder auf den Geist?

Diese Frage nun ist nicht schwer zu beantworten.

Für das Vermögen giebt es einen Maaßstab, weil es ein Einmaleins giebt, dem, nach Pythagoras, selbst die Götter gehorchen; für den Geist hingegen giebt es keinen Maaßstab, wenigstens keinen zuverlässigen, mit irgend einiger Sicherheit anzulegenden. Der beste Maaßstab für das Vermögen ist die Steuer; und da es in der Gesellschaft kein todtes Haben giebt; da die Natur, wie partheiisch sie auch gegen Individuen verfahren möge bei Austheilung ihrer Gaben, gegen Classen immer gleich unpartheiisch ist; da die Wahlmänner ein so großes Interesse haben, sich von dem Einsichtsvollsten und Klügsten ihres Standes repräsentiren zu lassen; da endlich durch den bloßen Aufenthalt in der Deputirten-Kammer Fähigkeiten entwickelt werden, welche ohne den Meinungsstreit ewig unentwickelt geblieben seyn würden: so ist in keiner Hinsicht etwas dabei gewagt, daß man den Besitzstand zur Grundlage

einer Deputirten-Kammer macht; wahrlich so wenig, daß man sich dahin erklären muß, es gebe keine bessere Grundlage.

Herr Professor Benzenberg hat also in seiner Behauptung die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite, nur daß man den Begriff von Haben und Vermögen vollkommener auffassen muß, als er es gethan hat. Wenn seine Gegner die Rechte des Talents, des Geistes vindiciren, so lassen sie zweierlei aus der Acht: nämlich Ein Mal, daß sie ein bestimmtes Talent, eine besondere Art des Geistes, an die Stelle des Talents, des Geistes überhaupt genommen, bringen; zweitens, daß dieses bestimmte Talent, diese besondere Art des Geistes, in einer Deputirten-Kammer am wenigsten zu Hause gehört. Man kann ein großes Talent und einen kräftigen Geist besitzen, ohne damit die Ausbildung zu verbinden, welche die Schule giebt; Menschen dieser Art sind zu allen Zeiten da gewesen, und es ist noch sehr die Frage, ob sie nicht die allervorzüglichsten sind. Auf jeden Fall ist es bloße Pedanterei, wenn man annimmt, das Talent oder der Geist sey an einen bestimmten Stand gebunden; der menschliche Geist ist viel zu sehr rebellischer Natur, als daß er sich beschränken lassen sollte durch die staatsbürgerliche Verrichtung, welche das Handwerk genannt wird. Indem es sich aber so verhält: wozu ist es nöthig, eine Deputirten-Kammer noch besonders mit Geist auszustatten! Und würden Diejenigen, welche mehr oder weniger sich in dem ausschließenden Besitze des Talents oder des Geistes zu befinden vermeinen, sich in einer solchen Kam-

mer jemals wohl befinden können? Würde darin nicht von Dingen die Rede seyn, von welchen sie nie berührt werden; von Dingen, welche ihre Theilnahme nie in Anspruch nehmen würden? Herr Professor Benzenberg ist der Meinung, daß in einem gesellschaftlichen Zustande, wie der westeuropäische nun einmal ist, das Steuerwesen die Grundlage der ganzen Gesetzgebung ausmache; und darin kann er vollkommen Recht haben. Was aber geht das Steuerwesen Denjenigen an, der in die Deputirten-Kammer nur Talent und Geist bringt! Ohne Interesse für die zu verhandelnden Gegenstände, wird er, von der langen Weile erdrückt, entweder einschlafen, oder, wenn dies nicht der Fall seyn sollte, unmuthsvoll seine ganze Kraft gegen die Verhandlungen richten, um durch Verwirrung derselben sich selbst Genugthuung zu geben. In Wahrheit, die Sache ist wichtiger, als sie auf den ersten Anblick scheint; und da es in einer Versammlung von zwei- bis dreihundert frei gewählten Männern nie an Talentvollen und Geistreichen fehlen kann: so wird es sogar für den Staats-Gesetzgeber zu einer Pflicht, das reine, durch keinen bedeutenden Besitzstand gebundene oder geregelte Talent von solchen Versammlungen auszuschließen, als welches immer nur dadurch geschehen kann, daß man den Besitzstand, nicht das Talent, zur Bedingung des Eintritts in eine solche Versammlung macht. Ist es denn nicht ein bloßes Vorurtheil, wenn man annimmt, das Talent vermindere sich nach Maaßgabe der Größe des Vermögens? Selbst wenn man die einschläfernde Kraft des letzteren zugiebt — bestehen neben derselben nicht weckende Kräfte, die in

consultirenden Versammlungen eine besondere Wirksamkeit gewinnen?

„Aber — sagen die Gegner des Herrn Professor Benzenberg — ist das nicht Aristokratie?"

Das Wunderbarste ist, daß man auf diese Frage mit Ja und Nein zugleich antworten muß.

Allerdings ist es Aristokratie; doch nur in so fern, als die Gesellschaft derselben zu ihrer Erhaltung und Fortbildung bedarf; nur in so fern, als die gesetzgebende Verrichtung dieses Organismus bedarf, wenn sie von Statten gehen soll. Bemerkt werden muß, daß, wo das Talent und der Geist sich nicht mit, sondern neben dem Vermögen geltend machen wollen, nur eine Aristokratie anderer Art entsteht, die aber deswegen nicht weniger Aristokratie ist.

Es ist hinwiederum keine Aristokratie, weil sie nicht von einem mehr oder weniger privilegirten Stande herrührt, welcher das Interesse der übrigen Stände durch das seinige beherrscht. In letzter Instanz entscheidet die Steuerrolle über den Eintritt in die Deputirten-Kammer; und nur, wer den feststehenden Satz erfüllt, wird Deputirter. Von einem Adel, im Gegensatz des bürgerlichen Standes, ist gar nicht die Rede, sondern nur von Grundbesitz, oder vielmehr von Besitz überhaupt, und von solchen persönlichen Eigenschaften, welche dem Mitbürger Vertrauen einflößen. Wären gewisse sehr einträgliche Verrichtungen, wie z. B. die des Geldhandels, eben so gut zu controlliren, wie die des Ackerbaues und der städtischen Fabrikation: so würde kein Grund vorhanden seyn, ihre Betreiber, wenn sie

den vorgeschriebenen Steuersatz erfüllen, von der Deputirten-Kammer auszuschließen; und es ist nichts weniger als undenkbar, daß wenigstens Diejenigen von ihnen Eintritt gewinnen, gegen deren Moralität nichts einzuwenden ist. Mit Einem Worte: wer den Begriff einer Aristokratie auf die, durch Steuerrollen begründete Deputirten-Kammer anwenden will, der muß vor allen Dingen von der Aristokratie abstrahiren, welche die Welt bisher kennen gelernt hat; und was mich betrifft, so mag ich nicht leugnen, daß ich nicht begreifen kann, warum sie nicht eben so wohl eine Demokratie zu nennen sey.

Aller Mißverstand zwischen Herrn Professor Benzenberg und seinen Gegnern scheint uns daher zu rühren, daß die Letzteren den Begriff des Grundbesitzes nicht fassen können, ohne dabei an den Adel zu denken, den sie bisher gekannt haben, und daß der Erstere, von Mösers Schriften bezaubert, eine bestimmte Art des gesellschaftlichen Zustandes in größeren Anschlag gebracht hat, als er hätte thun sollen, um seinen Behauptungen die Evidenz zu geben, die man ihnen wünscht. Die Aristokratie, deren man ihn beschuldigt, widerspricht seinem Wesen eben so sehr, als seinem Verfassungs-Büchlein, das, wie es auch getadelt werden mag, ungemein viel Wahres und Schönes enthält.

Es bleibt jetzt nur noch Eine Frage übrig, nämlich die: „was verlieren die land- und sandlosen, in die Steuerrolle gar nicht eingetragenen, von Seiten ihres Vermögens von dem Staate gar nicht in unmittelbaren Anspruch genommenen, übrigens sehr talentvollen und

geistreichen Heuerleute dadurch, daß sie, als solche, weder in die Deputirten-, noch in die Pairs-Kammer Eintritt gewinnen können.

Wir bemerken hierüber Folgendes.

Erstlich, absolut versagt ist dem Heuermanne dieser Eintritt nicht. Es kommt darauf an, wie wichtig ihm derselbe ist, und ob er die Mittel hat, die Bedingungen zu erfüllen, unter welchen jener allein gestattet werden kann. Ist also, erstlich, der Eintritt in die Deputirten-Kammer für ihn der Gegenstand des höchsten Ehrgeizes; zahlt er, zweitens, die daran gesetzlich geknüpfte Steuer, und erwirbt er sich, drittens, das Vertrauen seiner Mitbürger in einem so hohen Grade, daß er zum Repräsentanten gewählt wird: so steht ihm weiter nichts im Wege. Man muß gestehen, daß dies nicht leicht ist; aber kann und darf es jemals leicht seyn, Theil an der Gesetzgebung einer Gesellschaft von mehreren, oder wohl gar vielen Millionen zu erhalten?

Zweitens, in so fern es dem Heuermanne erschwert ist, Zutritt in die Deputirten-Kammer zu gewinnen, hat er bei weitem mehr Ursache, sich Glück zu wünschen, als sich zu beklagen. Denn bringt er in dieselbe nichts weiter, als sein Talent und seinen Geist, so hat er in der That nicht auf Triumphe zu rechnen. Eine Deputirten-Kammer, welche aus rein Talentvollen, rein Geistreichen bestände, ist gar nicht denkbar; oder, wenn man sie voraussetzen wollte, so würde sich, wie dies in Frankreich eine Zeitlang wirklich der Fall war, die Gesellschaft darauf gefaßt halten müssen, von ihr zu Grunde gerichtet zu werden. Gemischt nun mit Perso-

nen, welche, vermöge ihres Besitzstandes, ihren Ideenflug nie so hoch nehmen, daß sie den Boden ganz aus den Augen verlieren sollten: — wie will sich der talentvollste Mann so hoch ausbringen, daß er allen Kränkungen entginge! Steht ihm keine andere bevor, so ist es wenigstens die, daß er überstimmt wird, als einer, dessen Meinung die Uebrigen nicht befriedigt hat. Auf geistige Genüsse ist also in dieser Laufbahn am wenigsten für ihn zu rechnen; und zwar um so weniger, da er nie sagen kann: nos numerus sumus.

Drittens, wie entbehrlich wird ihm diese Laufbahn, da sich dafür eine andere öffnet, in welcher das Ziel weit genug gesteckt ist, um auch den größten Ehrgeiz in Athem zu erhalten! Wir meinen hier die Verwaltung in allen ihren Abstufungen und Abzweigungen. Sie ist die Arena der Heuerleute, diese mögen reich oder arm seyn, vorausgesetzt nur, daß ihr Talent entschieden und ihr Reichthum compendiös ist. Jedes Talent findet in ihr seinen Platz, das mechanische sowohl, als das idealisirende, der bloße Fleiß sowohl, als die Intelligenz. Nur allzu oft aber hat es sich bewährt, daß bedeutender Reichthum, wenn er voluminös war, der administrativen Brauchbarkeit, selbst bei entschiedenem Talente, Abbruch that. Ein solcher Reichthum fordert nämlich, wo fern er nicht wesentlich vermindert werden soll, eine ununterbrochene Aufsicht; und indem er die Beweglichkeit seines Besitzers verringert, ist er zugleich sehr geeignet, seiner Brauchbarkeit Abbruch zu thun. In jeder Lage berechnet sich der Mensch gern mit sich selbst; und wo er sich von dem Anbau seiner liegenden Gründe

größeren Vortheil verspricht, als von der Bekleidung eines Staatsamtes, da wird er immer geneigt seyn, die letztere dem ersteren aufzuopfern, oder wenigstens seine Stellung so zu nehmen, daß sich beide vermitteln lassen. Geht man nun von dem benzenbergischen Grundsatz aus, daß die Deputirten-Kammer die Pflanzschule für das Ministerium seyn und bleiben müsse: so ist für alle Diejenigen, welche durch die besondere Art ihres Besitzstandes von dem einen, wie von dem andern, ausgeschlossen sind, Raum genug für die Ausbringung ihres Talents, ohne daß sie irgend eine gegründete Ursache haben, sich zu beschweren. Man denke nun noch die Bahn hinzu, welche das Militär eröffnet: eine Bahn, in welcher die Gelegenheit zur Auszeichnung im Kriege freilich häufiger ist, als im Frieden, doch aber auch in diesem nie ganz wegfällt!

So viel über eine Idee, welche, wichtig durch sich selbst, die vielseitigste Erörterung fordert, und, durch einen Nebenbegriff verdunkelt, sehr leicht an innerer Wahrheit verlieren könnte. Das Einzige, was dem Professor Benzenberg zur Last fällt, ist, daß er den Begriff von Heuerleuten so wiedergegeben hat, wie er ihn in seinem Vaterlande empfangen hatte, wo man den Gegensatz von Edelmann und Bürger nicht so kennt, wie im nördlichen Deutschland, wo aller Grundbesitz frei ist, und wo sich folglich neben den Grundbesitzer immer nur der Nicht-Grundbesitzer, d. h. der Heuermann, stellt, der natürlich um so unbedeutender wird, je kleiner die Schollen sind, welche den Grundbesitz ausmachen. Beweglicher und unbeweglicher Reichthum sind der Gesell-

schaft gleich-nothwendig zu ihrem Gedeihen; und indem der erstere das einzige Mittel ist, den letzteren zu verwerthen, sollte man beiden gleiche Achtung schenken, beiden gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn die alten Sachsen dies nicht thaten, so rührte dies von ihrer Uncultur her, welche sich mit der Befriedigung der rohesten Bedürfnisse begnügte. Sklaven vertraten bei ihnen die Stelle der Heuerleute; Sklaven, auf deren Schultern die ganze gesellschaftliche Arbeit ruhete, die sich eben deswegen niemals theilte. So fern die Heuerleute von den alten Sachsen selbst ausgingen, waren die Gefolge der Fürsten das Mittel, sich ihrer zu erledigen; und daher die Erscheinung, daß der Krieg nie zum Stillstand kam, indem man rauben mußte, um leben zu können. Diese Zeiten sind, so Gott will, für immer vorüber; und gerade das Verhältniß, worin die Heuerleute zu den Grundbesitzern seit etwa sechs Jahrhunderten getreten sind, macht in Verbindung mit dem, wodurch es gehalten wird, alle die Vorzüge aus, deren die Gesellschaft in Vergleichung mit früheren Jahrhunderten genießt. Sie würde ohne die Heuerleute ein bloßes Stillleben seyn. Diese, als Inhaber des beweglichen Reichthums, machen sie zu einem Jahrmarkt, auf welchem Jeder sein Bedürfniß befriedigt und seine Rechnung findet.

Erste Idee einer Pflanzschule von Staatsmännern in Europa.

So lange die Päbste die Universalmonarchen von Europa waren, blieb den Königen nichts anderes übrig, als ihre ersten Räthe und Diener in dem Stande der Geistlichkeit zu wählen; und die Päbste sahen dies gewiß nicht ungern, weil hierin eins von den vielen Mitteln lag, ihrer Herrschaft eine ewige Dauer zu geben. Die Räthe und Minister selbst konnten sich in dieser Lage nicht schlecht gefallen; denn, da sie eigentlich zween Herren dienten, so brauchten sie beide nur auf eine geschickte Weise einander entgegen zu stellen, um die Suveräne der Suveräne zu seyn. Daß Einzelne dies mit großem Erfolge gethan haben, ist Dem, der die Geschichte des Mittelalters mit Genauigkeit studiert hat, kein Geheimniß.

Dies konnte in protestantischen Ländern nur fortdauern bis zu den Zeiten der Reformation; und es ist merkwürdig, zu sehen, wie, unmittelbar nach dem ersten Beginnen derselben, König Heinrich der Achte von England die erste Idee einer Pflanzschule von Staatsmännern auffaßte.

Gilbert Burnet giebt in seiner Reformations-Geschichte der englischen Kirche darüber folgenden Aufschluß:

„Um diese Zeit, sagt er, wurden dem Könige viele Entwürfe zu edlen Stiftungen vorgelegt; und es mochte ihm damit voller Ernst seyn. Doch ehe er es sich versah, hatte er sich durch zu weit getriebene Güte und Großmuth um die Mittel gebracht, irgend einen von diesen Entwürfen in's Werk zu richten *). Indeß muß ich von einem dieser Entwürfe reden, weil er die Seelengröße Desjenigen bezeichnet, den man als den eigentlichen Urheber betrachten muß; ich meine Sir Nicolaus Bacon **), der in der Folge einer der weisesten Minister wurde, die je in England gelebt und gewirkt haben."

„Der König wollte für das Studium des bürgerlichen Rechts, und die Reinheit der lateinischen und französischen Sprache ein besonderes Haus stiften. Demgemäß trug er dem Nicolaus Bacon und zwei Anderen, namentlich dem Thomas Denton und dem Robert Cary, auf, einen vollständigen Entwurf zur Einrichtung eines solchen Hauses zu machen. Diese Herren überreichten ihm einen schriftlichen Entwurf, der

*) Dies soll unstreitig so viel sagen, daß der König von den eingezogenen Klostergütern allzu viel an Privatpersonen verschenkte, als daß er von dem Ueberreste hätte zu edlen Stiftungen Gebrauch machen können.

**) Der Vater des nachmaligen Lord Kanzlers von England, Franz Bacon, der als Schriftsteller so berühmt geworden ist.

noch immer vorhanden ist. Der Plan war, daß in diesem Hause, außer häufigen Disputationen, noch andere Uebungen in der lateinischen und französischen Sprache gehalten werden sollten; und wenn die Königs-Studenten — denn diese Benennung sollten die Zöglinge dieser Anstalt führen — es bis zu einer gewissen Reife gebracht hätten: so wollte man sie mit den Gesandten in fremde Länder schicken, um sich in der Kenntniß der auswärtigen Angelegenheiten zu üben. Das Haus war also wesentlich als Pflanzschule für Gesandte gedacht. Einige von den Zöglingen waren auch dazu bestimmt, die Geschichte aller Gesandtschaften, Verträge und anderer auswärtigen Verhandlungen zu schreiben, so wie auch die Geschichte der Verhöre in Criminal-Sachen zu Hause. Ehe sie aber an's Werk gingen, sollte der Lord Kanzler sie schwören lassen, daß sie es mit Wahrheit, ohne Ansehen der Person, und frei von irgend einer schlechten Absicht, thun wollten."

„Dieser edle Plan scheiterte; doch wäre er durchgeführt worden, so begreift Jeder, welcher große Vortheil daraus für das Königreich hervorgegangen seyn würde."

So weit Burnet.

Dem Entwurfe selbst sieht man es an, daß er im sechzehnten Jahrhunderte gemacht wurde. Allerdings konnte das bürgerliche Recht, als besonderer Gegenstand des Unterrichts in dieser Anstalt, nicht aus der Acht gelassen werden; denn was könnte mehr zur Bildung eines Staatsmannes beitragen, als ein genaues Stu-

dium der Gesetzgebung, in welcher und durch welche der Staat fortdauern soll! Eben so wenig ist die Beschäftigung mit der lateinischen und französischen Sprache zu tadeln, wiewohl man nicht ganz deutlich einsieht, was der letzteren im sechzehnten Jahrhunderte den Vorzug verschaffen konnte, wo fern es nicht die Nähe von Frankreich war, wo England sogar noch bedeutende Besitzungen hatte. Allein, wenn der Gedanke war, daß die Kenntniß der auswärtigen Angelegenheiten an fremden Höfen erworben werden sollte: so muß man gestehen, das die Vorbereitung dazu doch noch mehr als dürftig war. Und nun vollends Geschichtschreibung, bloß in Beziehung auf Staatshändel! Kurz, es war ein Schritt weiter, den man thun wollte, und ein Schritt, den die Umstände sogar nöthig machten, nachdem England der Oberherrschaft des Pabstes entsagt hatte. Aber es war und blieb ein kleiner Schritt, der in der Folge nur in so fern wichtig geworden seyn würde, als er die brittischen Staatsmänner der Nothwendigkeit überhoben hätte, ihre ganze Einsicht aus den Parliaments-Verhandlungen seit der Regierung der Königin Elisabeth zu schöpfen.

Spätere Jahrhunderte haben größere Hülfsmittel dargeboten. Ob von ihnen Gebrauch gemacht sey, ist eine Frage, die sich nicht beantworten läßt, ohne sich dem Tadel auszusetzen. Indeß scheinen unsere Universitäten, als Pflanzschulen für Staatsmänner, ihre Bestimmung nicht zu erfüllen; und vorausgesetzt, daß das Bedürfniß, dergleichen zu erziehen, wie bisher, zunehmen sollte,

wird man darauf Bedacht nehmen müssen, neue Pflanzschulen für dieselben anzulegen *).

---

*) Man kann nicht umhin, dem Cicero Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn er (de Oratore II.) sagt: Ad consilium de republica dandum, caput est, nosse rempublicam: — quid habeat militum, quid valeat aerario, quos habeat socios, quos amicos, quos stipendiarios, qua quisque sit lege, conditione, foedere; tenere consuetudinem decernendi, nosse exempla majorum. Videtis, genus hoc omne scientiae, diligentiae, memoriae esse, sine quo paratus esse Senator nullo pacto potest.

